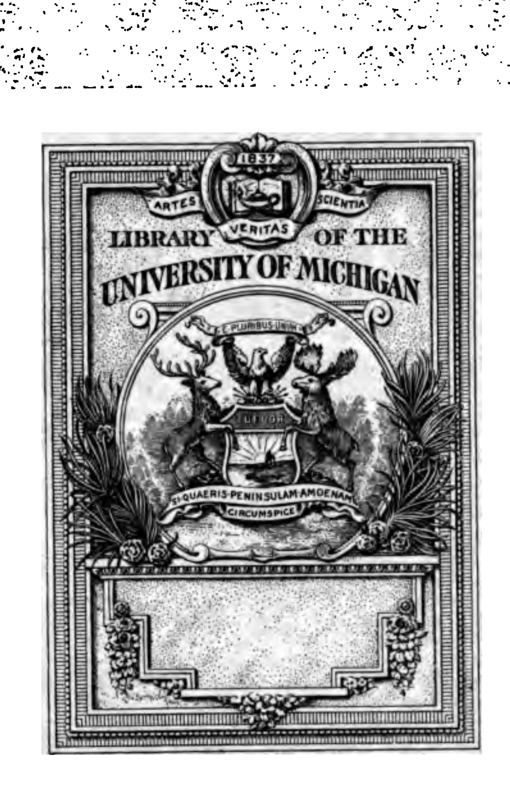
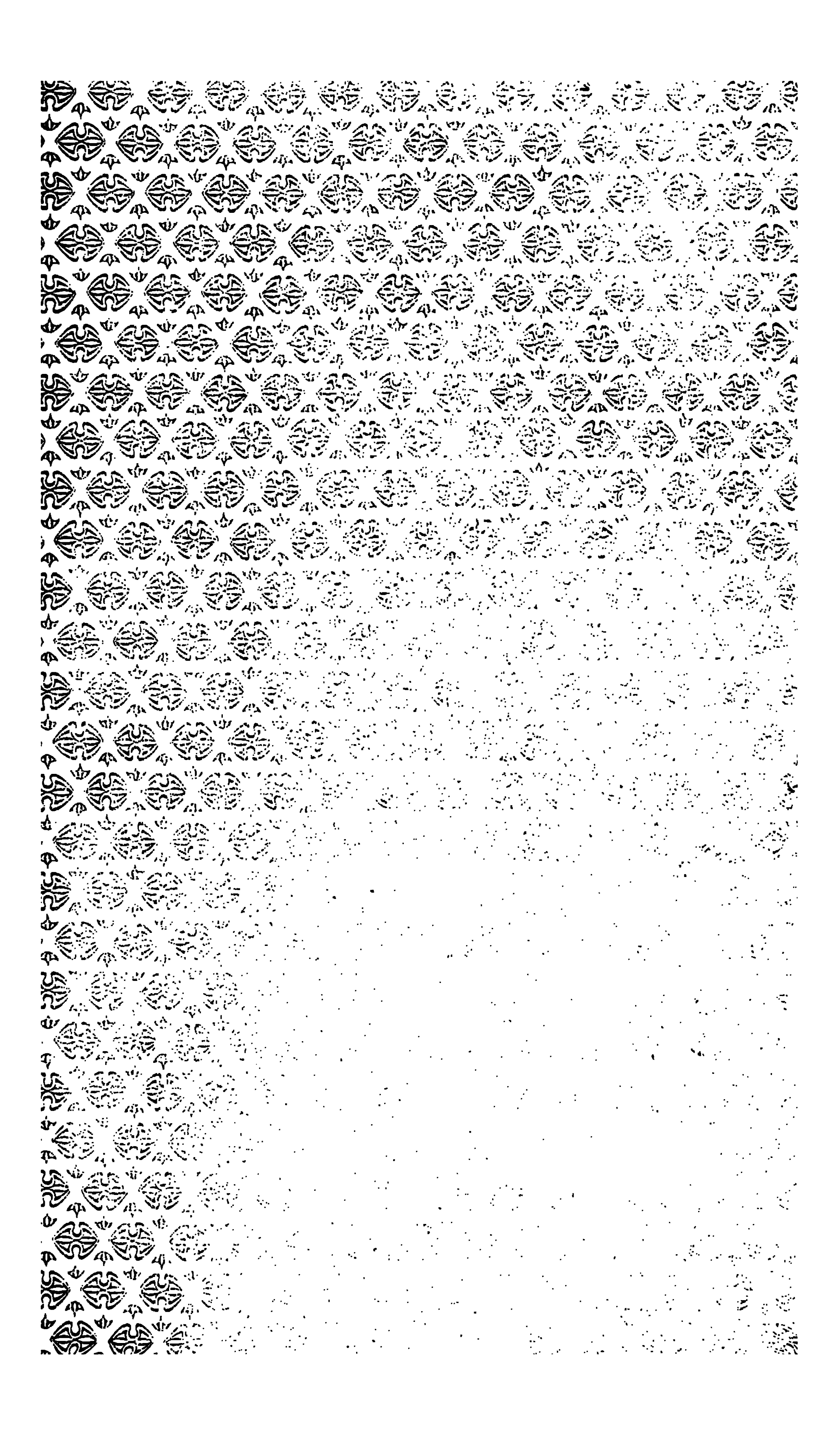



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Pädagogik * * * * * * und Poesie

Vermischte Aufsätze

Neue Folge

Von

Prof. Dr. Alfred Biese

Königl. Gymnasialdirektor in Neuwied am Rhein.



Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1905.

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

Herrn Geheimen Oberregierungsrat

Dr. Adolf Matthias

in Berlin

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.



Vorwort.

Die überraschend freundliche Aufnahme, welche in engeren und weiteren Kreisen (auch im Auslande) die erste Sammlung vermischter Aufsätze „Pädagogik und Poesie“ (1900) gefunden hat, veranlaßte mich, auch die seitdem an verschiedenen Stellen zerstreuten Versuche in geschlossener Reihe, unter gleicher Flagge, hinausziehen zu lassen.

In seinen Grundanschauungen wie in seinen Bestrebungen ist der Verfasser derselbe geblieben; auch dies weitere Lustrum seiner amtlichen Tätigkeit, die dem Dienste der Jugend gewidmet ist, hat ihm den Glauben an die herzerhebende und willenstählende Macht der Poesie und an die Empfänglichkeit des heranwachsenden Geschlechtes für diese Macht nicht zu rauben vermocht, sondern nur gestärkt.

Die Aufsätze sind teils, wie die „Gedankengänge“, direkt aus dem Unterricht und Schulbetriebe erwachsen, teils Vorträge, denen auch Schüler in stattlicher Zahl beizuwohnen liebten; alle Kapitel und Kapitelchen bemühen sich, Welt und Leben unter den Gesichtspunkt eines poesieerfüllten Idealismus zu rücken. Die ersten schaffen zunächst die Grundlagen in der Erörterung der Grundkraft alles künstlerischen Schaffens, der Phantasie, und zeichnen in allgemeinen Zügen das Ziel der wahren und echten Bildung des Herzens und des Charakters (I—III). Die folgenden (IV) weisen auf, wie psychologische und ethische Begriffe und ästhetische Fragen unter steter Heranziehung der Bekenntnisse aus Dichtermund für die Schule fruchtbar gemacht werden können, und die sich hier anschließenden stellen an typischen Beispielen aus Goethischer Dichtung die Psychologie des Poetengemütes mit seinen Höhen und Tiefen dar (V).

Auch das gehört ferner nach altem, gutem Brauch zu den Aufgaben der Pädagogik, den Abschluß der Schulbildung mit weihevoller Feier zu krönen und den jungen scheidenden Menschen ein ernstes

Wort, womöglich von dem Reiz der Poesie umwoben, auf den Weg in das an reinen Freuden wie an hohen Aufgaben und schweren Gefahren reiche Leben mitzugeben (VI).

Auch das dürfte, wie mir scheint, zu den Aufgaben der Pädagogik gehören, einen modernen Dichter — noch dazu einen ganzen Mann, wie Storm es war — in seinem persönlichen Wesen und in seinem Werden zu zeichnen, sowie die Entwicklung eines Knaben und Jünglings zum Manne im Spiegel der Dichtung eines noch lebenden Poeten zu zeigen, zumal wenn es sich um ein so reifes Lebenswerk handelt, wie „Jörn Uhl" es ist (VII).

Ich bin ferner der Überzeugung, daß es sich wohl ziemt, den größten Tatmenschen der Deutschen in moderner Zeit, Bismarck, auch im Lichte reinen, freien Menschentums, in seinem Verhältnis zu Religion, Natur und Dichtkunst und Leben zur Anschauung und so dem Herzen der Jugend nahe zu bringen. Auch kann man wohl fragen, wer eine höhere Auffassung von den Aufgaben des Pädagogen gehabt und wer sie köstlicher zum Ausdruck gebracht habe, als Bismarck es vor Lehrern getan hat (VIII).

Rezensenten des ersten Bandes hatten im Hinblick auf die reiche Behandlung Goethes die Frage aufgeworfen: Wo bleibt Schiller? Damals feierten wir den 150. Geburtstag Goethes. Dies Jahr brachte uns den 100. Todestag Schillers. Das eine wie das andere bot den äußeren Anlaß einer erneuten und vertieften Betrachtung unserer größten Dichter. Die hier gebotenen fünf Schiller-Aufsätze (IX, X) sind Vorträge, die im November v. J. im „Freien Deutschen Hochstift" zu Frankfurt a. M. und im Frühjahr d. J. in Neuwied gehalten wurden.

Von den Aufsätzen sind Nr. I, II, VII 2 in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik" (Leipzig), Nr. III in der Halbmonatschrift „Die Kultur" (Köln a. Rh.), Nr. IV und V 2 in den „Lehrproben und Lehrgängen" (Halle a. S.), Nr. V 1 in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (Berlin), Nr. VII 1 in der „Münchener Allgem. Zeitung" und später erweitert in der Halbmonatschrift „Niedersachsen" (Bremen), der Anhang im „Deutschen Wochenblatt", Nr. VIII in der „Monatschrift für das gesamte geistige Leben der Gegenwart" (Berlin) erschienen. Die Entlassungsreden (VI) wurden in den Osterprogrammen veröffentlicht, ebenso ward Nr. VIII und Nr. IX 1, erweitert, den Jahresberichten

beigegeben. Nr. IX 2 wird auch in dem „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts“ als Festvortrag des 10. Novembers abgedruckt werden, 3 und 4 erscheinen hier zum ersten Mal.

Der in den Anhang verwiesene Aufsatz „Eine Poesiestunde in Prima“ war bei der Anordnung versehentlich verschoben worden; er gehört in die Reihe Nr. IV, schließt aber vielleicht harmonisch das Ganze ab.

Bei der Korrektur hat mich außer einem wackeren Primaner in trefflicher Weise, mit manchem nützlichen Wink, mein lieber Freund Prof. Friedrich van Hoffs in Koblenz unterstützt. Ihnen sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

Neuwied, im Mai 1905.

Alfred Biese.

Inhalt.

I.

Die Phantasie.

Eine psychologisch-ästhetische Studie.

1898.

Die Phantasie ist zwar, wie Goethe sagt, das „Schoßkind" Juppiters, nicht etwa trotz, sondern gerade wegen der „Launen der Törin", aber sie ist auch zugleich das Stiefkind der modernen Pädagogik, der modernen, physiologischen Psychologie. Diese weiß, im Grunde genommen, herzlich wenig mit dem „ewig beweglichen", „seltsamen" Wesen anzufangen, das proteusartig seine Gestalt wechselt und überall bei der Betätigung des Menschengeistes sich mehr oder weniger zur Geltung bringt. Es ist aber eine wunderbare und doch wieder in der verwickelten Eigenart der menschlichen Psyche begründete Tatsache, daß, welche seelische Kraft auch immer wir zu eindringender Betrachtung herausheben — sei es nun das Fühlen oder Wollen oder Vorstellen, sei es die Erinnerung, das Gemüt, die Phantasie — gerade die, auf welche wir unser Augenmerk richten, uns auch als die bedeutsamste, wirkungsvollste erscheinen will. So erhebt denn auch in dem bunten Stimmengewirre der Psychologen der eine für den Willen, der andere für das Fühlen, der dritte für das Vermögen zu vergleichen und sich zu erinnern u. s. f. seine Stimme und erklärt es für die wichtigste Seelenregung, ohne die alle übrigen nicht gedacht werden könnten. Und sonderbar genug, jeder hat recht. Die menschliche Seele gleicht einem vielstimmigen Orchester, bei dem jedes Instrument seine eigene Berechtigung hat und seine Bestimmung erfüllt, bei dem aber auch bald dieses, bald jenes die Führung übernimmt. Und so ist es individuell verschieden, ob Verstand oder Wille, ob Gemüt, ob Phantasie im besonderen Maße ausgebildet ist und die Herrschaft in Lebensanschauung und Lebensbetätigung gewinnt.

Platon, der phantasiereiche Philosoph oder philosophische Dichter, stellt φαντασία und αἴσθησις (d. i. die Wahrnehmung) eng zusammen; sie ist für ihn die Auffassung der Bilder der sinnlichen Wahrnehmung; das künstlerische Schaffen dagegen ruht auf der Einbildung, der εἰκασία, und das Kunstwerk ist das gereinigte (idealisierte) Bild der Wirklichkeit, eine Nachahmung des Phantasiebildes, des Ideals; die göttliche Kraft des Dichters ist eine θεία μανία, ein göttlicher Wahnsinn.

Aristoteles beschränkt den Begriff φαντασία ebenfalls auf die Sinneswahrnehmung, er nennt sie „eine sinnliche Wahrnehmung ohne Stoff", d. h. sie gestaltet das rein innerlich Geschaute nicht als Gedanken, sondern in Formen, die der Wirklichkeit entsprechen (De an. III 8); er hebt aber auch die Fähigkeit hervor, sich lebhaft alles im Innern gleichsam als Bild vor den inneren Blick zu stellen (Poet. c. 17), und fordert vom Dichter, er müsse sich alles bis ins einzelne so lebendig veranschaulichen, als sei er bei dem Vorgange selbst gegenwärtig gewesen und habe es mit eigenen Augen gesehen; Einbildungskraft muß sich also — wie wir heute sagen würden — mit Einfühlung verbinden; Aristoteles bezeichnet diese Kraft des Dichters, sich selber in den zu schildernden leidenschaftlichen Zustand zu versetzen, als Folge des lebhaften Temperaments, als natürliches Genie; die Klarheit des Gestaltens muß sich mit Wärme der Begeisterung verbinden; die Ekstase, die geistige Trunkenheit, geregelt durch Besonnenheit, ergibt die schöpferische Dichtergabe. Die Phantasie in Beziehung zur Kunst unterschied von der niederen Einbildungskraft erst der Sophist Philostratus. — Cicero folgt (Tusc. I 62 f.) den Stoikern, wenn er die Kraft zu erfinden und zu ersinnen (inventio atque excogitatio) als göttliche Anlage, als caelestis mentis instinctus preist, ohne den kein Kunstwerk entstünde. — In der neueren Zeit waren es besonders die Engländer (Bacon, Hobbes), welche die Poesie auf Einbildungskraft gründeten; Addison rühmt die Neigung zum Phantastischen, die dem englischen Volke eigentümlich sei (fanciful); er bezeichnet das Gesicht als einen erweiterten Tastsinn, die Phantasie als einen erweiterten Gesichtssinn, ein Gesicht für Ungegenwärtiges. Hutcheson fand den Geschmack in der Fähigkeit des inneren Vergleichens. Während die Franzosen das Prinzip des Nützlichen, Regelmäßigen vorwalten lassen, heben die Engländer (z. B. Burke und Home) das Gefühl, das Gemüt, die Sympathie hervor.

Unsere deutschen Klassiker leben und weben in der Verherrlichung der Phantasie; Schiller nennt sie in den „Künstlern“ „die schöne Bildkraft“, er richtet die Forderung an den Dichter:

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

Jean Paul trennt die Einbildungskraft, die auch die Tiere besäßen („weil sie träumen und fürchten“), und die Phantasie, die ihm etwas Höheres, „der Elementargeist der übrigen Kräfte“ ist, denn sie „mache alle Teile zum Ganzen“. Bei Kant lesen wir: „Die Einbildungskraft, sofern sie auch unwillkürliche Einbildungen hervorruft, heißt Phantasie.“ Bei anderen Philosophen — wie Schelling und Solger — wird die Phantasie, in nebelhafter Mystik, ein „aktiv-passives Erkennen“, eine „bewußtunbewußte Tätigkeit“, eine Erleuchtung genannt, bei der das Menschenhirn gleichsam ein passives Gefäß für Aufnahme des göttlichen Offenbarungsstrahls werde. Auch für Weiße ist die Phantasie etwas „absolut Geistiges“, welches „den endlichen Geist und seine Besonnenheit beherrscht und nur in einer höheren Besonnenheit, nämlich in der des Genius, als Moment oder als Kraft aufgehoben zu werden vermag“; „in dem Begriff der Phantasie, welcher die unmittelbare Substanz der Schönheit ist, sind zwei Momente gesetzt, deren Wechselbeziehung die Wirklichkeit der Schönheit ausmacht, nämlich die Empfindung (Seligkeit) und die Anschauung (das Beseligende)“. Die Systeme Hegels und Vischers sind nicht minder durch den schwerfälligen Begriffspanzer und die dunkle Ausdrucksweise entstellt, aber hindurch blitzen überall leuchtende, geniale Gedanken. Vischer ist durchdrungen von dem Phantasievermögen; er nennt es das „unbewußt verwechselnde“, „leihende“ Anschauen, eine „symbolisch beseelende Kraft“, die auf „Zurückverlegung des empfindenden und selbstbewußten Lebens hinter sich „in die blinde Natur“ beruhe. Robert Vischer, Lotze, Fortlage, Siebeck, Volkelt, Groos, Ziegler u. a. haben diesen fruchtbaren Begriff der Einfühlung, der Anpassung des Menschlichen, sei es des „Phantasieleibes“ oder der Menschenseele selbst, an die Dinge weitergeführt.*) Fechner machte die Assoziation der Vorstellungen zum Grundstein der Ästhetik, während nüchtern armselige Anschauung bei Zimmermann, mathematischer Formalismus bei Herbart waltet, so daß alle Symbolik, alle

*) Ich selbst in der „Philosophie des Metaphorischen“ (Hamburg und Leipzig, Leop. Voß, 1893).

Phantasietätigkeit sich verflüchtigt. Schopenhauer und v. Hartmann werden nicht müde, die Phantasie als die Triebkraft der Kunst zu schildern; sie ist für Schopenhauer „der wesentliche Bestandteil der Genialität“; freilich weiß er: „alle Menschen besitzen Phantasie, d. i. das Vermögen, in den Dingen die Ideen zu erkennen und eben damit sich ihrer Persönlichkeit augenblicklich zu entäußern; der Genius aber hat vor ihnen nicht nur den viel höheren Grad und die anhaltende Dauer jener Erkenntnisweise voraus, sondern behält bei derselben auch jene Besonnenheit, die erforderlich ist, um das so Erkannte in einem willkürlichen Werk zu wiederholen. Solche Wiederholung ist das Kunstwerk“.

Während dann Frohschammer die Phantasie zum Grundprinzip des Weltprozesses erhob, schuf das Emporblühen der Naturwissenschaften eine gewaltige Ernüchterung. Wundt weist sie aus der Psychologie aus: „Die intellektuellen Funktionen in der Form der Phantasietätigkeit fallen der Ästhetik zu“, heißt es in den „Vorlesungen über Menschen- und Tierseele“ (3. Aufl. S. 359). — Weit mehr gerecht wird der Phantasie das scharfsinnige Lehrbuch der allgemeinen Psychologie von Joh. Rehmke (1894 Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß).

Aus Sinneseindrücken setzt sich die Wahrnehmung, aus Wahrnehmungen die Vorstellung zusammen; aber wie verwickelt ist wiederum der physiologische Vorgang einer Sinnesempfindung; unterscheiden wir doch in ihm die drei Stufen des Reizes, der Nervenerregung und eines Gehirnzustandes und anderseits die sechs Kreise: Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Hautempfindung und Muskelempfindung, und jeder dieser Kreise schließt auch wieder eine Reihe verwickelter Erscheinungen in sich. Wir können uns die psychologische Stufenleiter von Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen am einfachsten mit den lateinischen Ausdrücken videre, cernere, intellegere klar machen; videre ist das sinnliche Sehen, das *ὁρᾶν*, das noch nicht zum Bewußtsein zu kommen braucht, cernere ist schon ein Unterscheiden der Gegenstände voneinander, ein Wahrnehmen des Einzelnen, *φράζεσθαι*, und intellegere, cognoscere (griechisch *εἰδέναι, φρεσὶ νοεῖν*) schließt die Scheidung der ungleichartigen und die Zusammenfassung der gemeinsamen Merkmale eines Gegenstandes, d. i. eine Vorstellung in sich.

Und was ist nun die Phantasie?

Der Stamm des griechischen Verbums *φαίνω*, also *φαν-*, bedeutet sichtbar, offenbar machen, zeigen, die Iterativendung *ταζω*, die häufige Wiederholung; *φαντασία* ist daher im griechischen Sprachgebrauch die aktive Fähigkeit, Sinneseindrücke zu empfangen, Vorstellungen zu bilden, aber auch passivisch das Vorgestellte, die Vorstellung selbst, die Einbildung (neben *φάντασμα*), dann besonders die Fähigkeit, Dinge als wirklich, als gegenwärtig sich vorzustellen, welche nur im menschlichen Geiste vorhanden sind oder die in der Ferne des Raumes oder der Zeit sich fanden oder finden.

Phantasie ist Bildkraft; die Außenwelt wird zu inneren Bildern und das seelische Erleben formt sich in der Kunst auch wieder zu Gebilden; so sagte Goethe zu Eckermann die prächtigen, viel zitierten Worte: „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." — Das Bilden, das Gestalten, das Schaffen tritt als eine Grundkraft der Seele in der Phantasie besonders hervor, und es beruht auf dem Umformen des Gegenständlichen, des im Bewußtsein Vorhandenen, d. i. der Wahrnehmungen und Vorstellungen, zu etwas Neuem, zu einer besonderen Einheit.

Während das Vorstellungsvermögen der Seele einen Inhalt wieder bietet, den sie bereits früher in sich verarbeitet hat, während das Denkvermögen der Seele bisher Unbestimmtes, Ungesichtetes als etwas Bestimmtes liefert, schafft die Phantasie dagegen ein Neues, nicht zwar hinsichtlich des Stoffes selbst, wohl aber hinsichtlich seiner Einheit, hinsichtlich der Verbindung (Kombination) von Erfahrungen sinnlicher oder gedanklicher Art. Mag uns der Traum, mag die Illusion, Vision, Halluzination oder die Komik, der blitzartig von einer Sphäre auf die andere übertragende Witz u. s. w. noch so kühne Gestalten annehmen: sie sind doch nichts als die wundersame Vermischung von Wahrnehmungen und Vorstellungen.

Aber es ist ein besonderes Neues, eine eigenartige Angliederung einer Vorstellung an die andern, die wir bei der Phantasie wahr-

nehmen, reden wir von der lachenden Sonne oder dem scharfen Geiste, von rasendem Feuer oder bitteren, nagenden Sorgen, oder gaukelt uns das Märchen Däumlinge und Riesen, Zuckerhäuschen oder Siebenmeilenstiefel, goldene Äpfel und redende Tiere vor. Tätigsein und Umbilden bezeichnet überhaupt das innerste Wesen der Seele; wir wollen immer geistig beschäftigt, angeregt sein; die menschliche Seele muß immer zu schaffen haben, sie lechzt nach Belebung und Erschütterung, nach dem Tätigsein. Und dies ist schon auf der niedrigsten Stufe ein Gestalten, ein Trennen oder Verbinden, kurz ein Umbilden.

Die Welt der Wahrnehmungen ist ein Gebilde unserer Sinnesorgane; was wir als Schwingung der Luft oder des Äthers objektiv bezeichnen, das wird in unserem Sinnesnerv, je nachdem dieser geartet ist, zum Licht, zur Wärme, zur Farbe, zum Ton. So ist also schon das Aufnehmen des sinnlichen Eindrucks ein Umformen, sind alle Empfindungen Lebensakte der fühlenden Innerlichkeit, denn Luft- und Ätherwellen sind an sich ton- und lichtlose Bewegungen im Raum; derselbe elektrische Strom kann den säuerlichen Geschmack, den phosphorhaften Geruch, das Prickeln der Haut, den Funken im Auge und das Knistern im Ohre erregen. Unsere Sinne sind nicht Spiegel, welche die Außendinge auffangen, sondern die Empfindungen und Wahrnehmungen sind Betätigungen, Erzeugnisse unserer Seele. — Aber nicht nur unser Wahrnehmen, sondern auch alles Aufmerken, alles Begreifen ist Tätigkeit; auch im Vorstellen ist die Einbildungskraft wirksam; setzen wir die einzelnen Wahrnehmungen zusammen, so schaffen wir ein Bild; erneuern wir die Vorstellung, so kommt diese nimmermehr unverändert wieder empor, auftauchend über „die Schwelle des Bewußtseins“, sondern — wie Wundt uns lehrt a. a. O. S. 517 — „jede erinnerte Vorstellung ist in Wahrheit ein neues Gebilde, das aus zahlreichen Elementen verschiedener früherer Vorstellungen zusammengesetzt ist“. Heben wir das Allgemeine aus dem Einzelnen zu einem logischen Begriffe heraus, so schaffen wir ein Bild. Immer bilden wir das Gegebene um und leben somit in einer Welt selbstgeschaffener Gestaltungen.

Aber obwohl unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen nur Vergeistigungen des Körperlichen, Synthesen von Geist und Welt, Erzeugnisse transcendentaler Ursachen und der umformenden Tätigkeit unserer Seele sind, so übertragen wir doch (metaphorisch) verallgemeinernd das,

was nur für uns — nun einmal so, wie wir sind, geartete Wesen — gilt, als Eigenschaften auf die Dinge selbst und benennen sie, indem wir das Teilhafte, d. i. das Charakteristische für das Ganze setzen. Unsere Phantasie schaltet und waltet daher metaphorisch. In meiner „Philosophie des Metaphorischen“ habe ich daher diesen Begriff zu einem Grundbegriff erhoben. — Unterscheiden wir nämlich die beiden uns lediglich bekannten Sphären: das Innere und das Äußere, so beobachten wir, wie die Phantasie im Wahrnehmen, Vorstellen, Begriffebilden (Denken, Urteilen, Schließen), in der Sprache u. s. w. immer von der einen Sphäre auf die andere überträgt, das Sinnliche auf das Geistige oder umgekehrt oder wechselseitig.

Das Schaffen der Phantasie ist — wenn wir es auf eine ganz kurze Formel bringen wollen und alles, was es für uns gibt, in Sinnliches und Geistiges scheiden — vor allem ein Vergeistigen des Sinnlichen oder ein Versinnlichen des Geistigen. Das Versinnlichen des Sinnlichen führt zur Veranschaulichung, das Vergeistigen des Sinnlichen zur Vertiefung in den künstlerischen Gebilden. — Das Auge der Phantasie beseelt das Gegenständliche, und das innerlich Empfundene und Gedachte wandelt die schöpferische Kraft der Phantasie in Gestalt. Das tritt uns in den mannigfaltigen Wirkungsgebieten der Phantasie entgegen. Und das ist auch nur natürlich. Sind wir doch selbst eine Einheit von Innerem und Äußerem, von Leib und Seele, wissen wir doch nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt, und so entsteht für uns die innere Nötigung, unser Wesen zum Maße aller Dinge zu machen, das Äußere, also das an sich Fremdartige durch das einzig wohl Bekannte, d. i. eben unser eigenes inneres und äußeres Leben, uns zugänglich, begreifbar zu machen und anderseits unser Inneres mit allen seinen Regungen, Gedanken und Empfindungen auszugestalten in der Sprache und in der Kunst, in der Religion und in der Philosophie.

Die Kraft des Bildens, des Beseelens ist das Wesen der Phantasie. Sie macht sich nicht nur — wie man oftmals wähnte — beim Schaffen jener neuen Gebilde, die nur im Geiste des Menschen bestehen, wie Riesen, Däumlinge, Centauren, Hexen, Kobolde, geltend, sondern sie waltet allüberall im Leben der Seele; nicht nur sinnliche, sondern auch geistige Farbe leiht sie den Dingen: das Starre und Tote gewinnt Bewegung, gewinnt ein lebensvolles Sein, die Linien der

Berge, die Formen der Bäume streben zur Höhe, weil wir in unbewußter Phantasietätigkeit die Tätigkeit unseres nacheilenden Auges in jene hineinprojizieren; die Felsen scheinen mit Trotz Sonne und Sturm stand zu bieten, der Gießbach mit Jauchzen sich hinabzustürzen, das Feuer zu rasen, die Flut zu toben und der Sturm in Leidenschaft zu wüten. Und alles das ist nicht nur bildliche Rede; es ist naturnotwendige metaphorische Phantasievorstellung, die erwachsen ist auf demselben Boden, auf dem unsere Wahrnehmung, unsere Vorstellung überhaupt erwächst, d. h. auf dem Boden der Umformung, die unsere Seele mit allem, was die Sinne ihr zuführen, vornehmen muß. Wer will scheiden, was lediglich Wahrnehmung im engeren Sinne und was ästhetische Illusion ist? Es ist immer ein Neues, das die Seele bildet, und diese Tätigkeit in ihr nennen wir eben Einbildungskraft, nennen wir Phantasie. Dabei ist es selbstverständlich, daß auch diese Kraft nirgends allein wirkt, sondern wie sie Wahrnehmungen und Vorstellungen als den Stoff ihrer Gebilde voraussetzt, so erweist sie sich auch niemals ohne jene beiden anderen Grundkräfte, ohne Gefühl und Willen, tätig; vom Denken, vom Verstande unterscheidet sie sich darin, daß bei jenem das Trennen, bei ihr das Verbinden das erste ist.

Verstand und Phantasie haben denselben Stoff gemeinsam, und das Denken mag man ein „Bilden" von Urteilen nennen, aber es ist nichts als Phrase und führt irre, die Tätigkeit der Phantasie ein „Denken in Bildern" zu nennen; das Wesentliche bleibt: ein Neuschaffen von Wahrnehmungen, Anschauungen, Vorstellungen durch Übertragung, durch Angliederung der einen an die andere; leiht die Phantasie dem Baume, dem Strauch, der Säule, dem Dach ein Leben, ein seelisches Regen und Streben, so gliedert sie eben der schlichten, objektiven Anschauung ein geistiges, menschliches Empfinden an; und es ist nicht unser geringstes, nein, es ist unser köstlichstes Vermögen, die Dinge der Außenwelt in den Strom unserer Seele zu tauchen, sie durchgeistigen, symbolisch umgestalten zu können. Aber nicht minder köstlich ist das Vermögen, das wogende Leben des Innern in feste Gestalt, in Wort und Bild oder in den flüchtigen Ton umwandeln zu können. — Hierauf beruht das Schöpferische, d. i. das Geniale im Menschen. — Die Phantasie verwebt und verschmelzt Inneres und Äußeres, sie ist die Sinnliches vergeistigende und Geistiges versinnlichende, kurz die metaphorische Bildkraft der Seele.

Das Gebiet der Phantasie ist natürlich die ganze Welt der Erscheinungen; wir können aber ihre Tätigkeit scheiden in psychologischer und in ästhetischer Hinsicht.

Das Bilden der Seele ist frei; je mehr aber der organisierende Verstand, je mehr das Gegenständliche in dem Gedächtnisse zur Herrschaft gelangt, desto gebundener wird es. Am freiesten ist das Spiel der Phantasie im Traum und im Kindesleben des einzelnen und der Völker; gebunden wird es in der Erinnerung und Sehnsucht und Furcht und Hoffnung, in der Kunst, in der Wissenschaft.

Im Traum, wo das Bewußtsein, wenn nicht erloschen, so doch stark beschränkt ist, wo der ordnende Verstand, der die Fäden der Vorstellungen straff festhält und jede Verknotung und Zerrung hemmt, sein Reich abgegeben hat an die Phantasie, da entfaltet diese zügellos ihre Macht; an den äußeren Reiz der Nerven knüpft sie ein buntes Gewebe von Vorstellungen: verschiebt sich die Decke des Träumenden, hat er das Gefühl der Kälte, an den Füßen, so wandelt er durch einen Fluß, an den Händen, so wird er von kalten Fäusten gepackt; liegen die Kniee aufeinander, so wähnt er zu fallen; schläft er in enger Schiffskoje und stößt mit dem Kopf gegen die Decke, so versetzt ihn die Traumphantasie in die marternde Angst des Lebendigbegrabenen. Fällt ein Lichtstrahl in sein Auge, so wähnt er sich im hellerleuchteten Festsaal, oder er träumt, auf dem Rigi den Sonnenuntergang zu genießen. Noch häufiger sind die Träume symbolische Abspiegelungen innerer, körperlicher oder seelischer, Zustände. Üppige Speisen, feurige Weine geben der Phantasie Flügel, die uns in ferne, niebetretene Gegenden tragen, in Palmenhaine, in herrliche Moscheen und Tempel; leicht wie ein Vogel, geschwind wie die Wolken schweben wir über Land und Meer dahin, oder auch wilde Bestien richten ihren unheimlichen Blick auf uns, zum Sprunge bereit. Und wie plastisch anschaulich erscheinen uns die Bilder, wie zusammenhangsvoll die kühnen Gedanken, die wir noch kurz zuvor am Schreibtisch nicht finden konnten und nun weiter spinnen! Leider folgt dann meistens die Ernüchterung mit dem kahlen, bleichen Tageslichte, und alle die schönen Gedanken und Systeme zerfließen wie die Morgennebel, wie flüchtige Schemen in nichts; denn es waren Trugbilder, wilde, wirre Assoziationen, mit denen uns die Phantasie umgaukelte; der Begeisterung, dem Schwunge fehlte die Besonnenheit, fehlte das wache ordnende Verstandesbewußtsein, die

Konzentration der Aufmerksamkeit. — Aber wundersam sind die Empfindungen, die uns beschleichen. Bald ist die Traumphantasie lyrisch, weich, gefühlvoll: wir schwelgen in Mitgefühl, in Rührung, wir schmelzen in Reue und Verzweiflung; bald ist sie episch: wir erleben eine lange Geschichte, wir sind auf Reisen, sehen die Züge dahinbrausen, weilen an fremden Orten mit fremden Menschen, die uns erzählen u. s. w. Bald ist sie dramatisch bewegt: wir halten Dialoge, wir zanken, streiten — und auf all das Gaukelspiel sieht vielleicht das herrschende Bewußtsein blitzartig scharfsichtig herab, und mitten im Traume gestehen wir uns, daß doch alles nur ein Traum sei, um dann doch lustig oder traurig weiter zu träumen. Und das Wundersamste ist die Fülle und die reißende Schnelligkeit, in der die Phantasie dann arbeitet; wir glauben oft stundenlang geträumt zu haben, und unsere Uhr belehrt uns, wenn wir wieder in Angstschweiß gebadet oder mit hellem Lachen aufwachen, daß es Minuten oder gar nur Sekunden gewesen. In Krankheitszuständen wird der Traum, in Halluzinationen, im Wahnsinn wird die Phantasie zu den tollsten Ausgeburten, zu den furchtbarsten Beängstigungen, zu dem ausschweifendsten Jubel führen.

Man nennt den Traum einen Dichter, und in der Tat ist die Traumphantasie der künstlerischen verwandt; aber auch wachend ist ja jeder Mensch, wenigstens eine Zeit lang, ein Dichter; ich meine nicht nur die Schwärmerei der ersten grünen Liebe, sondern die selige Kindheit. Das Kind ist ganz Phantasie. Und es ist oft erstaunlich, wie die bildnerische Kraft der Seele mit dem geringsten Vorrat von Wahrnehmungen und Vorstellungen zu schalten und zu walten weiß, wie sie kühne Gebilde, nicht bloß Wortformen und Wortverbindungen, sondern auch Gebilde der Anschauung sich neu schafft. Die kindliche Phantasie ist durchaus metaphorisch, d. h. die Dinge mit ihrem Maße messend, das Kindeswesen auf sie übertragend. Allem Gegenständlichen leiht das Kind sein Leben, sein Begehren, sein Empfinden: dem Stuhl, dem Tisch, der Puppe u. s. f. Was ihm neu und fremd ist, zu dem schlägt die Analogie des Gekannten die Brücke; der Mond ist ein großes Licht, das brennt oder ausgelöscht ist, und die Blitze rühren von Streichhölzern her, die der liebe Gott anreißt. Welche Wunderwelt schafft sich des Kindes Phantasie im Spiel! Das ärmlichste Kind ist beglückt mit dem Brettchen oder Stöckchen oder Läppchen; denn die gütige holde Fee Phantasie breitet ihren goldigen Schimmer über das

Alltäglichste und Dürftigste, wandelt die Hütte in einen Palast, den Stock in ein stolzes Roß. — Des Kindes Welt ist eine Märchenwelt. — Der Spieltrieb ist die Wiege der Kunst; er ruht auf einer phantasievollen Vertauschung und Umwandlung der Wirklichkeit, auf einer zum Teil bewußten Illusion, und zugleich auf jenem Tätigkeitsdrange, den auch der kleine, junge Mensch schon beständig befriedigen will; die Seele muß eben Stoff haben zum Umformen, zum Neubilden von Vorstellungen; es ist ihr eine Lust, ihren Stempel allen Dingen aufzudrücken, sie durch Seelisches umzuformen, sie sich so näher zu bringen, vertraulich auch mit dem Leblosen Zwiesprache zu pflegen, wie es das Kind tut mit dem Tisch, mit den Bausteinen, mit Ball und Knäuel u. s. f. Aber auch die Tiere spielen! Haben auch diese Phantasie? Wenn Goethe den „alten, hohen" Vater preist, „der solch eine schöne, unverwelkliche Gattin dem sterblichen Menschen gesellen mögen", der „uns allein sie mit Himmelsband verbunden", da fährt er voll Mitleid mit den minderbegabten Wesen fort:

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Betrachten wir die kunstvoll gearbeiteten Nester der Vögel, das Spiel der Katzen oder der Hunde, bedenken wir, welche Klugheit, welch Gedächtnis, welche Treue und Anhänglichkeit, welche Eifersucht, Mißgunst und Hinterlist in solcher Tierseele wohnen kann, so will es uns scheinen, als ob sie auch Phantasie besitzen müßten. Und im niederen Grade ist sie gewiß ihnen nicht abzusprechen. Erinnerungsbilder, Assoziationen der Vorstellungen haben auch sie, aber keine Begriffs- und Urteilsbildung, keine freie, erfinderische, vom Willen geleitete Phantasie; wohl handeln sie zwecktätig, aber ohne Bewußtsein des Zweckmäßigen; im Genuß und im Leiden ist ihr Bewußtsein umflort, ihr Seelenleben ist ein vages Spiel von Assoziationen (vgl. Wundt, S. 399 f.).

Auch ihre Spiele erheben sich nie „zu jenen erfinderischen Spielen, in denen planmäßig und von einer einheitlichen Gesamtvorstellung aus der Verlauf des Spieles geregelt wird“. Erst der phantasievolle Tierpsychologe pflegt seine eigenen Motive und Ideen, Berechnungen und Empfindungen in jenes hineinzutragen und es so umzudeuten; sehr natürlich, denn da das Tier durch Leben und Bewegung und Gefühlsäußerung uns so nahe gerückt ist, liegt die Versuchung nahe, die trennenden Schranken hinwegzuräumen und die Grenzlinien zu verwischen. Eine planmäßige, einheitliche Verknüpfung von Vorstellungen zu neuen Gebilden ist den Tieren versagt, und dies ist doch das wesentlichste Merkmal der menschlichen Phantasie, während die wirre Einbildungskraft des Traumes, das unwillkürliche Spiel der Assoziationen auch den Tieren eigen ist.

Doch ist dies noch ein wenig aufgeklärtes Gebiet*); wir werden aber kaum irre gehen, wenn wir bei den Tieren ein mehr trieb- und reflexartiges Tun, instinktive Nachahmung als eigene Wahl und intellektuelle Überlegung voraussetzen und ihr primitives psychisches Leben dem unsrigen in Parallele setzen, wie z. B. die Zelle sich verhält zum entwickelten Organismus. Aber es liegt in der Richtung der Zeit begründet, das Tier dem Menschen ganz nahe zu rücken, als ob seine Intelligenz von der unsrigen sich nur durch den Mangel der Sprache unterschiede, und anderseits den Menschen wieder dem Tiere anzunähern und sogar, wie Wundt (S. 416) will, auch bei ihm weit mehr assoziatives Vorstellen als wirkliches Denken zu finden; „ich bin geneigt“ — sagt er — „anzunehmen, daß der Mensch eigentlich nur selten und wenig denkt“. Das klingt wenig erbaulich, dürfte aber wohl nicht ganz unzutreffend für die Mehrzahl sein. — So wenig auch die Spiele der Tiere und der Kinder voneinander entfernt zu sein scheinen, so ist doch schon unverkennbar, wie viel planvoller, erfinderischer das junge Menschlein verfährt als das älteste Haustier.

Auf einer kindlichen Stufe zeigt sich uns die menschliche Phantasie im Jugendalter der Völker, in der Sagenschöpfung und besonders in der Mythenbildung. In ihr wandelt sich Glauben und Reflexion, Empfinden und Ahnen überweltlicher Wesen in Poesie. Das Denken tritt vor dem Dichten zurück; Lebendes und Lebloses werden nicht geschieden; vielmehr alles ist beseelt; alle Bewegung in der Natur, im

*) Vgl. Karl Groos, Das Spiel der Tiere. Jena 1896.

Fluß, im Meer, in den Wolken, im Blitz, im Sturm ist Wirkung, Lebensausstrahlung eines unsichtbaren Wesens, das der kindliche Naturmensch sich nach seinem eigenen Bilde, sei es in Dankbarkeit und Hoffnung, sei es in Furcht und Zagen milde und gütig oder grausam und unerbittlich gestaltet. Oder welche Tiere ihm furchtbar dünken, welche ihm Entsetzen einflößen wie eine Schlange oder ein Tiger, welche er im grimmen Kampfe miteinander beobachtet: alle die bieten ihm Analogieen zu den fremdartigen Vorgängen am Himmel oder auf der Erde; er deutet sie sich um, überträgt Sinnliches oder Seelisches auf das Sinnliche, das Elementare, und so ergeben sich in seiner Phantasie neue Vorstellungsgebilde; die Naturereignisse werden zu Taten handelnder Wesen. Wenn die Wolken das segenspendende Naß entführen und die Erde dürsten muß, so wandelt sich dies in den Mythos von dem Widder mit dem goldenen Vließ in der Argonautensage; der den Eispanzer der Erde lösende Frühlingsstrahl wird zum Sigurd, der die Brunhild befreit; vor allem das Gewitter wird von den Naturvölkern in der mannigfachsten Weise durch die metaphorische Phantasie gedeutet und zu dramatisch bewegten Vorgängen umgestaltet. Im Donner hört der Angstvolle die drohende Stimme dessen, der ihn geschaffen hat, der Krieger den Ton der Drommete oder den Hufschlag göttlicher Rosse, der Hirte das Brüllen einer Kuh, ein anderer das Dröhnen des Hammerschlages oder den wilden Aufschrei des Wolkendrachens, dem der Gott das Haupt zerschmettert; der Bauer sagt noch heute: Uns' Herrgott smitt Brot in de Kisten, oder hört Petrus mit den Englein Kegel schieben. — Himmel und Erde werden zu Vater und Mutter der Welt, Sonne und Mond Geschwister, die Sterne werden zu Kindern des Mondes, die Milchstraße zu der Wohnung von Seelen oder die Straße der Vögel oder der weißen Elefanten; der Regenbogen wird zur Brücke oder Schärpe oder Schlange oder Waffe. Genug, was nur irgend an Vorstellungen sich im Geiste der Naturmenschen gebildet hat, es wird angepaßt den neu und fremdartig auf ihn eindringenden Eindrücken, und diese prägt die Phantasie um zu Gebilden und zu ausgesponnenen Taten und Wirkungen im Verborgenen handelnder Wesenheiten. Das ist der Grundzug der mythischen Phantasie bei allen Völkern, die wir kennen; sie lösen die Rätsel durch die Analogie, durch glaubensvolle Dichtung; denn alle Seelenkräfte stehen noch ganz im Banne der Phantasie.

Doch die Phantasie treibt nicht nur im Traum, in der Kindesseele und im Blütenalter der Menschheit, in der mythenbildenden Zeit, ihr Wesen, sondern sie ist eine elementare Kraft der Seele, deren Wirksamkeit sich niemand entziehen kann und mag. Wie beseligend ist sie zunächst für den von seiner Arbeit Ausruhenden, für den der Erinnerung an glückliche Stunden sich Hingebenden! Die Phantasie ordnet die Assoziationen, die aus der Erinnerung hervorquellen; sie bringt Leben, Form und Farbe in die Bilder, und das Gefühl, das Verlangen: „ach könntest du noch einmal genießen, was längst vergangen!“ durchdringt die Bilder mit Wärme und Innigkeit. So wird die Kindheit zu einer goldenen Zeit verklärt, die Heimat zu einer Insel der Seligen. Die Gestalten und Ereignisse der Vergangenheit tauchen wie gegenwärtig, anschaulich, greifbar auf; alles, was uns einst durchbebte, erwacht buntbewegt, veredelt, rein von den Schlacken des Augenblickes, von allem, was den Genuß trübte, schwächte, störte. Welcher Zauber liegt in solchen Stunden des Sinnens, des Gedenkens an genossene Freude! Dann hebt die Phantasie das reine Gold heraus aus dem tiefen Schachte des Gedächtnisses. Aber sie mildert auch das Leid. Es überkommt uns sanft-selige Wehmut, zumal in den Stunden der Dämmerung, wenn alle Linien um uns her ineinander schwanken, wenn die Umrisse immer unbestimmter werden, wenn mit dem Schwinden des Tageslichtes zugleich unser Bewußtsein desto heller in uns erwacht und nun geschäftig ihre Fäden spinnen die Erinnerung und die Sehnsucht im Dienste der Bildnerin, der Zauberkünstlerin Phantasie. Wem Schnee des Alters den Scheitel deckt, der wird unter ihrem Wunder wirkenden Stabe wieder jung; die Zeit wandelt sich, er lebt noch einmal in Tagen knospenden, reifenden, sich erfüllenden Menschenglückes. Oder es sausen da draußen am grauen Wintertage die Stürme, da entführt uns der Zaubermantel in die Herrlichkeit des Sommers, wo man am Dünenhange, umflutet von Sonne, umrauscht vom Wellenschlage, sich dehnte in innigstem Behagen. Ihre Bilder machen zum bleibenden, beseligenden Besitze, was einst das Herz aufjauchzen ließ.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Aber die Phantasie hält auch die grausen Bilder, die bitteren Stunden der Vergangenheit mit unerbittlicher Grausamkeit fest; du kannst es nicht vergessen, wie du am ersten Sarge standest, wie ein Riß durch die sonnige Welt zu gehen schien, du kannst es nicht vergessen: jenes schmerzliche Bild, den Vater, die Mutter auf dem Totenbette; du kannst auch nicht vergessen jene Stunde, wo du zuerst erfuhrest: Freundesliebe ist selten so stark, daß sie über Neid und Eifersucht triumphierte, daß sie Schmerzliches mit dir trüge ohne den Schimmer von Schadenfreude, daß sie über gerechte Anerkennung ohne den leisesten Anflug von Mißgunst sich mit dir freute. Du kannst nicht vergessen die Wunden, die dir das Leben schlug; sie vernarbten, um immer wieder aufzubrechen; und in solchen Stunden, wo du es empfindest, es gibt kein Kraut gegen diese Schwäche der Seele, gegen die unauslöschlichen Bilder, da verwünschest du wohl die entsetzliche Phantasie. Ja, wie manchen hat sie schon in Verzweiflung und Irrsinn getrieben!

Der Erinnerung an vergangenes Leid und an vergangene Freude leiht die Phantasie Schwingen, und sie beschwört längst entwichene Gestalten wieder herauf, aber sie beflügelt auch die Furcht und die Hoffnung, so daß Zukünftiges vor dem inneren Auge ersteht.

Was ist es, das in sorgenvoller Nacht am Bette des Kranken, in düsterer Vorahnung schrecklicher Begebenheit uns die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Nächten dehnt, das uns martert in der bangenden Ungewißheit, uns foltert in der Angst des Herzens, das uns die furchtbaren Gebilde des Möglichen schon wie greifbare Wirklichkeit vor die Seele stellt? Es ist die entsetzliche Phantasie im Bunde mit der bleichen Furcht.

Goethe nennt im „Faust“ Furcht und Hoffnung die beiden „größten Menschenfeinde“. Der gemeinsame Begriff beider ist die Erwartung; so kann ἐλπίς bei den Griechen ebensowohl die Ahnung des Unheilvollen, die Furcht, wie auch die Sehnsucht nach Glück, die Hoffnung, bezeichnen. — Die Furcht ist wahrlich eine arge Menschenfeindin, denn sie lähmt die Tatkraft, sie schwächt das Selbstgefühl, versetzt in Unruhe, raubt den Mut, stört das Gelingen, sie macht feige. — Und die Hoffnung? — Baut die Gleißnerin nicht auch trügerische Luftschlösser, verführt sie nicht zu süßen, aber tatlosen, törichten Träumen, deren Folgen nur namenlose Enttäuschung und Verbitterung sind? Raubt sie nicht die Besonnenheit, setzt sie nicht Unmögliches als möglich oder das zu

Leistende schon als getan, als mühelos errungen hin? — Was stachelt den Ehrgeizigen und Habsüchtigen? Ist es nicht das Wahngebilde der entsetzlichen Phantasie, die ihn mit Hoffnungen, mit leeren Schemen äfft, die ihn ohne Rast und Ruh, ohne Genuß der Gegenwart, ohne Freude am Errungenen durch das Leben peitscht? Umstrahlt von Illusionen gaukelt auf der rollenden Kugel die trügerische Glücksgöttin vor dem Unglücklichen her, um ihn in den Abgrund zu locken. „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf betrüglichem Grunde?“ — Aber die Furcht kann auch eine Menschenfreundin sein, wenn sie auf kluger Erwägung möglicher Schwierigkeiten und Irrungen ruht, wenn sie zwischen Tollkühnheit und Feigheit die Mitte halten lehrt, wenn sie Gottesfurcht ist. — Und derselbe Goethe, der die Hoffnung als verführerische Feindin hinstellt, hat nicht minder recht, wenn er sie „die ältere, gesetztere Schwester“ der Phantasie und seine „stille Freundin“ nennt, ja wenn er fleht:

O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende
Die edle Treiberin,
Trösterin Hoffnung!

Und fürwahr, wer möchte sie entbehren, die das Vertrauen belebt, den Mut schärft, die mit dem reinsten Balsam den Schmerz lindert, die tröstet, vor Verzagen schützt, die Lebensflamme immer von neuem nährt und die Tatkraft entfacht? Ist sie nicht, wie es im „Faust“ heißt, die zweite Seele der Unglücklichen? Und in der „Achilleis“ wird sie genannt „die schmeichelnde Göttin, angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen“. — Und was schafft der Furcht, was der Hoffnung ihre Bilder? Es ist die Phantasie mit ihren rosigen, mit ihren düsteren Farben. Sie macht das Ferne sichtbar. So gaukelt sie dem nach seinem Vater verlangenden Telemach schon die Heimkehr des Ersehnten vors innere Auge; *ὀσσεται ἐν φρεσίν*, d. h. im Geiste, mit dem Blicke der Phantasie sieht er den Odysseus landen und die Freier vertreiben. Und will derselbe Homer uns das Heimweh des Verschlagenen anschaulich machen, so hebt er nicht nur hervor, er sehne sich, die Heimat wiederzusehen, sondern er wandelt den Gedanken in ein Phantasiebild, er möchte den Rauch sich erheben sehen

aus den Dächern seiner Heimatinsel; mit diesem Bilde steigen die Umrisse des Gehöftes, des Hauses, die Linien der Berge und Ufer deutlich vor ihm auf; er glaubt sich daheim.

Die größten Gaukler im Dienste der Phantasie, aber auch zugleich des Verstandes, des Scharfsinns, sind der Witz und die Ironie. Sie sind gutmütig und neckisch oder böswillig, frech und verletzend. Sie kuppeln die ungleichartigsten Vorstellungen aneinander, kombinieren die wundersamsten Gebilde, werfen aber auch oft helle Schlaglichter auf Dinge und Personen; sie verblüffen durch das Verkehrte, Sinnwidrige; sie reizen durch den Kontrast zum herzlichsten Lachen, aber auch durch die Bitterkeit zum heftigsten Zorn. Sie sind gefährliche Waffen, sowohl für den, auf den sie gerichtet sind, als auch für den, der sie führt.

Wie aber überhaupt eine hohe Geistesbeanlagung mit großen Rechten auch schwere Pflichten, ja tiefe Konflikte in sich schließt, so ganz besonders die Phantasiebegabung. Goethe ist ein seltenes Beispiel von innerlich ausgeglichenen Gaben; er hegte ein Pandaimonion unsichtbarer Geister in Kopf und Herzen, und wie haben ihn seine unvergleichlichen Gaben beglückt, und wie hat er auch unter ihnen gelitten! Goethe war ein großer Lebenskünstler, ein Weltweiser, und doch gibt es außer dem „Faust“ und „Werther“ wohl kaum eine Dichtung, in der so viel eigenstes, schmerzlichstes Erleben steckt, als den „Tasso“, diese Tragödie der Phantasie und des überweichen Gemütes. Nur Selbst- und Welterkenntnis, nur Selbstüberwindung und Weltbezwingung schaffen wahres Glück; nur ein starkes Herz voll Menschen- und Weltliebe kann den Widerstreit von Idee und Wirklichkeit, den Kampf mit Enttäuschungen bestehen und verwinden. Aber all das fehlt dem Tasso. Er ist eine problematische, eine phantastische, eine tragische Natur. Wie sehr der Mensch sein größter Feind ist, welch ein Danaergeschenk eine große einseitige Phantasiebegabung, welches Leid neben allem inneren Reichtum ein empfindsames Herz in sich schließt, wie der Lorbeer mehr ein Zeichen der Schmerzen ist als des Glücks, der Ruhm — wie es bei Petöfi heißt — „ein Sonnenstrahl, der sich in Tränen bricht“: das lehrt uns der „Tasso“. Tasso läßt sich hätscheln und hätschelt sein Herz selbst wie ein krankes Kind; er ist Gefühls- und Phantasiemensch und leidet daher unsäglich unter dem Widerstande der harten Wirklichkeit, die er nicht zu meistern im stande ist. Sein Genie

wie sein Verderben liegt darin, daß er ganz Empfindung, ganz Seele, Phantasie ist. Wohl hat er in der Einsamkeit sich vertieft, wohl sind ihm die Schwingen der dichterischen Kraft gewachsen, aber zugleich umgibt ein solches Schwelgen in einsamem Selbstgenusse die Phantasie mit tausend Gefahren; hinter der Einsamkeit, in der Entfernung und Entfremdung von den Menschen lauern die Gespenster des Argwohns und des Mißtrauens gegen andere und gegen sich selbst, der Verzagtheit und Verzweiflung. Wen immer die Phantasie zwingt, durch die Erscheinungen hindurch die Ideen des Ewigen und Schönen hindurchleuchten zu sehen, der verachtet zu leicht jene und büßt dies dadurch, daß er ihr Opfer wird, daß er in dem Lebenskampfe unterliegt. Das weiche Herz führt ihn zur Empfindlichkeit und Empfindsamkeit, zum Argwohn und zur Selbstüberschätzung. Wer nur ein Gemüts- und Phantasieleben führt, wer nur Illusionen und Wahnbilder sich schafft, der verliert den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, der fällt von einer Enttäuschung, von einer Niederlage in die andere, der verzehrt sich selbst, der gelangt nie zu jenem inneren Gleichgewicht, auf dem des Menschen Heil beruht. Was nützt Geistesgröße, wenn sie mit Willensschwäche, mit Kleinheit gegenüber den widerstreitenden Verhältnissen sich paart? Wie der Strom den Ertrinkenden, so reißen ihn diese dahin. Begeisterung darf nicht zur haltlosen Schwärmerei, zur Phantastik führen, sie muß sich einen mit Besonnenheit.

Doch wie selten ist dies! In der Welt triumphiert zumeist der nüchterne, superkluge Verstand; und die gar zu weichen, zu herzlichen, vertrauensseligen, von überströmendem Gefühle beseelten Naturen leiden und gehen unter als Märtyrer des Herzens und der Phantasie.

Aber so alt der Streit ist zwischen Verstand und Phantasie, er wird immer wieder von neuem zu schlichten sein. Und so groß auch die Ausartungen und Verirrungen der Phantasie sein können, sie bleibt doch eine holde Fee, wenn man sie zügelt, wenn sie dem Menschen nicht ein Irrlicht, sondern eine wärmende Flamme ist, an der er die Begeisterung für alles Ideale entzündet. So mahnt Goethe: „Begegnet ihr lieblich, Wie einer Geliebten! Laßt ihr die Würde Der Frauen im Haus! Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit Das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge!" — Ja, was wäre die Welt, wenn wir sie nur mit den Augen des Verstandes anschauten? Sie wäre kalt, kahl, stumpf.

Gehe an einem Sommerabend, wenn die Sonne sich neigt, an die malerischen Ufer eines Flusses (z. B. der Mosel, des Rheins), und du siehst alles in wunderbaren Farben strahlen: die Höhen der Berge und die Wolken sind in rosigen Duft gebadet, das Tal selbst und die niederen Gründe der Berge liegen in gedämpftem Blau, ja Blauschwarz, und so auch der Hintergrund des Flusses, aber die Wellen spiegeln die Wolken und ziehen in rosigem Scheine dahin. Alles ist ein Bild voll Schönheit und Poesie. Und warum? Die Phantasie sieht in dem Bilde Frieden, und sie deutet das holde Schweigen dieser idyllischen Abendlandschaft als wunschloses Glück. — Und dann, eine halbe Stunde später, ist all der zauberische Duft zerflossen, die Wolken, die so goldig oder purpurn oder violett leuchteten, wandern dahin in stumpfem Grau, die Schatten breiten sich alles verwischend aus. Da ist es dir, als ob du von der Poesie heraus in die nüchterne Prosa geworfen seiest. —

Was wir eben geistig deuten können, was unsere Phantasie anregt und belebt, so daß sie in dem Rosenschimmer der Wolken ihren durchgeistigenden Duft wieder zu erkennen meint, daß alles ihr zum Symbol des Seelischen, der Stimmung, des Gemütes wird, das ist — poetisch. Die graue Einfachheit der Dinge ohne den Widerschein des Geistigen ist stumpf, ist prosaisch.

Es ist und bleibt die Hauptsache: die Phantasie beseelt und durchgeistigt die Außenwelt; sie wandelt die Dinge menschlich, d. h. seelisch um; das Schauen ist vom Beseelen unzertrennlich. Ohne Symbolik kommt kein inneres Bild zu stande.

In der Sphäre der Phantasie ist die Sonne nicht mehr — wie der Verstand uns lehrt — der Zentralkörper, um den sich die Erde dreht, nicht ein ungeheurer Feuerball, der zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt ist, sondern hier ist sie die Lebenspenderin, mit der unser Fühlen und Handeln auf das innigste verbunden ist; hier küßt sie den Frühling wach und lockt Blatt- und Blumenschmuck hervor; hier weckt sie das Leben, wenn am Morgen ihr Feuer am Horizont hervorblickt; hier gießt sie Frieden über das Gefilde und die Geschöpfe, wenn sie am Abend ihren Lauf vollendet hat und unter den Himmelsrand hinabsinkt. Hier ist der Wald nicht bloß eine Anzahl verschiedener Bäume, sondern er ist ein Gottesdom, wohin das von Sorgen belastete Gemüt sich aus der tobenden Welt flüchten kann, und wo es in der

seligen Waldeseinsamkeit die erquickende Stimme des Ewigen, in den Wipfeln dessen Frieden rauschen hört.

Das Licht wird zum Symbol des Frohen, Guten, Schönen, das Dunkle zum Sinnbilde des Bösen, Schweren und Traurigen. Das Halbdunkel ist ahnungsvoll; nicht nur das Auge labt sich an der Dämmerung des Waldes, sondern die Seele senkt sich in unerforschte Tiefen der Ahnungen und verhüllten Gefühle, während das Licht wie ein Bewußtsein der Natur von sich selber, wie ein Denken ihrer eigenen Formen erscheint. Die Stimmung der Farben wird offener, heller und milder, je mehr sie gegen das Weiße zunehmen, und gedrängter, energischer, je mehr sie sich dem Schwarzen nähern. Die Luft erfreut durch das reine Lebensgefühl, das die lebendigen Wesen in ihrem allverbreiteten, erhaltenden und labenden Elemente genießen; im zartbewegten Laube flüstern die Winde, im Sturm ertönt ein Brüllen der Wut, ein Geheul der Verzweiflung. Das Feuer mit seinen flackernden Flammenzungen, mit dem beständigen Übergehen der Linien ineinander spiegelt eine Unruhe des Verzehrens, einen leidenschaftlichen Affekt wider. — Das Rauschen des Wassers weckt das Gefühl einer immer frischen Lebendigkeit; die Quelle weckt die geheimnisvolle und dankbare Empfindung eines aus der Tiefe gespendeten, erfrischenden Segens; der muntere Bach scheint sich in schäumender Lust zu überstürzen, der Fluß mit leisen Tritten durch die Ebene hinzuschleichen, der Strom im Vollgefühle der Kraft majestätisch dahinzuziehen. Der vom Walde eingeschlossene Teich, in welchem sich die Wolken des Himmels, das Licht der Sonne, die Schatten und Umrisse der Bäume spiegeln, hat uns etwas Heimliches, Trautes; und das hat nicht nur im unmittelbaren Eindrucke der Abgeschiedenheit, der feierlichen Stille, den weichen Linien im Wasserspiegel seinen Grund, sondern wir deuten die Spiegelung sogleich um in ein Sichselbstbeschauen der Natur; wir leihen ihr ein dämmerndes Selbstbewußtsein, das sich selbst genießt; wir legen gleichsam, was träumerisch und ahnungsreich in unserer Seele lebt, hinein in die ruhige Wasserfläche mit ihren zarten Formen, mit dieser ineinander rinnenden und verschmelzenden Doppeltsetzung der Erscheinungen. Nicht anders beim Meer, das uns bald Anmut, Frieden, schmeichelnde Lockung, bald Kraft, Größe, Leidenschaft, List und Tücke, Groll und Wut zu atmen scheint, das uns bald durch Ewigkeitsgedanken über die

enge Sphäre des Menschlichen erhebt, bald uns in abgrundtiefe Schwermut der Vergänglichkeit versenkt.

Mit den Augen der Phantasie gesehen ist der Tau ein glänzendes Geschmeide, der Schnee ein Leichentuch; das Gebirge ist nicht bloß eine Steinmasse, die sich über die Ebene erhebt, sondern der erhabene Zeuge gewaltiger Kräfte und Erdrevolutionen, gegen die das winzige Menschenkind ein Nichts ist. — Bei der Pflanze, diesem saugenden, von Leben strotzenden Wesen, haben wir den Eindruck des Atmens, des Strebens nach Selbsterhaltung; und wir leihen ihr eine Seele, sei es nun die schlummernde Kindesseele oder die aufstrebende des Mannes; in den Waldesriesen denken wir die Empfindungen eines Greises hinein, der Jahrhunderte an sich vorübergehen sah. Und hören wir die Blätter rauschen oder erzittern, oder neigt sich im Winde die Blume, so erscheint uns diese äußere Erscheinung als das Widerspiel eines inneren Vorganges — ein lieblicher Gedanke schaukelt ihr Köpfchen hin und her. Der eine Baum atmet Anmut, der andere Kraft, ein dritter Wehmut und Trauer. Das Laub gibt dem Baume seine Stimmung u. a. m.

Wie aber mit den einzelnen Naturformen, so steht es auch mit deren Gruppen, mit ganzen Landschaften. Sie wirken nur, wenn der Beschauer mit den Augen der Phantasie und des Gemütes sich in sie versenkt, wenn er selbst eine Welt von Gedanken und Empfindungen in sie hineinlegen kann, wenn er den elementaren Anregungen und Reizen, welche die Linien und Farben erzeugen, nachgehen und das einzelne durch das Band der eigenen seelischen Stimmung verknüpfen kann, sei es nun im Einklange oder im Widerspruche. Nur wer Geist und Herz, nur wer Phantasie besitzt, versteht die Sprache der Natur. Dem erscheint sie als das, was sie in Wahrheit ist für den Menschen, als das große Geheimnis, dessen Schleier zu lüften zwar die Menschheit mit wachsendem Erfolge unternommen hat, das jedoch dem erschaffenen Geiste, der in ihr Innerstes eindringen will, ein ewiges Ignorabis zuruft. Was aber der Wissenschaft, dem Verstande unmöglich ist, gelingt der Phantasie. Sie entsiegelt jenes ewige Rätsel, das in dem All schlummert; sie webt Menschengemüt und Natur in eins, so daß ein Herz in ihr klopft, ein Geist aus ihr redet.

Die Phantasie durchgeistigt die Natur; sie versinnlicht ferner das Geistige. Wer will das Wesen der Seele selbst ergründen? Wir stehen

vor einer Wellen schlagenden, in Gekräusel wallenden Meeresfläche, deren Tiefe unergründlich und dunkel ist; alle Betätigungen des Geistes, ob „vorstellen“, „fassen“, „begreifen“ u. s. w. können wir nur metaphorisch, d. i. durch Übertragung aus dem Sinnesleben deuten; die Phantasie ist darin allezeit rege gewesen; ich erinnere an das Gespann mit den beiden ungleichen Pferden im Phädrus des Platon, an die beiden Uhren bei Leibniz, an die „Seelenvermögen“ der Wolffschen Schule, an die „Seelensubstanz“, an die Herbartsche „Schwelle“ und „Klemme“ und „Verwachsung“ der Vorstellungen u. a. m. Die Phantasie umkleidet alles Unkörperliche mit dem Schein des Faßbaren, Anschaulichen. Selbst die Träume, so wesenlos (*ἀμενηνά*) sie sind, auch bei Homer (Od. XIX, 560), sie schweben doch als Schatten-, als Dunstgestalten durch die Pforten, und wie diese geartet, ob aus Horn oder Elfenbein, gehen sie in Erfüllung oder nicht.

Ja die Phantasie selbst, dies rätselvolle Vermögen der Seele, wird vor ihren eigenen Richterstuhl gerufen; in Tiecks „Phantasus“ wird sie — in wenig passender Tropik — zu einem wunderlichen, grämlichen, kindischen oder launigen und launischen Alten, über den die Vernunft am Tage Wache hält; in der Nacht aber, wo die Vernunft zu Bett gebracht ist, stehen Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf, und der Schlaf schleicht zum Alten, den Pflicht, Verstand und Vernunft bisher gefesselt haben, löst ihn, und jener schüttelt sich vor Freude, breitet den weiten Mantel aus, und aus seinen Falten entgleiten die wundersamsten Sachen der Traumwelt. — Bei Rückert heißt es:

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg —
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionierter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

Im Geiste der Alten, denen die Harmonie zwischen der Idee und der Gestalt das höchste war, schuf Goethe das köstliche Gedicht „Meine Göttin“. „Welcher Unsterblichen Soll der höchste Preis sein? Mit niemand streit' ich, Aber ich geb' ihn Der ewig beweglichen, immer neuen, Seltsamen Tochter Jovis, Seinem Schoßkinde, der Phantasie.“

Wie die Kräfte der Seele gestaltet die Phantasie alle abstrakten Begriffe zu anschaulichen Wesen um, ob den Schnitter Tod, ob Frau Sorge, ob den Geier Schmerz, das süße Kind, die Hoffnung, die alte Vettel Zeit, die Vagantin mit dem Wackelköpfchen, ob die rote Rose Leidenschaft, des Glückes emporhebende Flügel, ob Frau Sehnsucht mit den großen verträumten Augen, ob den Genius unter dem Bilde des Stromes u. a. m.

Aber die Phantasie wandelt auch im Innern Erlebtes, Anschauungen, Empfindungen, Ideen in sinnliche Form, in Marmor, in Farben, in Worte, in Töne um: ihr ureigenstes Reich ist die Kunst. Da wird das Sinnliche durchgeistigt und das Geistige versinnlicht. Alle Kunst ist symbolisch, metaphorisch, eben eine Geburt der Phantasie, welche Äußeres und Inneres, Natur und Geist in eins verwebt; denn Kunst ist durch die Seele, durch eine Persönlichkeit hindurchgegangene, von ihr durchsättigte Natur. Anschaulichkeit soll sich mit Innerlichkeit durchdringen; ein Bild soll vor das innere Auge gestellt werden, und unser Herz, unser Geist, unsere Phantasie muß angeregt, erwärmt, erhoben oder erschüttert werden. Nur dann haben wir wahre Kunst.

Die künstlerische Phantasie ist es vor allem (und in wem nicht auch etwas vom Künstler lebt, wer nur Verstand sein will, der ist zu bedauern), die Phantasie ist es, die, wie es im „Wallenstein" heißt, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte webt". Es ist der „Morgenduft" in der Goetheschen „Zueignung", d. h. die Jugendfrische, die verklärende Macht der Phantasie, die sich mit „Sonnenklarheit" des Wirklichen, mit dem Klar- und Weitblick des in die Welt schauenden Genies vereinen soll. Wahrer Lebensgehalt, in den reinen Äther der Schönheit, der Idee erhoben, das ist Kunst; „das Leben gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber, der Sprache": das ist Poesie. So empfing Goethe

> Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
> Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Die „Wahrheit" hält den „reinsten Schleier" in Händen; sie reicht ihn dem Dichter; er braucht ihn gleichsam nur in die Luft zu werfen wie Leukothea über den Odysseus —, und er fühlt sich über alle Bedrängnis des Lebens erhoben. Und diese göttliche Zauberkraft birgt in sich die Phantasie, die befreiende, beseligende, die das Unebene ebnet, das Rauhe glättet, die Schwüle des Herzens bannt, wie ein säuselnder

Abendwind mit seiner linden Kühle und mit Blumen- und Würzgeruch den Besänftigten umhaucht.

> Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
> Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
> Besänftiget wird jede Lebenswelle,
> Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Das ist die erlösende und beglückende Wirkung der künstlerischen Phantasie, wie sie uns entgegenstrahlt aus den Meisterwerken der großen Künstler aller Zeiten; mag sie in Worten oder Tönen zu uns reden, mag sie die stumme Sprache des Steines und der Farbe wählen, mag sie heiter gestimmt mit den blühenden Farben des alles Unebene ausgleichenden Humors und des kecken Witzes malen und aus den Blüten des Daseins den Stoff zu ihren Gebilden ziehen, oder mag sie düster und schwerblütig die Romantik des Sturmes oder der Nebel oder der Eisgebirge, mag sie Abgründe suchen, Schrecknisse im Menschenleben; sie ist reich an Mannigfaltigkeit, launisch in ihrem Wechsel, ewig fesselnd, ewig berückend.

> Sie mag rosenbekränzt
> Mit dem Lilienstengel
> Blumentäler betreten,
> Sommervögeln gebieten
> Und leichtnährenden Tau
> Mit Bienenlippen
> Von Blüten saugen;
> Oder sie mag
> Mit fliegendem Haar
> Und düsterm Blicke
> Im Winde sausen
> Um Felsenwände,
> Und tausendfarbig,
> Wie Morgen und Abend,
> Immer wechselnd,
> Wie Mondesblicke
> Den Sterblichen scheinen.

Und dies tritt nicht nur in den Äußerungen der Phantasie bei den einzelnen Künstlern (man denke an Shakespeare, an Goethe, an Beethoven), sondern auch bei den mannigfachen und so überaus charakteristischen Unterschieden der Kulturvölker hervor; man denke an die kolossalen und grotesken Ausgeburten der ägyptischen und indischen

Kunst, an die gottbeseelte, in die Weite schweifende Phantasie der Hebräer, an den plastischen Sinn der Hellenen, oder man vergleiche germanische und romanische und slavische Art zu denken, zu empfinden, zu gestalten. Die Kunst ist immer im Geiste des Menschen umgeschmolzene Wirklichkeit, und die Prägstätte ist die Phantasie, diese unerschöpfliche Bildnerin.

Der Künstler vermählt Seele mit Stoff, er breitet Geist über die Materie; er fühlt sich ein in die Dinge und Verhältnisse der Welt, die er gestaltet; er lebt sich hinein in die Geschöpfe seiner Phantasie und stellt sie hin wie ein schaffender Gott, auf daß sie zeugen von seiner Kraft, von seinem Genius, seiner Weltliebe, seinem alle Gegensätze in Harmonie lösenden Humor. Aber nicht nur der Künstler bedarf der Gestaltungskraft; auch das Genießen der Kunst setzt ein inneres Bilden, ein Nachschaffen voraus, wenn es in die Tiefe dringen, nicht an der Oberfläche des sinnlichen Eindrucks haften bleiben will. Das Schöne lebt ja doch nur in der Seele, in der Phantasie des Menschen; daher ruht der Genuß des Schönen auf dem Zusammenrinnen des Inneren, d. h. der Stimmungen, Ahnungen, Empfindungen, und des Äußeren, das uns der Künstler vor Auge oder Ohr gestellt hat. Mitklingen muß unser Herz, mitschwingen müssen seine Saiten, wenn uns ein Kunstwerk packen soll, wenn ein harmonischer Eindruck zu stande kommen soll. Und wie lebhaft weiß der wahre Poet, der große Dramatiker oder Lyriker, wie lebhaft der musikalische Genius die Einbildungskraft zu wecken! Unser ganzes Innere erzittert, und zugleich tauchen auf und schweben dahin luftige, wundersame Gestalten; oder wir glauben die Vorgänge der Tragödie mitzuerleben, wir versenken uns ganz in den gewaltigen Helden, sind fortgerissen von der Größe seines Wollens, und fällt er, so ist es uns, als würde uns selbst der Dolch ins Herz gestoßen. Es ist die Phantasie, die ein Echo aller Gefühlstöne in unserm Innern weckt.

> Alles wiederholt sich nur im Leben,
> Ewig jung ist nur die Phantasie;
> Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie!

Die Phantasie ist das innere Auge der Seele; es sieht tiefer als das leibliche; es sieht Zusammenhänge, wo sonst nur lose Teile erscheinen; es ist etwas Ahnungsreiches, Deutungsfähiges, Schöpferisches

in ihr. Was an Bildstoff die Anschauung, was auch die Erkenntnis darbietet, das überschaut das Auge der Phantasie mit raschem Blick, Lücken ausfüllend. Wie der plastische Künstler schon in dem Marmorblock die zu bildende Gestalt ahnt, wie er sie im Geiste sieht: nicht tot, sondern lebendig, als ob die Stirne, als ob das Auge, der Mund sich herausarbeiteten aus der Fläche, die Brust sich wölbte, die Glieder sich reckten, das Leben pulsierte, so steht auch vor dem genialen Staatsmann schon das Gebäude seiner Taten, vor dem genialen Erfinder und Forscher das Gebäude seiner Gedanken fertig da, ehe er alle einzelnen Steine hat zusammentragen können.

So ist der Phantasie auch ein dem Schaffen vorauseilendes Ahnungsvermögen eigen. Jede Hypothese ist gleichsam die Vorwegnahme, das Bild einer streng wissenschaftlichen Lösung des Problems. So sagt Goethe in den Sprüchen: „Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist."

Da unser Denken an die Anschauung gebunden ist, „Begriffe ohne Anschauungen leer" sind, diese aber durch die Sinne und die Phantasie zu Bildern umgeformt werden, da ferner die Sprache durchaus metaphorisch, d. h. jedes Wort nicht nur ein Symbol des Gedankens ist, sondern auch die ursprünglichsten Wurzeln der Wörter als den letzten Begriffsinhalt menschliche Tätigkeit in sich schließen, so kann auch das wissenschaftliche Denken weder der Macht der Analogie, der Übertragung von einer Sphäre auf die andere, noch der Einbildungskraft überhaupt entraten. Diese macht sich das reiche Wissen untertan und formt es zu wissenschaftlichen Theorien, zu philosophischen Systemen. Selbst dem strengen Logiker, dem scharfen Denker mischt sie in sein so sorgsam gefügtes System ihre Farben hinein; er wähnt, nur der Gedanke leite ihn, alles Bildliche bleibe ihm fern; aber wie auf Anschauung alles Vorstellen beruht, so kann auch kein System so abstrakt sein, daß es nicht Anschauung, nicht Bild, nicht Gleichnis darböte. So lehrt die Geschichte der Philosophie die Macht der metaphorischen Phantasie.*)

*) Vgl. das 6. Kap. der „Philosophie des Metaphorischen": „Das Metaphorische in der Philosophie".

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, aber noch mehr ist nur im Bilde, im Gleichnis uns faßbar: das Unvergängliche, das Übersinnliche. So hat ein philosophisches System das andere, eine Metaphysik die andere abgelöst, indem der Nachfolger dem Vorgänger Phantasiebilder nachwies, sei es nun Aristoteles den Platonischen Ideen, sei es der Kritizismus eines Locke, Hume, Kant dem Dogmatismus gegenüber, sei es, daß man den metaphorischen Gehalt in den Begriffen der Substanz bei Cartesius und Spinoza, der Leibnizschen Monade, des Kantischen „Dinges an sich“, des materialistischen „Atoms“, des Schopenhauerschen „Willens“ oder des „Großen Unbekannten“, des „Unbewußten“ bei v. Hartmann, erkannte; doch die philosophische Phantastik hat in dem kranken Hirn des trotz alledem genialen und sprachgewaltigen, aber mehr als Poet und Prophet denn als Denker mächtigen Nietzsche ihren Höhepunkt erreicht; sein System ist ein „soziologischer Roman“, an dem nicht nur moralische Brutalität, sondern auch eine üppig wuchernde, glühende Phantasie gearbeitet hat.

Die grandiosesten Gedankendichtungen — ich meine vor allem die Systeme eines Platon in der alten, eines Hegel in der neueren Zeit — zeigen nicht minder als die Religionssysteme, daß das Höchste, was der Mensch denken und empfinden kann, sich in die Form menschlicher Einbildungskraft kleiden muß, daß Poesie und Philosophie das gemeinsame Band in der Phantasie besitzen, d. i. in der Verkörperung des Geistigen und in der Vergeistigung des Sinnlichen. Wo die Logik ihre Grenze findet, da fördern die Phantasie und der Wille und der Affekt die göttlichen Intuitionen zu Tage; wo die physikalische Erklärung der Welt die Schranke des Ignorabimus erreicht, da setzt das ethisch-religiöse Moment ein und fordert Ideen, Ideale und baut über der realen eine ideale Welt auf. Wir erkennen diese nur im Abbilde, im Gleichnis — *βλέπομεν δι' ἐσόπτρου ἐν αἰνίγματι* — aber das Abbild weist auf das Urbild, in dem Vergänglichen erblicken wir den Schein des Ewigen; Phantasie und Gemüt lassen, was der Verstand nicht ergründet, ahnen sub specie aeternitatis.

Wie Faust in der Morgenfrühe die Bergesriesen im Sonnenglanze erglühen sieht und jubelt: „Sie tritt hervor!“, da — getroffen von der Fülle und Kraft des Lichtes — klagt er: „Leider schon geblendet, Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.“

Er deutet dies symbolisch, und so will er sich bescheiden mit dem Umschleierten, Verhüllten, wie es unser Erdenleben bietet:

Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertauseud Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

II.

Was ist Bildung?

Aus einer Kaisergeburtstagsrede, gehalten am 27. Januar 1902 in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied.

. . . Ins Gedächtnis möchte ich Ihnen zurückrufen die Rede, die Se. Majestät im vergangenen Jahre zu Bonn im Beethovensaale vor der versammelten Studentenschaft hielt, als er seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen, in diese als neuen Bürger der alma mater eingliederte. Da pries der Kaiser den Rhein, den unsere Sagen umschweben und und wo jede Burg und jede Stadt von der Vergangenheit redet, und fuhr also fort: „Unser Rhein mit seinem Zauber soll auch auf den Kronprinzen und Sie seine Wirkung üben, und wenn der Becher fröhlich kreist und ein frisches Lied erschallt, dann soll Ihr Geist sich voll des schönen Augenblicks erfreuen und darinnen aufgehen, wie es lebensmutigen deutschen Jünglingen ziemt. Doch die Quelle, woraus Sie Freude schöpfen, sie sei rein und lauter wie der goldene Saft der Reben, sei so tief und nachhaltig wie der Vater Rhein." Das sind wahrlich Worte, die ein Echo finden müssen in jedes Jünglings Brust und daher auch den Grundton bilden sollen für unsere heutige Festbetrachtung.

Wir befinden uns hier in einer Unterrichtsanstalt, in einer „Bildungsstätte", und da heute ein Rasttag ist, wo einmal des Alltags Getriebe schweigt, da ist es wohl angebracht, einmal zu fragen, was denn unseres Strebens Ziel ist, und ob die gegenwärtigen Zeitströmungen für eine stille, ruhige Entwickelung des Innern günstig sind,

oder — wenn nicht — ob es sich empfiehlt, auch die Schule in diesen Strom des schwankenden und gärenden Zeitgeschmackes hineinzureißen, und ob es nicht doch vielleicht ein Bildungsideal gibt, das auch heute noch seinen Segen und sein Licht spenden könnte, ja müßte, und das über all den Wirrnissen des Lebens zeitlos schwebt.

Was heißt nun aber „Bildung"? Das Wort hat auch seine Geschichte, wie sein Begriff, den es bezeichnet. Ursprünglich ist es so viel wie Bild und Bildnis und Abgebildetes. So heißt es bei einem mittelalterlichen Schriftsteller: „Ich bitt' euch um deswillen, dessen Bildung und Bild ich an dem Kreuz da habe". Sodann ist es so viel wie Gestalt und auch Gestaltung. Christian Günther wünscht „auch die kleinsten Züge der Bildung" seiner Angebeteten betrachten zu können. Winkelmann setzt Bildung im Sinne der äußeren Gestalt in Gegensatz zu der inneren Denkart, wenn er spricht von der Wirkung der verschiedenen Lage der Länder auf die Bildung der Einwohner wie nicht weniger auf ihre Art zu denken: „in Absicht des ersten", nämlich der Bildung der Menschen, „überzeugt uns unser Auge, daß mehrenteils in dem Gesichte so wie die Seele, also auch der Charakter der Nation gebildet sei; je mehr sich die Natur dem griechischen Himmel nähert, desto schöner, erhabener und mächtiger ist dieselbe Bildung der Menschenkinder". — Hier ist Bildung also Gestaltnng der körperlichen Erscheinung.

Bei Lessing lesen wir einmal: „Ich glaube zwar nicht, daß es etwas Unerlaubtes für ein Frauenzimmer sei, sich zu schminken, aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf diese Art zu Hilfe zu kommen." Interessant ist besonders der Sprachgebrauch bei Goethe. In „Hermann und Dorothea" findet sich der Ausdruck: „So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens sanft sich vorbei" — oder: „Die liebenden Eltern staunten über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar."

Dagegen im „Faust", in der Frühlingsschilderung heißt es: „Aber die Sonne duldet kein Weißes, allüberall regt sich Bildung und Streben, alles will sie mit Farben beleben."

Hier ist also Bildung das Gestalten, das Formen selbst.

Wie bezeichnend sind Mignons Worte: „Und ich fühle dieser Schmerzen still im Herzen heimlich bildende Gewalt": es ist ein

Wirken, das zugleich ein Umformen ist; die unablässig nagenden Schmerzen geben der Seele eine andere Gestalt.

Sodann ist „Bildung" vor allem die Pflege des Geistes, die Entfaltung des Inneren und das also an Kräften Entfaltete. Goethe schreibt: „Er stellte ihr vor, daß sie nun herangewachsen sei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung geschehen müsse", oder: „Es ist die Art aller derjenigen Menschen, denen an ihrer inneren Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen" oder: „Betrachten wir alle Gestalten, so finden wir, daß nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke, daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hergebrachten wie von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt."

Was nennt man nun heute so im landläufigen Sinne „Bildung"? Wir nennen „gebildet", wer die höheren Schulen mit mehr oder weniger Witz und Behagen absolvierte, vielleicht auch die Universität in flüchtigem Besuche von Kollegien streifte, wer sich mannigfache Kenntnisse angeeignet hat — mag er sonst so eng und beschränkt in seinem Denken sein, wie er will —, wer Reisen gemacht, die Alpen, Italien oder gar Spanien und England durchquert, dies oder jenes Buch, das des Tages Mode an die Oberfläche führte, gelesen, dieses oder jenes Schauspiel von Hauptmann oder Ibsen oder Sudermann auf der Bühne gesehen hat und darüber mitsprechen kann auf Grund der Kritiken der Zeitungen, wer seine Glossen nach Vorträgen und Konzerten zu machen versteht, in den bildenden Künsten zwischen einem Uhde und Böcklin, oder gar zwischen einer Madonna von Holbein und Rafael, zwischen einem Ganymed von Rembrandt und Rubens, zwischen der Venus von Medici und der von Milo unterscheidet, wer einen Walzer von Strauß nicht mit einem Walzer von Chopin verwechselt, wer den „Handschuh" nicht Goethe und den „Faust" nicht Schiller zuspricht, wer in einer fremden Sprache konversieren kann u. dgl. m.

Wir sprechen von gesellschaftlicher Bildung, wenn jemand die konventionellen Umgangsformen beherrscht, wenn er mit eleganter Grandezza sich in den Salons zu bewegen und über alle möglichen und unmöglichen Tagesfragen des politischen und des groß- oder kleinstädtischen Lebens gewandt zu plaudern oder gar mit verblüffender

Geschwätzigkeit über seine eigenen Verdienste und die Schwächen anderer sich zu ergehen vermag.

Wir sprechen von sittlicher Bildung, wenn jemand sich selbst in der Gewalt hat, so daß er auch im Zorn nicht aufbraust wie Wasser im überhitzten Kochtopf, sondern allezeit vornehme Gelassenheit bewahrt; wenn jemand, was so die landläufige Sitte und Sittlichkeit vorschreibt, befolgt.

Aber ist mit alledem wirklich der Kernpunkt unserer Frage getroffen?

Ich glaube nicht, sondern alles das streift doch eigentlich nur die Oberfläche und berührt nicht das innerste und tiefste Sein, in dem die wahre Bildung ihren Sitz hat. Und wenn in alledem heutigen Tages die sogenannte höhere Bildung gesucht und gefunden wird, so scheint doch etwas in der vielgerühmten und überstolzen Zeit nicht ganz zu stimmen und nicht alles in Ordnung zu sein, wenn auch die Superklugen es nicht zugestehen wollen.

Gewiß, wir haben es in vielen Dingen heute viel weiter gebracht als die vergangenen Jahrhunderte; nur griesgrämiges Alter oder beschränkte Nörgelsucht kann das bestreiten. Wie viele Schranken sind nicht gefallen, wie viel freier atmet in Licht und Luft der Menschengeist, wie viel Wahngebilde sind auf ewig in den Tartarus hinabgestiegen! Und es füllt uns mit Stolz, wenn wir über die Länder und Meere auf den Flügeln des Dampfes dahineilen, wenn uns mit Tageshelle das elektrische Licht in der Nacht umflutet, wenn wir alle die Pracht der Großstädte bewundern, wo nicht mehr einfache Wohnhäuser manche Straßenzeile bilden, sondern Villen und Paläste. Es füllt uns mit Stolz, wenn wir an dem einen Nachmittag noch im Schloßgarten zu Neuwied lustwandelten und am anderen bereits im Hyde-Park zu London oder in den Boulevards von Paris oder an der rauschenden Salzach oder im Tivoli von Kopenhagen uns bewegen. Es füllt uns mit Stolz, wenn wir an alle die Errungenschaften der praktischen Forschungsgebiete, wie der Chirurgie, der Chemie u. s. w., an die Errungenschaften der Technik und Industrie denken, wenn wir die Riesenetablissements zu Städten in der Stadt sich weiten sehen.

Es füllt uns mit Stolz, wie das politische Leben im Volke rege geworden, wie der alte deutsche Michel aus seinem Schlummer aufgerüttelt, wie die Einheit auf blutigem Schlachtfelde erkämpft wurde

und welche Machtstellung das deutsche Reich in der Welt jetzt einnimmt, und wie gerade unseres Kaisers kernige und energische Persönlichkeit auch für die fremden Nationen als ein Gegenstand der Bewunderung, wenn nicht des Neides oder der Furcht imponierend aufragt.

Aber: „Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur wirft auch ihren Schatten, und dieser fällt in das innere Leben der Menschen.“ Vor all der Unruhe und Hast und dem Jagen nach zeitlichen Gütern ist jene Ruhe verloren gegangen, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung von klaren und echten Empfindungen, von reinen und hohen Gedanken, die keimkräftig wirken auch für das Wollen und Handeln.

Das Bildungsstreben zielt heutigen Tages überall hin auf das Erwerben von Wissen, das Nutzen bringe, auf Kenntnisse, die in bare Münze umzusetzen sind, d. h. auf Verwertung des Erlernten in praktischer Hinsicht, auf Wohlstand und Macht und Genuß. Daher stammt der wilde Kampf, der wider das humanistische Gymnasium als Stätte jenes Idealismus, der das Gute und Schöne und Wahre um seiner selbst willen sucht und pflegt, in Szene gesetzt ward, daher stammt jene geistige und sittliche Verflachung, in welcher der von Amt und Beruf müde gehetzte, von Sorgen und Pflichten überbürdete Kulturmensch seine Erholung im Wirtshause, seine geistige Kost in der Zeitung sucht.

Die Bildung heutigen Tages ist in die Breite gegangen, aber hat an Tiefe verloren. Der Naturmechanismus, zu gewaltiger Stärke gelangt, durchdringt alle Verhältnisse; die ungeistigen Mächte besitzen das Feld und beherrschen den Durchschnitt des Lebens. Jene ungeheure Entwickelung technischer Arbeit gefährdet die selbständige Innerlichkeit und versetzt den Menschen in einen Kampf um das geistige Sein.*) — Und so krankt unsere Zeit an einem tiefen inneren Zwiespalt. Ein unbefriedigtes Sehnen geht durch die von der Hast des äußeren Lebens müdegepeitschte Kulturmenschheit. Ein rastloses Suchen nach neuen Formen beherrscht die Kunst; das Blendende, Manierierte hat das Einfache, Herzbezwingende, Große und Tiefe verdrängt. In der

*) Vgl. Rudolf Euckens treffliches Buch „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ (Leipzig, Veits Comp. 1896), sowie die Schlußkapitel in desselben Verfassers klassischem Werke „Die Lebensanschauungen der großen Denker“ (Leipzig, Veits Comp. 4. Aufl. 1902).

Wissenschaft hat der Spezialismus zu glänzenden Einzeluntersuchungen geführt, aber zumeist fehlt das innere geistige Band. Es fehlt das große philosophische System, das Glauben und Wissen, künstlerisches Schaffen und sittliches Handeln umspannte. Eine vielseitige Bildung ohne geistige Tiefe ist der Typus des modernen Menschen.

Es liegt in der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens begründet, daß jeder Fortschritt wieder mit Verlusten verbunden ist und daß „jeder Vorzug mit einer Verkehrtheit sich berührt, die trügerisch seine Züge annimmt".

Das gilt von ganzen Zeiten wie von den einzelnen Menschen. Überall treffen wir auf den großen, geheimnisvollen und verhängnisschweren Doppelsinn des Lebens. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten.

Das eine erscheint ebenso wahr wie das andere sowohl in der Volksweisheit des Sprichworts und des Dichtermundes wie auch sonst in Theorie und Praxis; das eine ist erstrebenswert, nicht minder aber auch das andere, und wenn es auch jenes erstere aufhebt. Wir sind Doppelwesen, sind geistigleibliche Wesen, wir wurzeln somit in der Sinnlichkeit und spüren zugleich in uns den Trieb zu reiner Sittlichkeit; wir sind mit tausend Banden gebunden und tragen doch das Verlangen nach innerer Freiheit in uns.

Zwei Seelen wohnen ach! in unserer Brust! Die eine hält sich . . an die Welt mit klammernden Organen, und die andere strebt empor zu den Gefilden des ewigen Seins. Es will uns dünken, als ob in uns selber gleichsam das Unvereinbare vereint sei — ein Fünkchen Geist mit Materie —; jedenfalls ist gemäß dieser Zwiespältigkeit das Brennende in unserer Sehnsucht immer das Unvermögen, Gegensätzliches in eins schmelzen oder versöhnen zu können. Wir können uns dies leicht an einigen Beispielen klar machen.

In uns ist untilgbar der Drang nach Ruhe, nach Frieden, nach Genügen, und doch ist Ruhe wieder Stillstand und ist Unzufriedenheit oder — milder ausgedrückt — eine gewisse Unbefriedigtheit der Nerv alles Strebens und Fortschreitens. Wir möchten das Gesuchte finden, möchten unser Ziel erreichen und doch auch des Reizes und des Stachels des Suchens nicht entraten; wir möchten genießen und auch der Begierde nicht entbehren; wir möchten in die Ferne schweifen und doch auch wieder, was die Heimat, was des Daseins alltägliche Gewohnheit so traulich macht, nicht missen u. s. f. Wir sollen aufnehmen, lesen, lernen

und doch wieder das Fremde nicht Überhand gewinnen lassen über das stille Wachsen und Reifen eigener Gedanken. Wir empfinden bald den Segen, bald den Unsegen des Verstandes, der Phantasie, des Gemütes, der Furcht, der Hoffnung, wenn sie zur Alleinherrschaft gelangen, wenn das eine unser Wollen bestimmt und das andere schweigt u. s. f. Wir möchten Freude und Schmerz, Erfolg und Niederlage, Furcht und Hoffnung als eins empfinden. Das treibt uns in Unruhe umher, und immerdar fühlen wir uns so umflutet von den Widersprüchen des Herzens und den Antinomien der Vernunft, und schließlich glücklich werden wir nur, wenn wir zu einem gewissen Gleichgewicht der seelischen Kräfte, des Verstandes und der Phantasie, des Sinnens und Wollens und Handelns, zu einer Übereinstimmung des Eigenwillens und des Gesamtwohls, des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos gelangen. In solcher Harmonie, in der sich das Einzelwesen zu einer in sich geschlossenen Welt ausweitet, wird wohl der Gipfel echter Menschheitsbildung zu suchen sein. — Wenn Goethe das Höchste hervorheben will, was den Menschen von all den anderen lebenden Wesen der Erde trenne und ihn emporhebe zu den Göttern, so sagt er:

Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche:
Er kann dem Augenblick Dauer verleihen,

d. h. er kann das Unvereinbare vereinen, wenn er dem Flüchtigsten, das es gibt, dem Gedanken, der Stimmung, dem Gefühl, dem Willen des Augenblicks, Dauer verleiht durch bleibende Werke der Kunst oder der Wissenschaft oder durch geniale Erfindungen und Entdeckungen oder durch die nachwirkende, folgenreiche politische oder sittliche Tat.

Der Künstler vermählt Gehalt und Stoff, Geistiges und Sinnliches und schafft so ein eigenartiges harmonisches Ganzes. So wird auch der echte Lebenskünstler aus sich bilden: eine eigenartige harmonische Persönlichkeit.

Doch wie ist dies möglich? Das ist keine Sache von heute auf morgen. Dazu gehört ein Menschenleben, ja bei den meisten reicht es nimmer aus.

Den einen leitet dahin die Religion, der fromme Glaube, den anderen die Kunst, den dritten die Wissenschaft, den vierten das in Tätigkeit wirkende Leben.

Und was lehrt uns die Geschichte hinsichtlich des Bildungsstrebens?

Eine sonst nie wieder erreichte Harmonie bietet uns das Hellenentum der klassischen Zeit; das Ideal ist ein ästhetisch-ethisches; und der hohe Bildungswert, der unverwelklich ihm inne wohnt, ruht auf jener plastischen Einfachheit und Anschaulichkeit, auf jener typischen Bestimmtheit, durch die das Griechentum die moderne Welt so weit überragt; alle Verhältnisse sind dort so viel faßlicher, und so gibt es keine bessere Vorstufe für die Erkenntnis der verwickelten Zustände und Probleme der Gegenwart als das Studium eines Homer, eines Platon und Sophokles und Thukydides. Nicht an der Sinnenwelt blieben die edelsten Geister der Griechen haften, sondern sie bauten über ihr das Reich der Ideen auf und nannten die irdischen Dinge nur Spiegelungen von Urbildern. Was ist das anderes, als was Paulus lehrt: Unser Wissen ist Stückwerk, wir sehen nur durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, *δι' ἐσόπτρου ἐν αἰνίγματι*, oder was Goethe als Schlußweisheit im Faust verkündet: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" — nämlich des Unvergänglichen, des Ewigen. — Ihnen allen erschloß sich die Erkenntnis, daß der Ausbau des Innenlebens der Bildung Ziel sei. Von Pythagoras wird uns berichtet, er sei einst bei dem Fürsten der Phliasier Leon zu Besuch gewesen, und da habe ihn dieser gefragt, was er denn eigentlich treibe und was ein Philosoph eigentlich sei, und der weise Mann entgegnete, das Leben sei mit jener großen Festversammlung zu Olympia zu vergleichen, wo die einen durch ihre geübten Körper Ruhm und Sieg erstrebten, andere durch Gewerbe und Gewinn bei Kauf und Verkauf angezogen würden, eine dritte Art von Menschen aber, und zwar die edelste, um des Zuschauens willen komme, und um eifrig zu erforschen, w a s geschehe und w i e es geschehe. Cicero, der es uns berichtet, preist nicht minder jene tiefen, nachdenklichen Naturen, die den Dingen auf den Grund zu gehen suchen, aber auch zugleich die Führer und Leuchter werden für die übrigen in ethischer und sozialer Hinsicht. Und so stellt Cicero, dieser Träger der antiken Humanität, als Ziel der Bildung es hin: wie die Pflanze ihre Bestimmung habe, aus Samen zu Blatt und Blüte und Frucht sich entwickle, so müsse der Mensch als ein geistig sittliches Wesen den göttlichen Funken in sich zur Flamme entfachen, auf daß sie erwärme und leuchte. So spricht er den schönen Satz aus: docto homini et erudito vivere est cogitare, dem wahrhaft Gebildeten ist Leben und Denken eins.

Das καλὸς κἀγαθός ist das Ideal des antiken Menschen. Das Mittelalter steht ganz im Banne des religiösen Dogmas und ringt zwiespältig damit, schier unversöhnliche Gegensätze zu vereinen: die Sinnlichkeit und die Übersinnlichkeit, die Weltliebe und die Weltflucht, die Weltverneinung und die Weltbeherrschung, das Universale und das Nationale.

Seine Majestät warf in der Bonner Rede die Frage auf, warum denn das deutsche Reich nach Carolus Magnus und Barbarossa dahingesunken sei, und fand die Antwort: „Weil das alte Reich nicht auf streng nationaler Basis begründet war; der Universalgedanke des alten römischen Reiches ließ die Entwickelung in deutsch nationalem Sinne nicht zu; die kleineren Staatengebilde, die Fürstentümer, gerieten mit dem dem Universalismus dienenden Kaiser in Konflikt, und so ging der innere Friede dem stets schwächer werdenden Reiche verloren."

In politischer, in sozialer und religiöser Hinsicht ward das Mittelalter überwunden durch die Renaissance und die Reformation. Die Entdeckung der Persönlichkeit ist das tiefgreifendste Kennzeichen dieser Epoche. Jenes feine Gewebe, gesponnen aus mystischem Glauben und Wahn, löst sich auf, und das Ich fühlt sich selbständig gegenüber dem Staat, der Kirche und dem Volk. Der moderne, nach Freiheit und Eigenart dürstende Mensch wird in Italien geboren. Er fühlt sich als geistiges Individuum, und das Bündnis von Kraft und Schönheit, auch wohl ohne Rücksicht auf das Gute, wird das allbeherrschende Ideal; Ziel der Bildung wird wieder der in allen seinen Äußerungen zur Harmonie gestimmte Mensch.

Nach jahrhundertelangem Niedergange wird eine gleiche Höhe erst wieder im XVIII. Jahrhundert erreicht. Auch in ihm streiten lange Verstand und Phantasie. Wohl hatte der Rationalismus mit seiner Aufklärung, Humanität und Toleranz wieder manchen dumpfigen Schlupfwinkel des Wahns erhellt, aber auf die Dauer blendet Sonnenklarheit zu stark; man sehnt sich wieder nach Dämmerung und Sternenschimmer. Das Recht des Herzens, Natur statt nüchterner Unnatur, forderte der Sturm und Drang; ins Extreme verfallend, verwechselte man wohl Freiheit und Zügellosigkeit, das Recht des Gefühls und Gefühlsschwelgerei. Den Ausgleich fanden unsere großen Klassiker Schiller und Goethe, den Wieland den „größten unter den menschlichen Menschen" nennt. Sie bezeichnen einen Höhepunkt, sie sind — wie Seine

Majestät sich in jener Bonner Rede ausdrückt — „zum Licht und Segen der ganzen Menschheit geworden, denn sie wirkten universal und waren doch streng in sich selbst abgeschlossene Germanen, d. h. Persönlichkeiten, Männer!“

Im XIX. Jahrhundert stellte zunächst die Romantik wieder einen Gegensatz gegen den antikisierenden Klassizismus dar und hob die schrankenlos schweifende Phantasie, alle Widersprüche vom Denken und Glauben und Wissen und Träumen in Poesie und Philosophie verwischend, zur Alleinherrschaft. Als aber die Naturwissenschaften mit Materialismus, Pessimismus und Positivismus sich verbündeten, als die Technik und Industrie Triumphe sondergleichen feierten, als mit des Reiches Glanz auch das Verlangen nach Genuß, nach Macht und Reichtum wuchs, als die Mächte des äußeren Lebens die Überhand gewannen und die soziale Frage zu den wichtigsten der Politik emporwuchs, da begann der Naturalismus in Kunst und Literatur seinen Siegeszug, und der extremste Subjektivismus fand in Nietzsche seinen blendenden Propheten, der, noch mehr als Schopenhauer ein Stimmungsphilosoph, es freilich zu keinem geschlossenen System brachte, aber gerade durch die verführerische Form des Aphorismus, der dann abbricht, wo das ernste Denken eingreifen sollte, und durch das Schillern seiner poetisch gehobenen Sprache einen unvergleichlichen Zauber besonders auf haltlose Gemüter ausübte und noch übt. Aber er bezeichnet, wie unsere ganze Epoche, keinen Höhepunkt und Abschluß, sondern einen Durchgang. Daher wechseln auch heute die Bildungsströmungen so unendlich rasch und finden sich auf allen Gebieten die Gegensätze nebeneinander; aber über allen schwebt als Leitstern der Gedanke, daß Leben vor allem ein Selbstleben, ein Sichausleben, die Entfaltung der Eigenart bedeutet.

Dieser Gedanke umspannt eine große Weite uud Mannigfaltigkeit und eine hochgradige, ja nervöse Beweglichkeit, ein psychologisches Zerfasern des Innenlebens, auch wohl hohe Steigerung des Ausdrucksvermögens; aber man vermißt, daß diese Wandlungsfähigkeit der Stimmungen sich auch verbindet mit der Tiefe einer wurzelechten geistigen Kraft.

Ist der Mensch nur ein naturhaftes oder ein geistiges Wesen, ein Kind des Zufalls und der Schicksalslaune oder ein selbständiges Glied einer geistigen Welt? Ist vielseitiges Wissen und virtuose

Geschicklichkeit das Ziel des Bildungsstrebens, oder die Reife einer kernigen geistigen Persönlichkeit?

Darauf fordert der Ernst der Zeit bei jedem Denkenden eine klare Antwort.

So lehrt uns die Geschichte der Vergangenheit und eine Kritik der Gegenwart: Bildung ist Erhöhung der Natur, ist Vertiefung und Durchgeistigung des natürlichen Menschen.*) Solange sie noch in eitler Selbstbespiegelung und Prahlerei beharrt, ist sie nicht echt, ist sie Flittergold und besticht nur den Unerfahrenen. Die tiefer dringende Erkenntnis macht bescheiden und demütig; sie weiß, wie eitel Stückwerk auch das ausgebreitetste Wissen bleibt, und wie mit der Lösung von Problemen immer neue sich wieder ergeben, wie die Ausblicke ins Endlose reichen. Echte Bildung ist kein äußerlich übergeworfenes gleißendes Gewand, sondern sie füllt Kopf und Herz und führt zu den Tiefen, aus welchen das sittliche Wollen entspringt. Sie gibt dem Menschen Klarheit über sich selbst und den Zweck des Menschenlebens, auf daß sich das einzelne Selbst zum Sein der Menschheit ausweite. Alle Weisen der Weltgeschichte stimmen darin überein, daß das Glück nur im eigenen Innern zu suchen ist, und daß Frieden nur in sich hat, wer die Selbstsucht in sich überwindet. Heute stehen Technik, Fachwissen und Politik höher im Kurse als sittlich geistige Kräfte. Erinnern wir uns aber, wie hoch der größte Praktiker, Bismarck, die Imponderabilien, d. h. jene ideellen Mächte wertete, die das Leben erst lebenswert machen, weil sie es innerlich gestalten. Der Amerikanismus droht bei uns den Humanismus, d. h. die Pflege der Imponderabilien, den Idealismus, zu überwinden: ein sonderbares Schauspiel, wo gerade in Amerika selbst immer mehr das Bewußtsein erwacht, daß außer dem, was Dollars einbringt, es doch auch noch andere Dinge gibt, die einen Wert, wenn auch einen ideellen, haben; ja an den höheren Schulen Amerikas wird heute mehr Griechisch getrieben als bei uns.

Nicht die Träger ererbten oder erworbenen Goldes sind auch die Träger geistigen Adels. Durch die weiten Räume der Zeiten wandeln die Bildner und Erzieher der Menschheit, jene großen Einsamen, ja oft Armen und Verfolgten und Verketzerten, die Dichter und Künstler, die

*) Vgl. die ausgezeichneten Darlegungen bei Oskar Weißenfels in dessen gedankenreichem Buche „Die Bildungswirren der Gegenwart“ (Berlin, Dümmler 1902).

Religionsstifter und Philosophen. Eine tief das Herz durchglühende Empfindung, ein reifer und reicher, selbständig zu Ende gedachter Gedanke ist wahrlich mehr wert für den einzelnen als Steigerung seines äußeren Lebens, sei es hinsichtlich der Genußmittel, sei es, daß statt Petroleum Auerlicht oder elektrisches Licht seine Behausung erhellt. Was wäre an geistiger Substanz unser so stolzes Zeitalter ohne jenes hehre geistige Erbe, das die vergangenen Jahrhunderte uns überliefert haben?

Inmitten der Wirren und Stürme des modernen Lebens bieten sich doch immer als die besten Führer zur Harmonie des inneren Menschen jene Großen der Vergangenheit dar. In ihre Gedankenwelt sich zu versenken: das öffnet den Blick für die geheimnisvolle Schönheit der Natur und für die Rätsel des Lebens, das zieht den Sinn ab von dem Gemeinen und Niedrigen, das hebt empor über kleinliche Eitelkeit, über Neid und Haß, aus dem disharmonischen Treiben der Welt in den Frieden des sich selbst zurückgegebenen Gemütes.

Die geistige Bildung muß eben zur sittlichen Charakterbildung reifen. Wer mitten im Leben steht, der muß unablässig sich entscheiden, muß ringen mit sich und anderen, sich reiben und abschleifen, sich ziehen und zügeln. Wer das nicht vermag, den schwemmt die Welle hinweg. Aber solche Arbeit an sich selbst ist nicht nur die schwerste Lebensaufgabe, sondern der Sieg in ihr ist auch das einzig wahrhaft Beglückende. Der Doppelsinn des Lebens versetzt uns ja auch hierin, in der Charakterbildung, in die heftigsten Gegensätze und Widersprüche mitten hinein.

Selbstgefällig in sich beharren, das, was auf fremdem Boden gewachsen ist, ewig verkleinern und verneinen, ist ebenso unfruchtbar wie ideenlose, nur Notizen häufende Gelehrsamkeit. Inneres Leben ist nur, wo Entwickelung und Steigerung zum Höheren ist. Wohl muß der moderne Mensch auf festem Boden der Wirklichkeit mit klarer Erkenntnis ihrer Bedingungen und ihrer Ziele stehen, aber er darf sich ihr nicht gefangen geben, er muß auch den Blick nach oben richten, er muß auf die Gasse sehen, aber auch auf die Sterne. Neben der äußeren Sorge und Mühewaltung darf er doch nicht das Wesentliche vergessen: die Pflege des Innenlebens. Nicht die immer bequemere und raffiniertere Ausgestaltung des äußeren Lebens kann die wahre Kulturarbeit bedeuten, sondern mit den sozialen und politischen Fragen müssen ethisch-

religiöse, künstlerische und philosophische sich verbinden, die also nach Zweck und Inhalt und Bestimmung des Menschendaseins forschen und Irdisches mit Ewigem verbinden.

> Nicht vom Tage sollst du leben —
> Auf und nieder schwankt die Welle. —
> Laß dein Innres fröhlich weben,
> Stets verjüngten Daseins Quelle.
> Ist Ursprünglichkeit dir eigen,
> Darfst sie hegen, darfst sie zeigen.
> So nur spürst du in der Zeit
> Vorgefühl der Ewigkeit.
>
> (Wilh. Gidionsen.)

Zu einer geist- und gotterfüllten Persönlichkeit zu reifen: das ist der Zweck unseres Daseins.

Die Schule hat die Aufgabe, den Ton zu kneten und zu formen; sie muß die Seele empfänglich machen für das, was edle Geister der Vergangenheit an unverlierbarem geistigem Gehalte in Meisterwerken niedergelegt haben. Sie darf nicht in den Wirrwarr widerstreitender Anschauungen, wie sie die Gegenwart beherrschen, hineinreißen, sondern sie muß an einfachen, schlichten Urbildern in großen, faßlichen Zügen das vorführen, was in Empfindung, Sitte, Denkart, in politisch-sozialer Gestaltung das Menschenwesen ausmacht, was das stetig Wiederkehrende, das Wesentliche und Bleibende inmitten aller Mannigfaltigkeit ist, was in Ewigkeit hoch und heilig dastehen muß, wenn nicht die sittliche und die geistige Welt zusammenbrechen sollen. Die Schule kann nur an das vielgestaltige Leben heranführen, sie kann keine fertige, abgeschlossene Bildung überliefern, auch keine fertigen Charaktere schmieden. Sie kann nur Wege weisen zu hohen Zielen, sie kann nur Keime aussäen und Unkraut ausjäten.

Gegenüber aller Unrast der Gegenwart soll die Schule jene Erkenntnis pflegen und alle ihre Aufgaben von ihr durchdringen lassen: daß über der Sinnenwelt sich eine geistige Welt erhebt, daß von den Ideen dieser erst jene ihre Durchleuchtung, ihren tieferen Sinn und Wert erhält.

Klar muß jeder sich entscheiden bei dem großen Entweder — Oder: entweder ist der Mensch ein naturhaftes oder ein geistiges Wesen, entweder nur ein Kind des Zufalls und der Schicksalslaune oder ein

selbständiges Glied einer geistigen, ideellen, göttlichen Welt. Es ist aber schier tragische Ironie, wenn auch sehr begreiflich, daß, je mehr der Mensch die Natur bezwungen, desto mehr sie selbst ihn in ihren Bann gezogen hat, so daß ihm sein ganzes Sein als ein bloßer Naturprozeß erscheinen möchte. Jedoch die wachsende Kultur bekundet uns ein Hinauswachsen über alle Sinnlichkeit in ein Reich der Ideen, die über Raum und Zeit hinwegheben, den einzelnen einem Ganzen einfügen und somit eine neue Welt geistigen Schaffens und Wirkens begründen. Mit der Richtung auf eine sachliche Wahrheit, eine Idee, erhält unser Tun ein Ziel jenseits der unmittelbaren Eindrücke.

Und was besagt dies für uns, für die Schule, wenn wir die philosophischen Gedanken in die schlichte Sprache des gewöhnlichen Mannes umsetzen?

Was sollen die Leuchten auf unserem Lebenswege sein, was die Richtschnur aller Jugendbildung? Ich denke, indem ich mich kurz fasse: wahre Herzensfrömmigkeit, Liebe zum Vaterlande, Verständnis für alles Gute und Wahre, für das Schöne in Natur und Kunst, vor allem jenes Pflichtgefühl, das über den Vorteil, und jene Treue, die über Gewinn geht und das Wohl des Ganzen höher stellt als das eigene. Das sind „sachliche Wahrheiten", das sind Ideen von sieghafter Kraft; ja, ein solcher Idealismus muß der Sonnenschein sein, von dem durchglüht die jugendlichen Seelen heranwachsen sollen. Und diesen Idealismus zu wecken und zu pflegen, ist die Pflicht jeder höheren Schule. Ich sage: jeder. Denn so sehr ich auch des Glaubens lebe, daß der kürzeste Weg zu ihm durch Griechenland und unsere deutschen Klassiker führt, die ohne gründliche Kenntnis des Griechentums auch nicht gründlich erkannt werden können, so wenig verkenne ich die hohe Berechtigung und hohe Bedeutung jener Schwesteranstalten, die, auf modernem Boden erwachsen, zu selbständigen, in sich gefesteten Gebilden herangereift sind, deren organische Entwickelung zu stören mir verderblich scheinen will.

Aber wer auf dem humanistischen Gymnasium Griechisch und Lateinisch, also tote Sprachen, treibt, der verzichtet, falls er nicht Theologe oder Philologe wird, von vornherein auf die praktische Verwertung des Erlernten im späteren Leben, der stellt sich schon in dieser Hinsicht in den Dienst der Idee; er fragt nicht in alltäglichem Nützlichkeitsdrange: wie kann ich diese Studien in bare Münze umsetzen? sondern sieht lediglich auf den Gehalt, den Ideengehalt, weiß

aber zugleich, daß eine fremde Sprache kennen nichts anderes bedeutet, als den eigenen Geist um den Geist des fremden Volkes erweitern. Denn Sprache ist wortgewordener Geist; Sprachkunde ist Volkskunde; und je fremder, je ferner der eigenen die andere Sprache ist, desto reicher der Gewinn, desto mannigfaltiger die Anregung.

Eine solche Überzeugung ist Idealismus. Es ist der Sonnenschein, von dem ich sprach. Und — um im Bilde zu bleiben — was ist der Himmelsregen in der Jugend-Bildung?

Auch der sprödeste Stoff, den wir im Unterrichte der empfänglichen Schülerseele darbieten, kann zum Himmelsmanna werden, wenn er durchgeistigt wird, wenn er mit wissenschaftlichem Sinn und zugleich mit warmem Herzen geboten wird. Vor allem jener Stoff, den unsere nationale Dichtung, den Sage und Märchen, den die Literatur und die Geistes-Geschichte unseres Volkes in sich schließt. Aber nicht auch jener, den das Altertum, den uns das Hellenentum in seinen Hauptvertretern Homer, Sophokles, Plato, Thucydides, das Römertum mit Cicero, Horaz, Tacitus darbietet? Wohl ist der Stoff spröde und schwierig — aber nur dem Schweiß, den keine Mühe bleichet, winkt der Lohn, und nur in der Betätigung der Kraft wächst die Kraft — wohl erfordert das Verständnis der alten Schriftsteller angestrengte Arbeit, aber sie regen auch in sonst kaum erreichten Mustern den ganzen Geist an, bieten dem Denken Nahrung, beschwingen die Phantasie, läutern und kräftigen den Willen, entrücken dem verwirrenden Streite des Tages und lehren das jugendliche Gemüt in faßlicher und doch interessanter Form jene Probleme sozialer, wissenschaftlicher, künstlerischer Art kennen, welche die ewig menschlichen sind, aber mit dem Fortschreiten der Kultur immer verwickelter, schwieriger, unübersehbarer, unergründlicher werden.

Wohl ist die Welt des Altertums nicht mehr Selbstzweck des Unterrichtes, wie einstmals, sondern sie reiht sich ein als wichtiges Glied in jener Kette, die Vergangenheit und Gegenwart umschließt. Wie die Glieder in einander greifen, das sucht der Gebildete immer mehr zu erkennen, im Gegensatze zu dem Ungebildeten, der nur dem Tage und den Forderungen des Tages lebt. Die Erkenntnis des Menschen in seinem Wesen, wie es sich in seinem geschichtlichen Werden spiegelt, ist Ziel der Menschenbildung. Die einfachsten Formen aber sind die besten für die Jugend, und diese finden sich im Blütenzeitalter der Menschheit, im Hellenentum mit seiner plastischen Anschaulichkeit

und seiner klaren Bestimmtheit in der Zeichnung der Charaktere, der Konflikte, der Probleme. — Das Altertum war auch die Wiege des Christentums; mit diesem verschmolz sich das Germanentum, und so schlägt die Erkenntnis der alten, der griechisch-römischen und der jüdischen Welt die Brücke zur Erkenntnis unserer modernen Geschichte. Dieser aber würde man die Wurzeln abgraben, wollte man jene aus dem Unterrichte streichen.

Die Geschichte im Bunde mit den Naturwissenschaften und der Mathematik, diesen unentbehrlichen Hülfsmitteln zur Schulung des Denkens und der Anschauung, vollendet den Kreis der Wissensstoffe, die wir auf dem Gymnasium zu bewältigen haben.

Es kann nicht dessen Aufgabe sein, in den Naturwissenschaften auf dieses oder jenes Fachstudium vorzubilden — denn das Gymnasium ist keine Fachschule — wohl aber, die Grundlagen moderner Allgemeinbildung zu legen und vor allem auch durch Geographie, Botanik, Zeichnen u. s. w. Liebe zur Natur, Liebe zur Heimat, zum Nationalen, aber auch Begeisterung für das gewaltige Weltganze, d. h. Andacht, also auch wieder Idealismus zu wecken. Auch den Jüngling schon muß es mit Liebe zur Natur und zugleich mit Frömmigkeit durchschauern, wenn er die Worte des Faust nachzuempfinden sucht:

> Erhabner Geist, du gabst mir . . die Natur . .
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
> Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
> Du führst die Reihe der Lebendigen
> Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
> Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Erfüllt den Knaben Liebe zur Natur, so wird er das Tier nicht quälen, nicht Freude haben an seinem Schmerz, dann wird er mit offenem Auge, mit warmem Herzen durch Feld und Wald und Berg und Tal sich tummeln und sein Gemüt beseligen durch die Liebe zu dem Allumfasser und Allerhalter, der auch ihm nahe ist im Mondesflimmer, im Sternenglanz, im Rauschen des Waldes oder des Meeres.

Alles das soll sich wie Himmelstau auf die junge Knabenblüte senken, und den Sonnenschein bietet die Grundanschauung, die alles durchwärmt und durchleuchtet, der Idealismus.

Und was soll die Frucht bilden, was wollen wir erzielen mit unserer Unterweisung? Wir wollen durch Unterricht erziehen nicht zu Träumern und Schwärmern, die nur in einer fremden Welt leben und die Gegenwart nicht begreifen, auch nicht bloß zu möglichst kenntnisreichen, sondern zu möglichst innerlich tüchtigen, glücklichen Menschen. Was heißt aber innerlich tüchtig und glücklich? Beides ruht auf der harmonischen Entwickelung der Geisteskräfte, also auf der Harmonie, dem Frieden in sich, auf der Harmonie zwischen sich und Gott, zwischen sich und der Welt. Das alles umschließt das intellektuelle und das religiös-sittliche Ideal. Glück strahlt nur der aus, der glücklich ist, und tüchtig in seinem Tun und Schaffen ist nur, wer nicht müde wird zu streben, in sich vollendet zu sein.

Nicht der Zeugnisschein, der zur Universität oder anderen Berufen berechtigt, nicht das Wissen von Einzelkenntnissen, die gar bald vielleicht verfliegen, nicht das, was man abfragen kann, ist das Beste, was der junge Mensch von der Schule ins Leben mitnehmen soll, sondern die Kraft zu denken und zu urteilen, die Empfänglichkeit, alles Menschliche mitzufühlen und in andere Geister sich hineinzuversetzen; es ist jener feine geistige Niederschlag edler Gedanken und edler Empfindungen, es ist Wärme des Herzens und Klarheit des Kopfes, und es ist das Streben, in sittlich geistiger Hinsicht aus sich zu machen, was nur irgend zu machen ist, zum eigenen Heile und zum Heile jenes Kreises, in dem dereinst zu wirken der einzelne berufen sein wird. Denn nur so wird er auch dem Ganzen, dem Vaterlande, wahrhaft dienen. In welchem jungen Herzen möchten nicht auch heute die markigen Worte wiedertönen, die Se. Majestät ebenfalls in jener Bonner Rede, die unseren Ausgangspunkt bildete, an die versammelte Jugend richtete?

„Herrlich emporgeblüht steht das Reich vor Ihnen. Freude und Wonne erfülle Sie, und der feste mannhafte Vorsatz, als Germanen an Germanien zu arbeiten, es zu heben, zu stärken und zu tragen, durchglühe Sie. Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte brauchen; aber nicht, um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verschwenden oder in den Dienst einseitiger Parteiinteressen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsere Ideale zu pflegen."

Und wahrlich, der Idealismus ist die Weltanschauung, die am ersten zu jener Harmonie der Seelenkräfte führt, die alles echten

Bildungsstrebens Ziel ist, jener Idealismus, dessen Grundsäulen auch die Säulen des Gymnasiums sind: Hellenentum, Christentum und Germanentum. Diese Mächte besitzen auch heute noch die Kraft, die Selbstsucht zu überwinden und kraftvolle Persönlichkeiten zu bilden.

Als eine kraftvolle Persönlichkeit steht unser Kaiser da; er zeigt nicht nur vorbildlich jene heute so selten noch zu erreichende Harmonie zwischen Körper und Geist, von Kindheit an nicht rastend, den Leib in steter Übung zu stählen und geschmeidig zu machen, aber auch immerdar mit regstem Interesse bemüht, die geistigen Strömungen der Zeit zu begreifen; sondern er zeigt auch vorbildlich die Harmonie zwischen Wollen und Handeln; seine schneidige Energie setzt rasch, ja bisweilen wohl gar zu rasch, in Tat um, was seinen Willen erregt hat; das jugendliche Feuer paart sich mit feierlichem Ernst, dessen Wurzel das bei den Hohenzollern erbliche Gefühl der Pflicht ist gegen sein Volk und vor allem gegen den höchsten Richter, der ihn an die so schwer verantwortliche Stelle gesetzt hat und einst Rechnung heischen wird. So kann man es begreifen, daß eine ernste, ideale, schwungvolle Natur, wie die seine, es liebt, auf hoher See, in hehrster Einsamkeit, umbrandet von den ewigen Wogen, umblitzt von den Sternen des ewigen Himmelsdomes, sich in sich selbst zu sammeln und Zwiesprach mit sich zu halten, denn er weiß, daß solche Stunden die fruchtbarsten sind für die Bildung des Innern, für Klärung und Läuterung in Andacht und Demut . . .

III.

Das Bildungsstreben der Gegenwart.

1902.

Der feinsinnige Wilhelm Münch hat den Aphorismus geprägt: „Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur wirft auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen.“

Die Stimmen, die ein Gleiches klagend verkünden, werden immer lauter, die Sehnsucht nach Befreiung von dem Banne der Zeit, der sich schier lähmend auf die Brust legt, immer brennender; die nicht zurückzudrängende Unzufriedenheit mit dem, was das innere und äußere Leben des modernen Menschen zersplittert, verwirrt und aufregt, immer allgemeiner. Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist aber immer der Nerv des Fortschritts gewesen.

Es ist leicht, unsere Zeit preisen, noch leichter, sie verketzern. Und solange es zum Denken erwachte Menschen gegeben hat, pries man die glücklichere, bedürfnislosere Vergangenheit und schalt die anspruchsvolle, unersättliche Gegenwart. Aber suchen wir heute das Fazit zu ziehen und fragen wir nachdenkliche Männer, die ihre ernsten Gedanken und dringlichen Mahnungen zur Umkehr in bedeutsamen Büchern niedergelegt haben — wie Anton Schönbach „Über Lesen und Bildung“, Rudolf Eucken „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ und Oskar Weißenfels „Die Bildungswirren der Gegenwart“ — so tönt uns der Ruf entgegen, der eine Erneuerung des inneren Lebens fordert und damit eine Verurteilung des herrschenden Bildungsstrebens der Gegenwart ausspricht.

Die Bildung ist in die Breite gegangen und hat an Tiefe verloren. Wer im allgemeinen heute als gebildet gilt, ist zumeist ein Mensch von gewandter Lebensart, von mannigfachen Kenntnissen, von Tüchtigkeit auf diesem oder jenem Gebiet, aber ohne jene innere, tiefere geistige Substanz, die doch eigentlich das Entscheidende ausmachen sollte.

Es geht ein gleichmachender (nivellierender und uniformierender) Zug durch unsere Zeit; die Schranken der Stände fallen immer mehr; mit der Freizügigkeit ist der Mensch heimatlos geworden; von Ost nach West, von Nord nach Süd verschlagen, vermag er nirgend mehr feste Wurzeln zu treiben, um sich heimisch zu fühlen; die Unterschiede in der Eigenart der Provinzen verwischen sich mehr und mehr, so auch die Unterschiede in der Bildung. Wohl wägt noch der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeiter, dessen Sohn einige Begabung zeigt und es weiter bringen soll als der Vater, bedachtsam ab, welche Schule die besten Aussichten für die Zukunft bietet, und wie er das aufzuwendende Kapital am sichersten und gewinnreichsten anlegen kann, aber es hat nicht mehr die Bedeutung wie früher; denn das Bildungsmonopol des humanistischen Gymnasiums ist gefallen und die Gleichwertigkeit der Bildung sämtlicher höheren Schularten von allerhöchster Stelle verkündet worden, — und es ist vielleicht gut so, denn nun ist der ehrliche Wettbewerb frei, nun gilt es', in um so frischerm Streben jede Schulart nach ihrem innersten Wesen zu gestalten und von den eingedrungenen fremden Bestandteilen zu reinigen und vor neuen Einheitsschul-Bestrebungen zu schützen. In den Nachweisen der Gleichwertigkeit des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule ward zwar sehr sorgsam der Wert dessen, was die einzelne Schule bietet, gegen das, was die andere zeitigt, abgewogen; aber nur zu oft vergaß man das Eine, daß echte Bildung gar nicht allein auf diesem oder jenem Wissen beruht, sondern auf einem im innersten Kerne schwer Wägbaren, ja Inkommensurablen, nämlich auf der Entfaltung eines in sich selbst gefestigten Innenlebens, auf jener Klarheit über sich selbst und über den Menschen im allgemeinen, auf einer Totalansicht des Lebens. Und kann diese dem jungen oder älteren Menschen auf dieser oder jener Schule eingetrichtert werden? Nur die Grundlinien können gezeichnet, nur Anregungen zum Verständnis für die Lebensprobleme können an den Werken der Meister des Denkens und Dichtens und künstlerischen Schaffens geboten werden; die echte

innere Bildung ist der Niederschlag von all dem Edlen und Schönen, das Kopf und Herz aufgenommen und selbständig verarbeitet haben; echte Bildung ist ein langsam fortschreitender Vorgang, den der einzelne durch eigene Gedankenarbeit, durch eigenste Pflege des Gefühlslebens in sich hervorrufen muß. Es gilt eben einen Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, um die Ausprägung einer in sich gefesteten Persönlichkeit, worauf nach Goethes Ausspruch höchstes Glück der Erdenkinder beruht.

Ist aber auf alles das unser modernes Bildungsstreben gerichtet? Und ist alledem die Zeit günstig?

Beide Fragen sind zu verneinen, wie es besonders O. Weißenfels in dem obengenannten ausgezeichneten Buche getan hat, dem man im Interesse unserer Bildung eine Verbreitung, wie das Rembrandt-Buch sie erzielte, wünschen möchte; aber es ist bezeichnend: ein Werk, das die Zeitphrasen aphoristisch, schillernd, geschickt formuliert, findet überall ein Echo — noch dazu, wenn der Preis niedrig ist, — aber die gründliche, tiefe Gedankenarbeit hat einen schweren Stand, mag sie auch in eine wahrhaft künstlerische Form der Sprachbehandlung sich kleiden, und mögen sich auch Weite des Gesichtskreises, Schärfe der Dialektik und Herzenswärme noch so glänzend vereinen. Ein anderes ist, dem Zeitgeist schmeicheln, ein anderes, ihn verneinen.

Wer ihm aber — wie Weißenfels — den Puls zu fühlen versteht, der findet, daß der Geist unserer Klassiker nicht lebendig ist im Volke, daß Goethe und Schiller, die uns zu der ersten geistigen Nation erhoben haben, eine nachhaltige Macht in der Seele unseres Volkes nicht ausüben, daß vielmehr der ausgeprägte Sinn für praktischen Nutzen und für die gemeine Deutlichkeit der Dinge den Idealismus, der in den Besten der deutschen Vergangenheit mächtig war, zerstört und so zu geistiger und sittlicher Verflachung geführt hat; der findet, daß heute das Erwerben von Wissen, das man verwerten kann und das zu Wohlstand, Genuß und Macht hinleitet, als das wichtigste Bildungsstreben gilt, daß die Pflege des Innenlebens, worunter die griechischen Philosophen und die edelsten Dichter und Denker unseres Volkes den Beruf des Menschen verstanden, vor der Rührigkeit und Erfindsamkeit zur Hebung äußerer Zustände zurückgetreten ist. Wer möchte leugnen, daß wir es heute weit gebracht haben auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie, nicht minder

auch der Politik; aber macht es auf den tiefer Blickenden nicht den Eindruck, als ob wir ins Extrem verfallen seien? Dem 18. Jahrhundert und seinen erhabensten Vertretern galten die Zustände des menschlichen Innern mehr als die Begebenheiten der Welt — und wir können es verstehen und verzeihen bei der Lage der damaligen Dinge, — heute dreht sich im Interesse der meisten Menschen, außerhalb des Berufes und Amtes, alles um das Geschehen in der äußeren Welt, um die Fragen der Politik, um das, was die Zeitung bringt; sie ist für die von der Hast des Daseins müde gepeitschte Kulturmenschheit zumeist die einzige geistige Kost, wie das Wirtshaus die Stätte der Erholung.

Wer möchte darum aber schönseliger Empfindelei und tatlosem Träumen das Wort reden, wer auch leugnen, daß auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften im einzelnen Großes geleistet worden, daß immer neue Probleme auftauchen, von denen die Vergangenheit nichts ahnen konnte; aber das einigende geistige Band, ein die mannigfachen Wissenszweige umspannendes philosophisches System fehlt doch. Wer möchte auch leugnen, daß in den verschiedenen Künsten Ansätze zum Neuen in Fülle sich zeigen; aber alles das beschäftigt eine Minderheit, es dringt nicht ins Volk. Was im 18. Jahrhundert die Literatur, besonders die Poesie, für den Gebildeten bedeutete, das ist jetzt ersetzt durch die Politik, und alles künstlerische Streben trägt den Stempel des Überganges, und jeder Übergang ist unerquicklich.

Wer möchte ferner auch unsere frische soziale und politische Entwicklung zurückschrauben; aber hat Weißenfels nicht ein Recht zu fragen, ob es denn nun nötig sei, daß alle Mann an Bord Steuermann spielen sollen, daß jedermann politisieren und kannegießern müsse und darüber das Wesentliche, was zum inneren Wohle nötig ist, vergesse? Weder der Kirchenglaube noch die Liebe zur Poesie oder Kunst hat die Macht von früher; der geistige Horizont der großen Mehrheit, auch der sogenannten oberen Schichten der Gebildeten hat sich verengert, die Empfindung ist flacher, die Denkweise gemeiner, alltäglicher, prosaischer geworden.

Muß aber nicht als Ziel der Bildung heute wie ehedem gelten, was Faust ausspricht: sein Selbst zum Sein der Menschheit erweitern, alle Freuden und Leiden, die der ganzen Menschheit zugeteilt sind, auf seinen Scheitel häufen?

Freilich von einer so verwirrenden Vielseitigkeit, wie die Bildung unserer Zeit, ist schwerlich irgend eine frühere Epoche gewesen, und so tut sich das schwierige Problem auf, wie der heutige Mensch zu einer Harmonie, zu dem inneren Gleichgewicht der Seelenkräfte (Verstand und Phantasie, Fühlen und Wollen) und zu einer Harmonie seines Gemütes mit den Forderungen der Außenwelt gelangen soll. Daß diese Harmonie nicht übermittelt, sondern nur innerlich von jedem einzelnen errungen werden kann, daß überhaupt Bildung nicht ein übergeworfenes gleißendes Gewand, sondern Erhöhung und Vertiefung der eignen Natur bedeutet, daß schließlich, auch im Laufe eines langen Lebens, nur wenige zu gott- und geisterfüllten Persönlichkeiten und festen, eigenartigen und dabei harmonischen Charakteren reifen: das liegt auf der Hand, und darüber möge man bei Weißenfels das Nähere zur Erbauung und Beschaulichkeit nachlesen.

Das ewig Menschliche steht über vielseitiger Gelehrsamkeit, der die wahrhaft befreienden und erhebenden Ideen fehlen, aber auch über Parlamentsdebatten und Wohlfahrtsausschüssen; nicht der Staatsmann oder der Feldherr ist die höchste Potenz des Menschentums — sie werden vergessen, wie schon Horaz sagt, wenn sie keinen Sänger finden, — sondern als Bildner und Erzieher der Menschheit wandeln durch der Zeiten Räume, unsterblich und ewig nachwirkend mit ihren Ideen: die großen Denker und Dichter und Künstler.

Wer ihnen folgt, wer aus sich in geistiger und sittlicher Hinsicht zu machen weiß, was irgend zu machen ist, der dient auch dem Staate am besten. Eine Geschäftigkeit ohne Selbstbesinnung, ohne Feiertagsstimmung macht den Menschen innerlich unfrei und läßt das Beste in ihm verdorren.

Was macht schließlich den Menschen glücklich, was das Leben reich? Ist es nicht die Arbeit an sich selbst, die Besiegung der Selbstsucht, die Ausweitung seines Selbst zum Sein der Menschheit?

Zu den schillernden Zeitphrasen und den bedenklichen Vorurteilen — die Weißenfels besonders energisch bekämpft — gehört auch der Satz, die gesteigerte materielle Kultur sei nur der sichtbare Ausdruck für den erreichten Bildungsgrad. Aber die Geschichte des Fortschritts in der Gestaltung des äußeren Lebens ist nicht zugleich auch die Geschichte der sich klärenden und vertiefenden Bildung, sondern Geist und Gemüt gedeihen am besten bei einer einfachen Gestaltung des

äußeren Lebens; die Genußsucht der Gegenwart ist der ruhigen Sammlung, dem Gespräche der Seele mit sich selbst, aus dem doch alles Tiefe und Echte hervorgeht, nicht günstig. Die Träger der äußeren Kultur, die Reichen, sind nicht auch die Erleuchtetsten und Besten. Der Zug nach außen und der Zug nach innen müssen sich die Wage halten; ohne Sorge und Mühe kein Leben, aber auch nicht ohne einsame, nachdenkliche Stunden, ohne Freundschaft nicht bloß mit wahren, untrüglichen Menschen, sondern auch mit den großen Menschen der Vergangenheit, Poeten und Philosophen. Echte Bildung, wie diese bekunden, macht heiter und berufsfreudig und gibt jenen Zauberstab in die Hand, der überall Gold zu schlagen vermag, selbst aus hartem, rauhem Gestein. Die meisten Menschen schieben die innere Umbildung, den Ausbau ihres Innern auf, bis es zu spät geworden, und daher sind sie nicht reif zum Sterben, wenn die Reihe an sie kommt. Nicht die Fülle des von außen Hineingeleiteten macht die Bildung, sondern die Kraft des eigenen Innenlebens.

Es ist das Wesen der Kultur, daß sie ein Hinauswachsen über alle Sinnlichkeit in ein Reich der Gedanken, die über Raum und Zeit hinwegheben, bekundet, in eine neue Welt geistigen Schaffens und Wirkens, die von den Fesseln der Umgebung befreit. Die Welt selbständigen Geisteslebens kann zu unserer Welt aber nur werden, wenn durch selbsteigene Entschließung, durch selbsteigene Tat ein neuer Lebensprozeß sich in uns bildet, der zum festen Charakter, zum eigensten, innersten, kernhaften Wesen führt. Dies darf nicht eine bloß mystisch-romantische Stimmung bedeuten, sondern Kampf und Tat, eigenste Erfahrung, Umwandlung, Überwindung, wie sie Fichte in seiner „Bestimmung des Menschen“ und auf ihm fußend Rudolf Eucken in seinem „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ geschildert hat.

Die Idealbildung bedeutet also Selbstvertiefung des eigenen Wesens, ein charakteristisches Lebenssystem, das in reiner Geistigkeit wurzelnd den Pessimismus und die Philosophie der Resignation, den Materialismus wie auch den seichten Optimismus überwindet. Ohne einen Heroismus der Gesinnung ist das Menschenleben von vornherein verloren, nur durch ihn erringt es eine geistige Substanz, eine innere Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit.

Drum mögen wir dem flachen Bildungsstreben der Gegenwart die Träger wesenbildender Ethik, Sokrates, Plato, Kant, Fichte, ent-

gegenhalten; sie zeigen uns, daß wir ohne eine kräftige Entfaltung von Pflicht und Liebe, von Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit den gewaltigen Bewegungen unseres Menschen-Seins nicht gewachsen sein können. Sie zeigen uns die Hohlheit jenes Materialismus, der alles nur in Empirie und Naturmechanik auflöst, aber auch jenes extremen Subjektivismus, der in nichtigem Größenwahn sich zum „Übermenschen" erheben will und ein Gewebe von Eitelkeit und Sophistik in dem modernen Immoralismus gewoben hat. Nicht das Individuum ist das Feste und Gewisse, der archimedische Punkt, von dem sich alles bewegen läßt, sondern es ist der Grundprozeß des Geisteslebens, der alles zu tragen hat und der seinerseits erst dem Individuum ein wahrhaftes Sein verleiht, ein Sein in der Welt des Guten, des Göttlichen, der alles durchdringenden Liebe.

Einen Mikrokosmos gibt es nicht ohne eine innere Gegenwart des Makrokosmos.

IV.

Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima.

Die Lektüre eines Dramas, eines Gedichtes oder eines Prosawerkes weist einen bestimmten Weg; das nachempfindende, nachbildende Miterleben ist die Hauptsache.

Selbsttätig im eigensten Sinne des Wortes wird erst der junge Geist, wenn er ganz aus sich schöpfen muß, wenn er von einem Mittelpunkte aus immer weitere Kreise beschreiben oder — anders ausgedrückt — von diesem aus die Radien seiner Erfahrung, seines eigenen Denkens und Erlebens zu jener großen Peripherie hinziehen soll, die wir Leben, die wir Welt nennen.

Den Mut zum eignen Denken und zum Aussprechen des Gedachten müssen wir vielfach erst wecken; ja es sind nicht die unedelsten Naturen, die schweigen, wenn sie in die Tiefen ihrer eigenen Seele hinabsteigen sollen, und mit gewisser Scheu ihr Innerstes verbergen. Bei anderen sprudelt alles leicht hervor, aber es ist wenig klar und rein. „Gedanken, die schockweise kommen“ — sagt Marie von Ebner-Eschenbach in ihren Aphorismen —, „sind Gesindel; gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft; ein göttlicher Gedanke kommt allein.“

Für den Lehrer des Deutschen gibt es kaum etwas Reizvolleres und Fruchtbringenderes im Unterricht, als in einer oberen Klasse eine gedankliche Erörterung anzuspinnen, eine Frage aufzuwerfen, einen Begriff hinzustellen und nun zu sehen, wie dieser allmählig analysiert und mit lebensvoller Anschauung gefüllt und wie somit das Problem gelöst wird. Zuerst stutzen die jungen Seelen; nur schüchtern wagt sich der

eine oder der andere hervor; man ermutigt, man läßt gelten, was irgend brauchbar ist, man schält den wahren Kern aus der ungeschickten Form, aus der Hülle des Irrtums heraus; man regt durch Fragen von neuem an, eröffnet weitere Perspektiven, knüpft an Gelesenes, an Gelerntes an, und allmählich strömen alle die Bächlein herbei und bilden einen breiten Strom, der in weite Fernen lockt und in der Unendlichkeit mündet. Aber es gilt auch, weise hauszuhalten mit den Gedanken, und so werden sie denn, in der Ordnung, wie sie kamen, und von Schlacken gereinigt, auf der Tafel mit aufeinanderfolgenden Nummern verzeichnet. Dann wird das Zusammengehörige geordnet und ergänzt, Stein auf Stein ist gefügt und endlich der Bau vollendet. Der Lehrer hat einen Blick ins leise Weben der Jünglingsseele getan, hat die Schranken und Grenzen des jugendlichen Verstehens erkannt, hat wieder Geduld und Scharfsinn üben müssen und somit für seine pädagogische Kunst viel gewonnen; und die Jugend selbst ist in neue Probleme hineingewachsen; sie lernt ahnen, was wissenschaftliches (begriffliches) Denken, was psychologische Vertiefung im Bunde mit ethischer Betrachtung ist — und beides dürfte das wahrhaft Wichtige sein. Bei häufiger Übung der Art verlieren dann die sogenannten allgemeinen Themata ihren Schrecken, die Beobachtungsgabe schärft sich, die Erfahrung bereichert sich, das selbständige Denken regt sich und wagt mit der Zeit immer kühnere, höhere Flüge.

Es kann aber keine Frage sein, daß wir aus der Enge des lediglich tatsächlichen, historischen und technisch-naturwissenschaftlichen Wissens wieder mehr zu den freieren Höhen der philosophischen Betrachtung empordringen müssen.

Eine solche wird nicht am wenigsten durch Erörterung allgemeinerer Fragen in der Schule vorbereitet. So sei als Thema gewählt:

1. Das Vergessen.

Was ist für uns Menschen das Vergessen? — Das sei die Nuß, die ich zum Knacken den Primanern darbiete, der Knochen, an dem sie die Schärfe der Zähne ihres Witzes prüfen sollen.

Also das Vergessen!? Da alles relativ ist nach menschlichen Begriffen, fragen wir wohl am besten: was ist das Gegenteil von Vergessen? Ein gutes Gedächtnis, ein treues Festhalten des psychisch

Gewonnenen. Und nun das Vergessen? Ein Verblassen, ein Schwinden dieses geistig Gewonnenen. Und was vergißt man? Wörter, Regeln, Gedanken, Aufträge u. s. w. u. s. w. Somit ist Vergessen — Vergeßlichkeit, Pflichtvergessenheit. Aber hat das Vergessen neben dem aktiven Sinne nicht auch den passivischen? Lagert nicht das „Vergessen" über wüsten Trümmern? Ist es also nicht auch ein Vergessenwerden?

Kann man ferner nicht auch sich selbst vergessen? Ist ein solcher, der sich selbst vergißt, edel — oder ist er auch in diesem oder jenem Falle unedel? — So dürfte auch nach dieser Richtung das Wort im Zwielicht schillern.

Aber weiter! Ist es nicht ein wahres Labsal der Seele, das Trübe vergessen zu können? Wie steht es aber mit dem Guten, das andere uns, oder das wir anderen erwiesen? Eine neue Aporie!

Und was dürfte schwerer sein, als die uns zugefügten Kränkungen anderer zu vergessen? . . .

So tut sich mit dem einfachen Worte „Vergessen" eine Fülle psychologischer und ethischer Probleme auf.

Um das Interesse noch mehr zu beleben, nehme ich ein Zeitungsblatt aus der Tasche, das gerade in diesen Tagen die Aussprüche der berühmten Staatsmänner über Vergeben und Vergessen verzeichnete, ich erinnere ferner an Sprichwörter, an Sentenzen aus Dramen, an Gedichte, und so rundet sich allmählich das Bild, und es gestaltet sich der Gedankengang folgendermaßen:

Unter geistiger Begabung verstehen wir die Fähigkeit, nicht nur die Eindrücke scharf und bestimmt aufzunehmen, deutliche Wahrnehmungen zu gewinnen und aus diesen klare Vorstellungen und klare Begriffe zu bilden, sondern alles das auch festhalten und immer wieder erneuern zu können. Diese Kraft ist das Erinnerungsvermögen, das Gedächtnis, ohne das eine geistige Bildung undenkbar ist. Wer es in geringem Maße besitzt, wer also leicht vergißt, was er gesehen, gehört, gelesen, erlebt hat, scheint uns des Vollbesitzes geistigen Vermögens zu ermangeln. Wie steht es also mit dem Vergessen?

I. Das Vergessen erscheint im ungünstigen Lichte, mögen wir es nun

1. im aktivischen Sinne nehmen, und zwar:

a) intellektuell als Schwäche des Geistes (wir vergessen etwas, d. h. wir können uns nicht entsinnen), zunächst des jugendlichen Geistes: das zu Lernende wird wohl aufgefaßt, aber

verfliegt auch ebenso rasch; das heute Gelernte ist morgen spurlos verschwunden; das Gedächtnis ist wie ein Sieb, das alles, was es aufnimmt, wieder durchläßt, weil es nicht festzuhalten vermag; dagegen ist nur ein Kraut gewachsen, und das heißt Ausdauer, Geduld in der Übung; sodann des alternden Geistes: die Sinne des Greises werden immer stumpfer, das Gedächtnis wird matter; wohl weilt die Erinnerung noch gern in der Vergangenheit, aber auch diese verschwimmt immer schattenhafter, und die Gegenwart wird immer unfaßlicher.

Schön dichtet Julius Grosse: „Schon ein Jenseits":

Sieh, die Jugend stirbt und welkt und schwindet.
Schon ein Jenseits sind die Tage, da wir
Wandern auf den Gräbern unsrer Träume,
Gleich wie Schatten, die nun übrig blieben,
Schatten jener lebensvollen Jugend,
Da wir göttlich fühlten, dachten, liebten.

Ach, die Sage ist's der alten Griechen,
Die im Nebelland, am Strom der Lethe
Ihres Lebens Scheinbild wiederholten.
Sieh, dies Nebelland, es ist das Alter,
Und die Schatten sind wir selbst im Leben,
Wenn die rosige Jugendzeit verblutet.
Ach, wir wissen kaum, wie glücklich einst wir
In dem Sonnentraum der Liebe waren,
Wissen kaum die Flammen jener Tage.
Hier umwogt uns des Vergessens Strom schon,
Und des Lebens Farben sind erloschen . . . .

Ein mittelalterlicher Dichter, Albrecht von Halberstadt, nennt in einer Bearbeitung der Ovidischen Metamorphosen die drei Furien: Tödlich Herzeleid, Vergessenheit und Tobsucht (im Anschluß an Ovid 4. 484 und 502: erroresque vagos caecaeque oblivia mentis); da bedeutet „Vergessenheit" den Zustand der Besinnungslosigkeit, der Betäubung, in den die Trauer und die Furcht versetzen.

b) moralisch als Vergehen: wir vergessen ein Gebot, eine Satzung, eine Pflicht; der Weichensteller, der Telegraphist, der Steuermann, der Maschinist, der Soldat u. s. w. versäumt im entscheidenden Momente, das zu tun, wozu er verpflichtet ist, und ladet so schwere Schuld auf sich; oder wir vergessen, d. h. wir wollen nicht anerkennen die Verdienste anderer um uns selbst oder um Staat, Wissenschaft,

Kunst — Horaz spricht daher von der bleifarbenen, mißgünstigen Vergessenheit (lividae obliviones IV 9, 33), die nagt, die gleichsam gefräßig ist — oder wir vergessen uns selbst, d. h. was wir unserer Ehre, unserer Familie, unserm Stande, unserm Volke schuldig sind, wir erniedrigen uns, wir sinken unter uns selbst hinab; wir vergessen unsere höhere, ewige Bestimmung; der göttliche Funke in uns erlischt.

2. Im passivischen Sinne: das Vergessen, d. i. das Vergessenwerden, die Vergessenheit, ist:

a) Das Los der Vergänglichkeit, es webt um die Trümmer der Vergangenheit, um die Grabmale, deren Schrift erloschen ist.

In der „Braut von Messina" singt der Chor (I 3):

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus.

Klopstock klagt („Unsere Sprache"):

Die Vergessenheit umhüllt,
O Ossian, auch Dich!

und in dem Gedichte „der Hügel und der Hain":

Laß mich weinen!
Lange Jahrhunderte schon
Hat ihn (den Bardengesang) in ihre Nacht hinab
Gestürzt die Vergessenheit!

Oder man denke an den Friedhof der Heimat- und Namenlosen auf Sylt, deren Leichen das Meer an den Strand spülte:

Nur nackte Zahlen, Namen nicht noch Stand
Erblickst du auf manch schwarzem Kreuzesbrette: —
Was kümmert sie's? — Gerissen ist die Kette
Von Lust und Leid, die sie mit uns verband.
Hart neben ihnen wogt die „Welt" von heute!
Kommerzienräte, Sänger, Baronessen
Und andre noble, selbstbewußte Leute,
Das spreizt sich, lacht und kokettiert, indessen
Mit starren Augen seiner sichern Beute
Das dunkle Dämmern wartet: Das Vergessen.

(Reinh. Fuchs.)

b) eine Folge von Vergehen, ein Fluch: wie das Nachleben im Liede ein Ruhm ist — Horaz IV 8 Dignum laude virum Musa vetat mori . . Caelo Musa beat, IV 9, III 30, III 13, — so nennt die Frevler kein Lied; Klopstock läßt in der Ode „Hermann" den Barden Werdomar singen:

Laß den Namen Segest den Gesang nicht nennen!
Weihet ihn schweigend der Vergessenheit,
Daß über seiner Asche sie
Ruhe mit schwerem Fittich!

Die Saite, die den Namen
Hermanns bebt, wird entehrt,
Wenn sie auch nur mit einem Zornlaut
Verurteilt den Verräter!

Und bei Uhland ruft der Sänger den Fluch über den grausamen König:

Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

Und was der Alte gerufen, erfüllte der Himmel:

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

II. Das Vergessen hat aber auch seine Lichtseiten:

1. In der Welt des Denkens:

a) unwesentliche, unwichtige Einzelheiten werden vergessen, unlebendiger Stoff, toter Wissenskram entschwindet; das Gedächtnis wird entlastet, frei und fähig für Aufnahme neuen Stoffes; schon mancher hat nach einem Examen nichts als dringender notwendig empfunden als — vergessen, vergessen;

b) der wissenschaftliche Fortschritt fordert ein Vergessen von Vorurteilen, Irrtümern; da gilt es, auch Verzicht leisten auf lieb gewordene Anschauungen und Vorstellungen, auf daß die neuen Erkenntnisse Wurzel fassen können.

2. In der Welt des Fühlens und Wollens:

a) in der Welt des Gefühls: wie es ein Glück der Kindheit ist, rasch das Bittere zu vergessen, wie da ein Eindruck den andern so schnell ablöst, daß das Auge schon wieder lächelt, während die Träne noch in den Wimpern blinkt, so ist auch für den Menschen überhaupt nichts beseligender als nach des Tages Last und Unruhe abends einmal

der sorglosen, wunschlosen Ruhe und dem Frieden sich hinzugeben und alles zu vergessen, was die Brust beunruhigte, oder nach langen Wochen der Arbeit zu wandern in der freien Natur durch Wald und Feld, zu verträumen am Herzen der Natur alle tägliche Not und Mühsal.

. . . O süßes Nichtstun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land,
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne. (Theod. Storm.)

Es ist beseligend, Rauch und Lärm der Stadt hinter sich zu lassen, das Gewirre der Menschen und ihre Leidenschaften zu vergessen, wie Horaz Sat. II 6, 60 ausruft:

O rus, quando ego te aspiciam, quandoque licebit
nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
ducere sollicitae iucunda oblivia vitae?

Es ist beseligend, am Ziele aller überwundenen Mühen zu vergessen und nur den Zauber des Errungenen auf sich wirken zu lassen.

Ja, das Leben wäre unerträglich, wenn wir nicht die trüben Erfahrungen, die Enttäuschungen, all das bittere Leid, das niemandem erspart bleibt, vergessen könnten, wenn die Zeit nicht die Wunden heilte und den Schleier der Vergessenheit über vergangenes Weh breitete. Wohl klagt mancher im herben Schmerz: „das kann ich nimmer vergessen", d. h. verwinden oder wie Goethe:

Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

d. h. was man einst besessen, einst an Glück genossen hat, oder wie Karl Siebel:

Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!
Ich habe der Untreu Teufel gesehn,
Und die Liebe mußte zu Grabe gehn.
Ich habe geweinet in stiller Nacht.
„Nun sei es vorüber!" hab' ich gedacht! —
Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Aber schließlich siegt das Vergessen doch und wird Balsam für

die Wunde, und der „holde Leichtsinn“ weckt neue Lebensfreude. Theodor Storm sagt in einem seiner Ritornelle:

Dunkle Cypressen —
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch alles vergessen.

Nur der ist glücklich, wie das Sprichwort sagt, der vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. —

So heißt es bei Klopstock in der Ode „Zwei Nordamerikaner“:

O vergäß' ich auf immer! Denn Linderung wird mir, so lang' mich
Kühlet ein Trunk, aus Lethe geschöpft.

Von den Alten ward der Tod als Bringer des Vergessens gepriesen (Theognis 704 *περσεφόνην, ἥτε βροτοῖς παρέχει λήθην βλάπτουσα νόοιο*), Aristophanes und Plato erwähnen *τὸ Λήθης πεδίον*, den *'Αμέλης* oder *Λήθης ποταμός;* so sollte die Bewußtlosigkeit der *ἀμενηνὰ κάρηνα* versinnbildlicht werden! bei den Späteren begegnen *Λήθης πύλαι, δόμοι, ὕδωρ, λιμήν, πέλαγος*, in der Anthologie *Λήθης πανσίπονον πόμα*: die Schatten werden im Banne der Vergessenheit gehalten, deren Trunk das Bewußtsein der Seele verdunkelt, die Erinnerung an alles Erdenleid in den *καμόντες* auslöscht; Verg. Aen. VI, 714: Lethaei ad fluminis undam securos latices et longa oblivia potant.

Eins der herrlichsten Gedichte Conrad Ferdinand Meyers ist „Lethe“ überschrieben und hat folgenden Wortlaut:

Jüngst im Traume sah ich auf den Fluten
Einen Nachen ohne Ruder ziehn,
Strom und Himmel stand in matten Gluten
Wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord sich schlank,
Kreisend durch die Reihe sah ich glänzen
Eine Schale, draus ein jedes trank.

Jetzt erscholl ein Lied voll süßer Wehmut,
Das die Schar der Kranzgenossen sang —
Ich erkannte deines Nackens Demut,
Deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle taucht' ich. Bis zum Marke
Schaudert' ich, wie seltsam kühl sie war.
Ich erreicht' die leise zieh'nde Barke,
Drängte mich in die geweihte Schar.

Und die Reihe war an dir zu trinken,
Und die volle Schale hobest du,
Sprachst zu mir mit trautem Augenwinken:
„Herz, ich trinke dir Vergessen zu!“

Dir entriß in trotz'gem Liebesdrange
Ich die Schale, warf sie in die Flut,
Sie versank, und, siehe, deine Wange
Färbte sich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt' ich dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot,
Da zerrannst du lächelnd mir im Arme,
Und ich wußt' es wieder — du bist tot.

Wer gedenkt hier nicht des Traumes des Achilleus und seines Zwiegespräches mit der Psyche des Patroklos, und wer nicht der Toteninsel Böcklins? Diese schwebte sicherlich auch einer der trefflichsten unter den heutigen lyrischen Dichterinnen, Anna Ritter, vor, die da ein Gedicht darbietet: „Die Insel der Vergessenheit“.

Liegt irgendwo im weiten Meer
Ein selig, weltverloren Land,
Still ziehn die Wolken drüber her,
Und leise ebbt die Flut am Strand.

Uralte Bäume grünen dort
Und wölben sich zum dichten Hain,
In den drang nie ein Menschenwort,
Nie eines Menschen Blick hinein.

Aus purpurroten Kelchen steigt
Ein seltsam süßer, müder Hauch,
Versonnen sich der Himmel neigt,
Und reglos träumen Busch und Strauch.

Am Ufer schaukelt sich ein Kahn,
Die Wellen plätschern sacht am Kiel —
Wen holt er ab auf weiter Bahn,
Wen trägt er her zum sel'gen Ziel?

Ach, daß der Kahn mich holen müßt'
Aus dieser bangen, bangen Zeit,
Daß ich den Weg zu finden wüßt'
Zur Insel der Vergessenheit. —

Vgl. auch die innigen Zeilen von Isolde Kurz in ihrem Gedichte „Lethe“:

. . . Ja', du fandst die Ruh!
Du trankst mir einen Becher Lethe zu.
Dir ward schon dein Wille.
Harre, Lieb, die kleine Stille,
Bis ich schlummern darf wie du.

b) In der Welt des Wollens (Handelns): „Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend“: wir sollen vergessen, was wir anderen Gutes erwiesen haben; wir sollen das Gute nur tun um des

Guten willen, nicht um Lohn, um Dank, um Ehre. „Wenn du Almosen gibst, so lasse deine Linke nicht wissen, was die Rechte tut."

Was du Gutes tust, schreib in den Sand
Und nicht auf eine Marmorwand.

Marie von Ebner sagt sogar:

Was Gutes du getan und nicht vergessen hast,
Allmählich wandelt sich's in Unrecht fast.

Hier fordert eben das Vergessen die Bezwingung der Eitelkeit, der Ruhmsucht, des nach Anerkennung gierigen, ehrgeizigen Herzens.

Wir sollen aber auch die uns zugefügten Kränkungen vergessen. „Der Siege göttlichster ist das Vergeben". Noch göttlicher ist das Vergessen alles Ungemaches, das uns andere bereitet haben: dazu gehört die Bezwingung aller Rachsucht, dazu gehört ein Herz voll christlicher Versöhnlichkeit, voll Feindesliebe, die Böses überwindet durch Gutes.

In dem Autographenalbum des Grafen Enzenberg (s. Georg v. Bunsen, Ein Charakterbild, gezeichnet von seiner Tochter Marie v. Bunsen) hatte Guizot eingeschrieben: Ma longue vie m'a appris de beaucoup pardonner et d'oublier rien. Thiers hatte schlau darunter gesetzt das Wort: Un peu d'oubli ne nuit pas au pardon, und unser ehrlicher, großer deutscher Kanzler setzte den herrlichen, die Zeilen der beiden berühmten Vorgänger vernichtenden Satz darunter:

Ma vie m'a appris d'oublier beaucoup
et de me faire beaucoup pardonner.

Sich selbst verstehen heißt auch andere verstehen und anderen verzeihen — bis zum Vergessen des Unrechtes.

Das Höchste leistet das Vergessen in Gestalt der Selbstvergessenheit, der Selbstverleugnung, der Selbstaufopferung. „Ein edler Mensch denkt an sich selbst zuletzt" — und stürzt sich in die Fluten oder in das brennende Gebäude oder in den Haufen der Feinde, um den Mitmenschen zu retten. — —

Wir fassen das Ganze zusammen mit dem Worte des trefflichen W. Gidionsen (gest. 1898 als Gymnasialdirektor a. D. und Geheimrat in Schleswig):

Als Schwäche bedauert,
Als Schuld selbst getadelt,
Gepriesen als Glück,
Ja zur Tugend geadelt:
So vielfach zu messen
Ist das Vergessen.

2. Die Natur.

Wir werfen die Frage auf: Was ist uns die Natur? Doch was heißt denn „Natur“? In welchem Sinne gebrauchen wir heute das Wort?

Wir sprechen wie Goethe, von dem „geheimen Wirken der ewig waltenden Natur“ oder, wie Schiller: „Hier grüßt mich meine ländliche Natur“ oder, wie Kant: „Natur bedeutet das erste innere Prinzip alles dessen, was zum Dasein eines Dinges gehört,“ oder endlich, wie Goethe: „Natalie ist eine rein ästhetische Natur“.

Wir sprechen also von der welterschaffenden Urkraft oder — in metonymischer Vertauschung von Ursache und Wirkung — von dem erschaffenen Weltenall; so lautet eine mehr durch das Alter als durch Logik geweihte Definition früherer Lehrbücher: Natur ist alles, was Gott in die Welt gesetzt hat; oder wir bezeichnen das einem Dinge oder einer Person eigentümliche Wesen — die Natur des Eisens, des Wallenstein u. s. w. — oder endlich das einzelne Ding, den einzelnen Menschen selbst.

Wie ist die Mannigfaltigkeit solcher Ausdrucksweise zu erklären? Nur durch den Ursprung und die Geschichte des Wortes selbst. Einen so bedeutsamen Begriff im Wandel der Zeiten bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen, seinen vielfältigen Deutungen nachzuspüren, ist ein psychologisch und kulturhistorisch fesselnde Aufgabe. Auf einige Umrisse müssen wir uns hier beschränken.

Die Nebenform gnatus neben natus (nascor) führt auf den Stamm γεν (gigno, genui), des Hervorbringen, Erwachsen, und die futurische Endung tura auf das, was in der Zeit fortwirkt. So hatte denn die deutschtümelnde Richtung des 16. Jahrhunderts nicht eben unrecht, wenn sie „Natur“ mit Zeugemutter ersetzte. Natur ist demnach jene Kraft, die immer fortwirkend neu erzeugt. Wird nun dieser allgemeine Begriff von dem All auf das Einzelne übertragen, so erhält er eben die Bedeutung der sich entwickelnden Eigentümlichkeit, der Eigenart, der natürlichen Anlage. Philosophischen Charakter gewann das lateinische natura durch die Gleichsetzung mit dem griechischen φύσις; so umfaßte es das ganze Gebiet des Seins und Werdens oder die in diesem Sein wirkende Kraft, sei es im allgemeinen oder im besonderen. So sagt Cicero de offic. I § 11: Principio generi animantium omni est a natura (persönlich =

a deo) tributum, ut se tueatur, oder er verbindet — entsprechend dem Glauben der Stoiker an die Weltseele, die Weltvernunft — natura und ratio § 12: eademque natura vi rationis hominem conciliat homini, besonders aber § 14: nec vero illa parva vis naturae est rationisque (d. h. „der vernünftigen Natur" oder „der natürlichen Vernunft", wie sie im Menschen sich geltend macht) quod unum hoc animal sentit, quid sit ordo . . . quam similitudinem (das Bild des Ordnungsmäßigen, Harmonischen, wie es des Menschen Vernunft in der Erscheinungswelt erkennt) natura ratioque ab oculis ad animos transferens ꝛc. (das *καλόν* in der Natur wird zum Sinnbilde für das *ἀγαθόν* in der sittlichen Welt).*) Im § 67 macht Cicero die Pflicht geltend, fest zu bleiben im Kampfe wider die Welt, wider die eigene Leidenschaft und wider die Schicksalslaune: ut nihil a statu naturae discedas, nihil a dignitate sapientis, d. h. positiv: der Eigenart, der naturgemäßen Fassung (Festigkeit) getreu. In der theologisch-christlichen Auffassung des Mittelalters ist die Natur entweder durch die Sünde getrübt, das Reich der sinnlichen Verderbnis, des Abfalls von Gott („Laß, was irdisch ist, dahinten, schwing dich über die Natur" u.s.w.) oder das große Bilderbuch zu den Heilswahrheiten der göttlichen Offenbarung, ein gewaltiges allegorisches Lehrgedicht der religiösen Ideen; in jedem Tier, in jeder Pflanze ist eine Tugend oder ein Laster versinnbildlicht; alle Naturvorgänge werden zu Symbolen der einen (religiösen) Lebensaufgabe. In der Philosophie hat der Begriff seine eigene Geschichte; z. B. Spinoza unterscheidet natura naturans und natura naturata. In der Ästhetik spielt die „Nachahmung der Natur", d. i. die künstlerische Nachbildung alles Wirklichen, alles Lebens, eine große Rolle; nicht minder in der Moralphilosophie die Rückkehr zur Natur, zum Natürlichen, Ungekünstelten, wie schon einst die Stoiker das secundum naturam vivere als Grundsatz aufgestellt hatten. Eine pantheistische (wie bei Stoikern und Neuplatonikern) und mystische Naturphilosophie finden wir bei den Italienern des 16. Jahrhunderts, Campanella und Giordano Bruno, bei dem deutschen Theosophen derselben Zeit, Jakob Böhme, eine romantische bei Schelling u. s. w.

*) Die Stelle ist überaus interessant; sie zeigt, wie das Geistige (Sittliche) nur durch das Sinnliche verdeutlicht werden kann, d. h. wie wir aus dem Metaphorischen nicht herauskommen, wie wir das Bekannte und Erkannte zum Maße des in der Wurzel Unerkennbaren machen müssen.

Immer scheiden sich: die vergöttlichte oder vermenschlichte Natur, die geschaffene oder entstandene Natur, die Natur als individuelle Eigenart oder endlich die Natur als Individuum.

Im Althochdeutschen bezeichnet Natur nur die angeborene leibliche oder geistige Beschaffenheit. Erst seit dem 16. Jahrhundert treten die beiden ersten Auffassungen hervor.

Bei unseren Dichtern des 18. Jahrhunderts finden wir alle vier in reicher Ausbildung.

Wenige Proben mögen genügen.

1. Die Natur, mehr oder weniger persönlich, als schaffende Kraft gedacht. — Als Motto der Zeit könnte dienen das Wort Friedrich Stolbergs:

> Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur!
> Leite mich an deiner Hand wie ein Kind am Gängelband!
> Wenn ich dann ermüdet bin, sink' ich dir am Busen hin,
> Atme süße Himmelslust, hangend an der Mutterbrust!
> Ach wie wohl ist mir bei dir! Will dich lieben für und für!
> Laß mich gehn auf deiner Spur, süße, heilige Natur!

So wird die Natur als Person gedacht; man leiht ihr Arme, Herz, Auge, Pulse, Hand („die Blumen von der Hand der Natur gemalet"). Klopstock singt von Fredensborg:

> Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
> Über Hügel und Tal lebende Schönheit goß.

Er schreibt an Ebert: „Lindernde Tränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend Weis' als Gesellinnen zu."

Des Frühlings Pracht ist „die Sprache der Natur", sie spricht zu dem Menschen; so fleht Friedrich Jakobi: „Rede du mit mir im Stillen einmal noch, befreundete Natur!". Sie ist die große Bildnerin, Baumeisterin, die Ordnung und Gesetzmäßigkeit selbst; Schiller, Wallensteins Tod III 10, sagt:

> Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
> Da irret alle Wissenschaft.

Goethe jubelt: „Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält!" oder klagt: „Die Natur ist ängstlich still und trauernd, doch hoffnungsvoller als mein Herz." Im „Werther" ist die Natur bald die unaussprechlich schöne Künstlerin und die Künderin des Allmächtigen und Alliebenden, bald der Abgrund eines offenen Grabes,

eine verzehrende Kraft, ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

2. Natur als Inbegriff des Werdens und des Gewordenen, das Weltall. — Hagedorn nennt sie das schöne Weltgebäude, Haller betet: „O Schöpfer, du bist die Seele der Natur!" Ew. von Kleist: „Wie schön ist alles, und wie froh und glücklich macht uns die Natur!" Klopstock: „Wie verschönt warst von dem Monde du o, schöne Natur!" Herder: „Die stille Natur um uns ladet uns zum Frieden ein." — Goethe dankt dem „erhabenen Geiste", der ihm die herrliche Natur zum Königreich gab, „Kraft sie zu fühlen, zu genießen." So ist die Natur nicht nur die Landschaft, Erde, Himmel, Meer, nicht nur die ewig wechselnde, im Wandel der Jahreszeiten keimende, blühende, sterbende Natur, sondern sie wird auch zum Gegensatze aller Kunst. Schiller erneuert einen alten Satz, wenn er sagt: „Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur"; Goethe lehrt:

> Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
> Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;

der schönste Beleg dazu ist „der Wanderer". Klopstock redet die griechische Leier an in der Strophe:

> Unumschränkter ist in deinem, Herrscherin,
> Als in des Barden Gesange die Kunst!
> Oft stammelst du nur die Stimme der Natur.

Schiller hebt den Gegensatz am schärfsten hervor in der Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung"; der naive Mensch (der Grieche zu Homers Zeiten) ist Natur d. h. Natürlichkeit, Schlichtheit, Einfalt, als Abbild der unabläßig wirkenden, nach ewigen Gesetzen gewordenen Natur; der sentimentalische sucht die verlorene Natur.

Was heißt hier „Natur"?

Es ist hier der unverdorbene Zustand, wie etwas aus den Händen der schaffenden Natur hervorgegangen ist; also auch wieder etwas Gewordenes gegenüber dem Schöpferischen (der wirkenden Kraft); die Wirkung wird gleich der Ursache benannt. Schiller fordert, der Mensch, der nicht mehr reine und unschuldige Natur sei, solle zu ihr zurückkehren. Wie ist das möglich? Er antwortet: „Unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur (Natürlichkeit) zurückführen." So wird Natur zum Sinnbild des Ungezwungenen, Wahren gegenüber dem Gemachten, Anerzogenen; Wieland sagt: „Ich fühle, daß Natur sogar im Märchen rührt."

3. Natur als die im Einzelwesen wirkende Kraft, die seinen gesamten Organismus bestimmt, das angeborene Naturell, das sein Handeln bestimmt (vgl. das Wort des Horaz: naturam expellas furca, tamen usque recurret und das stoische secundum naturam vivere). Schiller fragt: „Was ist unser Wille, wenn die Natur versagt"? Oder: „Die Bruderfehde löst alle Bande der Natur . . Zu lange schon (sagt die Fürstin in der „Braut von Messina") erstickt' ich der Natur (des Muttergefühls) gewaltige Regung". Goethe im Egmont: „Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus". Ausdrücke wie die Natur (d. i. die instinktive Eigentümlichkeit, Anlage) der Gemsen, der Vögel, des Leibes, des Gesichtes, des Gemütes, des Menschen, der Menschheit oder: von Natur gut, sündhaft; der Fehler kommt aus seiner innersten Natur, denn er ist eine zu lebhafte, leichte, übermütige Natur u. ä. m. bedürfen der Belege nicht.

4. Natur ist das Einzelgeschöpf, Individuum, Wesen.

Klopstock singt in kühnem Schwunge der Rede: „Es rauschten wallende Lüfte in der Ceder ihr Leben, es fühlten sich alle Naturen (Wesen) um mich herum". Goethe spricht den herrlichen Gedanken aus: „Indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an (als eine Welt für sich, als einen Mikrokosmos in dem Makrokosmos), die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat". Goethe prägte auch den Begriff „problematische Natur"; er nennt Rousseau eine tiefe, ursprüngliche Natur u. dgl. m.*)

*) Zur Veranschaulichung nehme ich eine Schrift des vorigen Jahrhunderts, von dem warmherzigen Heinrich Voß d. J. („Goethe und Schiller in Briefen", herausgegeben von Gräf, Leipzig, Reklam) und greife S. 47—49 heraus. Da lesen wir: „Unbegreiflich ist's, wie noch so viele mehr Gefallen an Schillers kräftiger Manier finden (die er in den Jahren 1796—98 hatte), als an Goethes besonnenen, ruhigen Dichtungen. Aber diese Leute würden auch die Natur lieber haben, wenn sie in lauter grotesken, wilden Zügen sich offenbarte . . . Wohl ihm (Schiller), daß er in späterer Zeit zur einfachen Manier, zur Natur zurückkehrte und durch diese wahrhaft groß ward . . . Tat Goethe je etwas anderes, als an der Hand der Natur zu wandeln? Wollte sein Geist je der Natur etwas einprägen, was ihren Kräften zuwider war, oder wogegen sie sich gesträubt hätte? . . . Wenn die Welt einmal so wird, wie sie in Goethes Schriften erscheint und werden kann, so hat die Natur keine Widersprüche zu lösen, denn Goethes Ideale liegen alle innerhalb der Grenzen der Natur . . . Goethes Seele war gleich anfangs klar wie die Natur dem unverderbten Auge der Seele. . . . Er läßt nur durch

In *den mit „Natur" zusammengesetzten Wörtern* ist der Begriff entweder der schöne, wohlgeordnete Kosmos, die Schöpfung, oder Natur als Abbild schlichter Natürlichkeit im Gegensatze zur Kultur, zur Künstelei und Manier, oder auch als das Wesenhafte, Ursprüngliche, Echte.

Naturpoesie ist nicht nur die Poesie, d. i. das Schöne, Herzerhebende, poetisch Stimmende in der elementaren Welt, wie sie sich in der Dichtung widerspiegelt, in Gedichten voll Waldes-, Meeres-, Frühlingspoesie u. ä. m., sondern auch die natürliche, schlichte, aus dem Herzen des Volkes stammende Poesie, wie man Bauern und Bäuerinnen vom Schlage des Peter Zirbes und der Johanna Ambrosius „Naturdichter, Naturdichterinnen" nennt. *Naturempfindung* ist nicht nur die rege Empfänglichkeit für das Leben und Weben in Wald und Feld u. s. w., sondern auch die Empfindung, die aus der innersten Natur, aus dem tiefsten Wesen des Menschen hervorgeht. So sagt Herder: „Die einfachsten Nationen haben an Naturempfindung die erhabenste Dichtkunst."

Naturgefühl ist das Gefühl für die Schönheit der Welt, für das Landschaftsbild als ein Ganzes, für Himmel und Erde, Meer und Sterne, Pflanzen und Tiere u. s. f. in mannigfachster Hinsicht — wie Jakob Grimm von der deutschen Tierfabel sagt: „Alles atmet noch ein frischeres sinnliches Naturgefühl" oder G. Freytag: „Nachdem die Mädchen Waldblumen gesammelt und zartem Naturgefühl Genüge getan hatten," und wie ich, auf den Bahnen Alex. von Humboldts weiter schreitend, „die Entwickelung des Naturgefühls" vom Altertum

---

sich selbst klare Gestalten hervortreten, eben wie die tätige, große, einfache Natur. Bei Friedr. Schlegel dagegen finde ich Überspannung . . . wie natürlich ist bei einem Geist . . . der die Bahn verläßt, welche ihm die Natur angewiesen. . . . Als ich neulich Schiller gestand, daß ich Schlegels Gedichte nicht verstände, lachte er . . . und schloß mit den schönen und wahren Worten: „Die Natur fordert doch von Zeit zu Zeit ihre Ansprüche zurück." Wahrhaftig, das wird sie! Und wenn es auch den Phantasten gelingen sollte, die Gemüter zu verschieben und sie in verrückten Idealen Natur finden zu lassen, dann wird doch eine Krisis eintreten, wo die Natur ihre alten Rechte wieder fordert, wo Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe wieder als helle Sterne sichtbar sein werden, um die Weisen des Morgenlandes zu Christi Wiege zu geleiten; denn zu allen Zeiten bleibt sich die Natur gleich und kehrt immer in denselben Gestalten zurück, und kindliche, unschuldige, unverrückte Seelen müssen wieder solche Werke ansprechen, die das reine Gepräge der Natur sind."

bis auf die Neuzeit dargestellt habe; Naturgefühl bezeichnet aber auch vielfach das natürliche, ungekünstelte Gefühl; so sagt Goethe: „Dieser Künstler hatte besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl"; so Becker in der „Weltgeschichte": „Die düstere byzantinische Trockenheit im 13. Jahrhundert hat sich in ein frohes Naturgefühl aufgelöst," oder er spricht von Naturgefühlen, die nicht durch Afterbildung erstickt seien. Voß übersetzt Macbeth IV 2, wo die Lady Macduff über ihren Gatten klagt, da er Weib und Kind verlassen hat: „Er liebt uns nicht. Ihm fehlt Naturgefühl (= natürlich-menschliche Empfindung): der winzige Zaunkönig, klein vor allen Vögeln, kämpft für seine Nestlinge". Die Mutter Goethes schreibt einmal in ihren köstlichen Briefen (herausgeg. von Koester I 80): „Gott hat mir die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Hertzens lust hat wachsen und gedeihen, Ihre Äste weit ausbreiten können — nun eben dieses unverfälschte und starke Nathur gefühl bewahrt meine Seele vor Rost und Fäulniß". —

Natursänger sind nicht nur die Verherrlicher der Natur, sondern auch die, welche ohne Schulung singen, und so heißen die Vögel „Natursänger".

Naturschönheit ist nicht nur das Schöne in der Natur, im Gegensatze zum Kunstschönen, sondern auch die natürliche, angeborene, ungeschminkte.

Natursinn ist der Sinn, die Empfänglichkeit für Naturschönheit, aber auch der ererbte, überkommene im Gegensatze zu dem erworbenen.

Einfacher sind die Zusammensetzungen wie Naturandacht, -beseelung, -begeisterung; -anschauung, -betrachtung; -ansicht, -anblick; -einsamkeit, -vergötterung u. ä. m.

Fragen wir nun endlich wiederum: **Was ist uns Menschen die Natur?** so leuchtet ein, daß nur Natur im ersten und zweiten Sinne gemeint sein kann. Als Einteilungsprinzip kann daher entweder der Mensch oder die Natur dienen.

Die Menschen scheiden sich mannigfach, z. B. in Gebildete oder Ungebildete, Gelehrte oder Ungelehrte; die Gelehrten und Gebildeten überhaupt könnten wiederum verschiedene Gruppen nach den Wissenschaften und Künsten, auch nach den Zeitepochen, nach Stimmung und Sinnesart, ob ästhetisch, religiös, philosophisch u. s. w., ob naiv oder sentimentalisch u. dgl. m. ergeben. Die Natur selbst ferner kann in belebte und unbelebte, in elementare und tierisch-vegetative geschieden

werden, oder wir können sie als Landschaft, Bild, und somit als Hintergrund für das Menschliche (in Harmonie oder Kontrast mit diesem) oder in ihrer Selbständigkeit, in ihrem stillen, von Gesetzen bestimmten Werden und Wachsen und Sein auffassen, wir können Himmel (Sterne, Wolken), Erde (Gebirge, Heide, Moor, Wald) und Wasser (Bach, Fluß, Meer), wir können Tages- und Jahreszeiten, Weltteile und Zonen sondern u. s. w.

Suchen wir ferner die Wirkungen der Natur ins Auge zu fassen, so begegnen wir zahllosen Aporieen und Antinomieen; den einen stimmt sie heiter und fröhlich, den anderen traurig; den erhebt sie und erfüllt sie mit Begeisterung; jenen schlägt sie nieder, diesem ist sie eine Lehrmeisterin und Tröſterin und Freundin oder das Urbild aller Kraft und Schönheit und das Abbild, die Offenbarung des Göttlichen, eine Quelle des Genusses und der Andacht, jenem ein rätselhaftes, unergründliches, unerbittliches, ewig gebärendes, ewig verzehrendes Wesen, ja ein Ungeheuer, ein Bild des Schreckens und der vernunftlosen Verwüstung; dem einen ist sie nur mechanisch bewegte Materie, dem anderen das Reich seelenvoller Gebilde, von göttlichem Geiste, von Ordnung und Vernunft bis ins kleinste durchdrungen; dem einen sagt sie nichts, dem anderen alles; dem einen bietet sie nur Gaben und Nahrung für den Leib, dem anderen süßeste, köstlichste Speise für Herz und Gemüt u. s. w. Oder aber wir fragen, mit welchen Mitteln der Mensch nicht nur etwa die Natur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen bezwingen und überwältigen oder sich dienst- und nutzbar machen kann, sondern auch, wie wir kraft unserer seelischen Anlage die tote beleben, mit Geist, Seele, Stimmung erfüllen, wie wir sie ästhetisch meistern können, wie wir in ihr das Erhabene (Imposante, Groteske, Romantische), oder das Schöne (Harmonische, Charakteristische), Anmutige, Liebliche, Idyllische zu erkennen und zu deuten vermögen.

Genug. Das Unerschöpfliche ist nicht auszuschöpfen. Suchen wir in aller Knappheit eine Anordnung des vielschichtigen Stoffes zu geben! —

Die Natur ist uns eine Mutter, aus deren Schoße wir hervorgehen, und die uns umgibt unser ganzes Leben lang mit Fürsorge und Liebe; sie ist das A und das O für den leiblichen Menschen, der, aus Erde geworden, wieder zur Erde werden soll.

Sie wirkt unablässig bestimmend auf das Sein des Menschen ein.

I. Was ist uns die Einwirkung der Natur in physischer und psychischer Hinsicht?

Daß die Menschen in Rassen und Hautfarbe und Körpergestalt so mannigfach sich unterscheiden, ist auf Einwirkung der Naturumgebung, auf Einflüsse der Sonne, auf klimatische Verhältnisse zurückzuführen. Durch sie werden auch Kleidung und Nahrung und Gewohnheiten und die Betätigung der leiblichen Kraft (in Fischfang, Schiffahrt, Ackerbau, Viehzucht u. s. w.) bedingt. Ob die Natur reich oder karg ihre Gaben spendet, ob sie zum Genießen oder zur Arbeit erzieht, ob sie den Leib verweichlicht oder stählt und härtet, ob die physische Spannkraft geweckt wird, die Sinne geschärft werden, ob das Leben ein Vegetieren, ein Hindämmern oder ein Kampf, ein Ringen mit den Elementen und mit Gefahren, die von wilden Tieren drohen, ist; ob die Früchte nur des Pflückers harren oder der Pflug mühsam der Erde das Notdürftige abringen muß; ob Sonnenglut herniederbrennt oder der Frost die Glieder erstarren läßt, oder ob ein erträgliches Gleichmaß, ein anregender Wechsel von Wärme und Kälte waltet: alles das wirkt nicht nur auf das leibliche Wohl und Wehe des Menschen, sondern auch auf die psychische Eigenart, auf Anschauungsvermögen, auf Phantasie und Gemüt ein.

Man denke an die Inder und an die Pracht der märchenhaften Vegetation, die erschlaffende Sonnenhitze, das mystische Waldesdunkel, die Unerschöpflichkeit einer üppigen Natur, und man begreift ihre kühne, überschwengliche Phantasie, ihr Schwelgen in Bildern, den sinnentrunkenen Taumel und andererseits das weltvergessene, weichselige Träumen, die sinnende Betrachtung jener stillen, schönen Menschen, die vor Lotoskelchen knieen.

Man denke an die gigantischen Schrecken der Felsen und Klüfte und Gletscher im hohen, rauhen Norden, wo die Kälte ins Innere der Hütte und somit auch des eigenen Herzens weist, wo Beschaulichkeit und Tiefsinn und treuherzige Innigkeit, aber auch Hartköpfigkeit, Schroffheit und Eigensinn erwachsen. Und dann wieder an die gesegneten Länder und nicht minder gesegneten Völker des Mittelmeeres mit dem gemäßigten Klima, den lieblichen Tälern und der reizenden Landschaft, wo die reine Gebirgsluft und der frische Seewind die brütende Hitze der Täler kühlen, kurz mit einer Natur, die ebenso zum süßen Be-

hagen wie zur Tätigkeit auffordert; den glücklichen Griechen wurde das Leben nicht zu schwer, aber auch nicht zu leicht; so ward die Harmonie, das Maß, die Symmetrie der Stempel für ihre physische und psychische Entwicklung. Die Völker der Mittelgebirge wurden Träger der Kultur und der Geschichte.

Man denke an die Einwirkung der Steppe, der Heide, oder des Gebirges und des Meeres auf die Bewohner; die Berge engen ein; das Meer ruft und lockt in die Ferne, weckt Unternehmungslust (Syrer, Phönizier), Tatkraft, Entschlossenheit, Zähigkeit des Wollens (Holländer, Engländer).

Man denke an die Wüste, das formen- und farbenarme Sandmeer mit dem wolkenlosen, ewig heiteren Himmel, und an den heißblütigen Araber mit seiner Gastfreundschaft, seiner Liebe zu seinem Pferde, und mit jener Phantasie, die durch den Gegensatz der einförmigen Naturumgebung, durch das flimmernde Licht, durch die Luftspiegelungen oder durch die beständigen Gefahren, welche die Sinne schärfen und anregen, geweckt wird und nun zu einer bunten, schimmernden, vielgestaltigen Kunstwelt hinführt, mit Arabesken, Mosaiken, mit Märchen, Träumen und Visionen.

II. Was ist uns die Natur in geistig-sittlicher Hinsicht?

1. In geistiger Hinsicht:

a) Intellektuell, in philosophisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht.

Die Natur in ihrer Entwickelung ist das Reich zahlloser Probleme; in das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist; je mehr Probleme wir lösen, desto mehr tun sich vor uns auf: darin liegt auch eine gewisse Tragik des Menschenlebens, der menschlichen Erkenntnis, die vergebens nach dem absoluten Wissen ringt. Aber auf verstandesmäßige Weise gelangt der Mensch nie zur Ergründung der letzten Fragen über Ursache und Wirkung in der Natur, über das, was die Natur im Innersten zusammenhält. Seit Thales' Zeiten hat man sich bemüht, den Schleier zu lüften; bald ward eins der Elemente, bald die Zahl, bald der psychisch-physische Organismus, wie wir ihn an uns beobachten, bald eine Kraft (Denken, Wollen u. s. w.) als Schema der Naturerklärung aufgestellt, bald ihr eine Seele geliehen, bald ward sie entgottet (Atomismus, Positivismus); immer kann nur der

Mensch nach seinem Maße messen, seine Erfahrung auf das Unbekannte und Unerkannte übertragen.*)

Aber das Streben, die Naturkräfte zu erkennen und sich dienstbar zu machen, ist unauslöschlich; immer neue Erfindungen führen zu immer neuen Zielen; Mikroskop und Teleskop erschlossen neue Welten; Telephon und Eisenbahnen und Dampfschiffe schränkten den Begriff der Entfernung wesentlich ein; auf allen Gebieten der Naturwissenschaften (Physik, Geologie, Mineralogie u. s. w.) sind die herrlichsten Erfolge errungen; die Elektrizität beginnt den Dampf abzulösen und weist, nach Entdeckung der Röntgenstrahlen, auch für andere Wissenschaften (z. B. die Medizin) auf neue Wege hin.

b) In künstlerisch-ästhetischer Hinsicht.

Die Natur ist eine unversiegliche Quelle des Genießens und der künstlerischen Nachbildung (in den bildenden wie in den redenden Künsten und in der Gartenkunst).

Der Freude an der Natur hat zu keinen Zeiten sich ein wohlgeartetes Gemüt entzogen, aber wie im Einzelleben, so gibt es auch im Leben der Völker kindliche Zeiten, in denen nur das Nützliche erfreut (der Baum als Spender von Holz oder Früchten, das Land wegen Ertragsfähigkeit u. dgl. m.) und das Behagen an den einzelnen Naturformen durchaus naiv ist; so z. B. im Zeitalter der Kreuzzüge.**) Der Knabe und der Bauer stehen zumeist auf diesem Standpunkte. Wie das Kunstschöne, so erschließt sich auch das Naturschöne nur einem reichen und tiefen Sinne. Zu der ästhetischen Erfassung des Schönen in der Natur gehört ein Geist, der etwas vom Künstler in sich hat, der kraft seiner Phantasie — deren Wesen in der Durchgeistigung des Sinnlichen und in der Versinnlichung des Geistigen beruht — das Tote und Starre zu beleben, den Hauch der Stimmung über die Natur zu breiten, kurz sie sympathetisch zu beseelen vermag. Nur wer vieles innerlich erlebt hat, wer regen Sinnes und warmen Herzens ist, vermag auch die Außenwelt zu deuten, jene großen Zusammenhänge zwischen Menschengeist und Natur, jene unzähligen Gleichnisse, jene tausendfachen Anregungen zu neuen Fragen zu gewinnen und so der stummen eine Sprache zu leihen.

*) Vgl. meine „Philosophie des Metaphorischen“, Kap. VI.

**) Hinsichtlich der historischen Grundlage der Ausführungen verweise ich auf meine „Entwickelung des Naturgefühls“, sowie auf meine verm. Aufsätze „Pädagogik und Poesie“, Erste Reihe.

Der Naturgenuß beruht nicht nur auf dem sinnlichen Eindruck, z. B. der Kühle des Waldschattens, der wohltuenden Dämmerung, dem Reiz der Farben und Formen von Baum und Blatt, von Moos und Blumen u. s. w., sondern auf der Erfassung der Stimmung: Vogelsang, Blätter- und Quellenrauschen durchdringen sich mit dem Gefühl der Einsamkeit, des Idyllisch-Abgeschiedenen, des Friedevollen, des Ahnungsreichen; der Waldgeist raunt uns seine Mären zu, die alten Baumriesen erzählen uns von vergangenen, fernen Zeiten u. dgl. m.; ferner auf der Erfassung eines landschaftlich Abgerundeten, eines in sich einheitlichen Ganzen, eines Bildes, dessen Seele das Licht ist, also z. B. die durch die Zweige brechenden, auf dem Grase spielenden Sonnenstrahlen.

Was wir an Geist und Gemüt zu der Natur hinzutun, das ist die Hauptsache. Kunst ist ja nichts anderes als durchgeistigter Stoff; so ist auch künstlerische Naturanschauung nichts anderes als die Durchdringung der Natur mit warmem, lebendigem Gefühl, mit Seele, mit Geist. Und nichts ist so karg, nichts so spröde in der Natur, daß wir ihm nicht eine Seele leihen, uns ihm ästhetisch einfühlen könnten.

So sagt Schiller in seinen „Philosophischen Briefen": „Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist", und Goethe in den „Sprüchen": „Wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehen".

Die Entwickelung des Naturgefühls geht der Allgemein-Entwickelung des Geistes parallel. Sie durchläuft die Bahnen vom Naiven zum Sentimentalischen und zu jenem tiefen Naturgefühl, das wir Sympathie, Liebe nennen können, eine Liebe, die in die Natur wie in den Busen eines Freundes schaut und die „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" erkennt.

Naiv ist die Naturfreude Homers; ihr charakteristischer Ausdruck das Gleichnis, naiv ist die Naturschilderung im deutschen höfischen Epos. Eine höhere Stufe in der Entwickelung zeigt die griechische und zum Teil auch die deutsche Lyrik (Minnesang) in der Gegenüberstellung des Landschaftsbildes und der Seelenstimmung, sei es in Harmonie oder Kontrast.

Sentimentalisch wird der Naturgenuß, wenn die Natur um ihrer selbst willen gesucht und in Poesie und Malerei geschildert wird.

So im Hellenismus: der Gegensatz zwischen Stadt und Land, Kultur und Natur wird als schroffe Kluft empfunden; man flüchtet sich auf das Dorf (Idylle); man schildert die Natur in ihren geheimsten Reizen des Lauschigen und Friedlichen; der Wirklichkeitssinn wird immer ausgeprägter; das naturwissenschaftliche Interesse erwacht; man legt Parks an; man gibt sich dem Jagdsport hin; man schwelgt in Ruinen- und Gräber- und Mondscheinpoesie. So auch in der römischen Kaiserzeit; man denke an Horaz, Seneka, den jüngeren Plinius. So auch in der Renaissance; man denke an Dante und Petrarka, an Papst Pius II., Piccolomini; so in der überschwenglichen Zeit eines Klopstock, Kleist, Hagedorn.

Aus der überfeinerten, verschnörkelten Kultur riefen Shaftesbury und Rousseau zur Natur zurück; dieser erschließt der Menschheit den Zauber der romantischen Gebirgswelt. An die Stelle des französischen Gartenstils, der aller Natur Gewalt antat, tritt der englische, landschaftliche (Kent).

Wird aber die Natur Selbstzweck im Genuß und in der poetischen Darstellung, so ist die Grundbedingung für die Landschaftsmalerei geschaffen; so begegnen uns Ansätze im Altertum, so entstehen die Landschaftsbilder in den Niederlanden (Roger van der Weyden, Jacob Ruysdael u. a.), in Frankreich (Claude Lorrain) u. s. w.

In der sympathischen Naturanschauung steht Shakespeare in erster Reihe; er stimmt Natur und Handlung auf einen Ton (Romeo und Julia; Hamlet; König Lear; Othello u. s. w.); er beseelt die Natur ganz individuell. Auf seinen Bahnen wandeln Goethe, Byron, Shelley u. s. w. Das Naturgefühl wird zugleich immer universeller, umfassender. Nicht nur der Wald oder die idyllische Landschaft wird gepriesen und geschildert, sondern auch das Meer (bei den Engländern, bei Heine, Storm, Loti u. s. w.) und die Herrlichkeit der Alpen (Goethe, Byron, Scheffel), die Erhabenheit des Sternenhimmels (Lamartine, Viktor Hugo), der Zauber der Heide (Annette von Droste, Stifter, Storm, Hebbel u.s.w.) und die Pracht der fernen Weltteile mit den Urwäldern und Gebirgen, mit eigenartiger Fauna und Flora (so seit der Zeit der Entdeckung). Bis ins kleinste und niedrigste, ins geheimste und verborgenste Leben der Natur versenken sich die Romantiker (z. B. Hölderlin im „Hyperion", Tieck im „Sternbald" u. s. w.), sowie die neuesten Symbolisten und Impressionisten, die mit den Malern wetteifern.

2. In religiös-sittlicher Hinsicht.

a) In religiöser Hinsicht.

Die griechische Mythologie ist ein „Augenaufschlagen über die Wunder Gottes“ (Vischer), sie ist der getreue plastische Abdruck jenes tiefen Naturgefühls, welches im Hellenen mächtig war und das Leben, das jede Bewegung in der Natur ahnen ließ, in Gestalten umsetzte. Ist der Griechen Naturreligion pandämonistisch, so ist die der Inder pantheistisch, die der Juden theistisch. Des Psalmisten Phantasie durchschweift mit den Fittichen des Windes die ganze Welt und legt sie dem einen Herrn zu Füßen. Die Natur ist ein Buch der Wundertaten Gottes. So auch bei den Kirchenvätern — die zugleich, wie z. B. die drei großen Kappadozier, mit künstlerischer Freude sich auch ins einzelne versenken. Im Mittelalter wird die ganze Natur umrankt von christlicher Symbolik; jedes Wesen bietet ein bestimmtes Zeichen für die freundliche oder feindliche Beziehung des Menschen zu Gott. Die Erdengegenwart tritt vor der Himmelszukunft zurück.

Das theistische Naturgefühl findet bei den neueren Dichtern in Klopstock seinen erhabensten Ausdruck, das pantheistische in Goethe („Werther“, „Faust“).

b) In sittlicher Hinsicht.

Die Natur als Ganzes ist ein Bild der Beständigkeit; sie bleibt sich immer selbst getreu; trotz des ewigen Wechsels zeigt sie Stetigkeit: auf die dunkle Nacht folgt der helle Tag, auf Regen Sonnenschein, auf den Frühling der Sommer u. s. w. Sie zeigt Harmonie, d. h. die einheitliche Verbindung der Teile zu einem Ganzen, Ordnung im Kleinen wie im Großen (Blatt — Blume — Frucht; Wurzel — Äste — Stamm — Zweige; die Bahnen der Gestirne u. a.), und diese Einheitlichkeit, die wir auch am Bau unseres Körpers erleben, gefällt uns, erscheint uns schön. — So erscheinen uns auch im sittlichen Leben Einheitlichkeit, Folgerichtigkeit, Stetigkeit, Treue (gegen Gott, gegen die Menschen, gegen sich selbst) als Tugenden. Charakter hat, wer übereinstimmt mit sich selbst in Worten und in Taten.*) — So heißt „der

*) Cic. de offic. I § 98: Ut pulchritudo corporis apta compositione membrorum movet oculos et delectat hoc ipso, quod inter se omnes partes cum quodam lepore consentiunt, sic hoc decorum, quod elucet in vita, movet approbationem eorum, quibuscum vivitur, ordine et constantia et moderatione dictorum omnium atque factorum.

Natur gemäß leben" nicht nur den Gesetzen und Forderungen der Natur gemäß das Leben einrichten, oder der Natürlichkeit gemäß im Gegensatze zu allem Künstlichen und Gemachten, sondern vor allem: der eigenen Eigenart gemäß.*)

In der Natur ist vollkommen, was sich seinen Grundbedingungen gemäß zur Reife entfaltet; so muß auch der Mensch seine sittlichen Anlagen zur Blüte entwickeln; er muß die Harmonie zwischen seinen beiden Wesenheiten (Leib und Seele) herstellen**); man denke an die beiden Rosse Platons, an πνεῦμα und σάρξ bei Paulus, an die „zwei Seelen" im Faust.

Was zeigt („lehrt" im Sinne der Fabel) uns die Betrachtung des Tierlebens? Auch Ordnung, Regelmäßigkeit, Stetigkeit, Fleiß (der Bienen, Ameisen u. s. w.), Liebe, Treue, Anhänglichkeit (der Alten zu den Jungen und umgekehrt), aber auch, im Durchbrechen aller Grenzen und Schranken, rücksichtslose Wildheit, Grausamkeit, Lieblosigkeit. Das wirkt sittlich abstoßend auf unser Gefühl. Das Tier hat sich eben noch nicht zu der Vernunft emporgerungen, die des Menschen Vorrecht (excellentia atque praestantia) ist.

Der sittliche Eindruck, den die Natur auf den Menschen macht, ist teils demütigend, teils erhebend; sie lehrt ihn seine Nichtigkeit, aber auch seine sittliche Herrschaft; sie erniedrigt ihn zum Sklaven und erhebt ihn zum König.

a) *Die Natur demütigt den Menschen* durch ihre Überlegenheit, Erhabenheit, Unergründlichkeit und stille Größe.

Was ist alle Kraft und alle Kunst des Menschen im Vergleich zu der Natur? Auch der gewaltigste Mensch ist im Aufruhr der Elemente ein im Winde schwankendes Rohr. Was vermag er, wenn die Naturmächte — wie im Haß — sich auf ihn stürzen, was gegen die Wut des Feuers, des Wassers, der Lawinen, der Stürme, der Gewitter, Vulkanausbrüche, Erdbeben? Das stolzeste Leben wird geknickt wie eine Blume, schwindet hin wie das Gras.

---

*) Cic, a. a. O. § 100: Officium . . . deducit ad convenientiam conservationemque naturae; quam si sequemur ducem, nunquam aberrabimus. § 110: Admodum tenenda sunt sua cuique non vitiosa, sed tamen propria, . . . omnino . . . decorum . . . nihil est profecto magis quam aequabilitas cum universae vitae tum singularum actionum.

**) Vgl. Cic. a. a. O. 101.

Und im Weltenganzen, was ist seine Wohnstätte, die so weite, weite Erde? Ein Tropfen im Ozean, ein Blatt am Baume! Und was er selbst nun wieder? Ein Würmchen, das auf diesem Blatte sein Dasein fristet.

Und was sind seine Werke? Kann sich der Pyramiden und der Paläste Bau mit den Firnen der Gebirge messen, die künstliche Wasserstraße mit dem brausenden Strom, dem imposanten Wasserfall, der von den Gletschern sich nährt?

Was ist das Licht, das er erzeugt, sei es Gas, sei es elektrisch, sei es das grandioseste Feuerwerk, gegenüber der auf- oder untergehenden Sonne oder dem Leuchten der Blitze? Was ist eine noch so gewaltige Symphonie gegenüber dem Weltmeerkonzert, das der Sturm aufspielt, oder dem Rollen des Donners, was das malerische Landschaftsbild in Worten oder Farben gegenüber der Natur selbst? Was ein Blümchen, eine Linie, gemalt, im Vergleich zu der wirklichen, die selbst Salomos Pracht verdunkelt? Was die kunstreichste Maschine gegenüber dem Bau des Vogels, was das künstlerische Schaffen im Vergleich zu jener Entwickelung, die wir in der Natur beobachten, z. B. von Wurm und Raupe und Schmetterling oder von dem unscheinbaren Kern zu der mächtigen Staude oder gar dem stolzen Baume?

b) *Die Natur erhebt den Menschen.* Was ist die Natur in ihrer willenlosen Gebundenheit und unfreien Notwendigkeit; in dem mechanischen Verlaufe ihrer Erscheinungen, in der sinnlosen Raserei der Elemente, in der blinden Zerstörungswut und Grausamkeit — die nur unsere metaphorische Phantasie ihr beilegt, — in dem brutalen Instinkte der Tiere, gegenüber dem vernunftbegabten, in Sprache seine Gedanken ausdrückenden Menschen, dessen Handeln von dem Gesichtspunkte des Rechts, der Sittlichkeit, des Gewissens geleitet wird? Das Zwecklose und Sinnwidrige in der Natur wandelt er um in Sinnvolles, indem er es seinen Zwecken unterwirft. Sümpfe und Moräste wandelt er um in fruchtbares Ackerland; Sandwüsten überrieselt er; dem Meere ringt er Länderstrecken ab; Berge und Meere trennen nicht mehr, durch jene hindurch und über diese dahin trägt die vom Menschen gezügelte Dampfkraft. Die sittliche, nach Zwecken handelnde Vernunft triumphiert über die gebändigten Elemente.

Aber auch in der Kunst schafft er aus dem unharmonischen Stoffe ein Neues, Vollendeteres; er merzt das Unwesentliche, Störende, Häß-

liche aus, das die Natur ihm bietet; so der Maler bei der Landschaft in Beleuchtung, Gruppierung; die Natur geht durch des Menschen Geist hindurch und verwandelt sich; auch dem Einfachsten drückt er seinen Stempel auf und verklärt es.

Was an Tugenden und Fähigkeiten im Tiere nur schlummert, das weckt der Mensch bei sich selbst zu vollem Leben, zu sittlicher Höhe, in der Gemeinschaft, in Familie und Staat, in Freundschaft, in Liebe.

Er erhebt sich über die Natur zu Begriffen, die ihr ganz fremd sind, wie Geistigkeit, Heiligkeit und Liebe jenes einigen guten Wesens, das über alle Natur hinausführt, über eine Natur, die zwiespältig ist, ewig schaffend, ewig zerstörend.

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
> Auf die Fluren verstreut: schöner ein froh Gesicht,
> Das den großen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Selbst unter dem erhabenen Sternenhimmel oder in der Welt des ewigen Schnees, inmitten der Bergesriesen, weiß der Mensch sich größer und stolzer als die Natur, denn der Funke des Göttlichen, der in seinem Geiste glüht, erhebt ihn empor in eine reinere, edlere Sphäre, in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist.

---

3. Heimat.

Wir haben die erste Szene der Goetheschen „Iphigenie“ gelesen; wir haben uns hineingefühlt in die Seele der von Heimweh erfüllten edlen Griechin, die trotz der Verehrung und Liebe, die sie umgibt, fremd geblieben ist im Lande der Barbaren:

> Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
> Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
> Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
> Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
> Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Wir haben hingedeutet auf den wundervollen Ausdruck, den hier das Heimweh gefunden hat, wie selbst ein Goethe ihn nicht sogleich gefunden, sondern in dem Prosaentwurfe des Jahres 1779 schrieb er: „Mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen,

und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen."

Wie viel poetischer klingt da:

Das Land der Griechen mit der Seele suchend —!

Und worin liegt hier des Wortes Zauber?

Man sucht mit dem Auge wohl in der Ferne einen schließlich doch unerreichbaren Punkt; man späht und lugt, aber schmerzlich zuckt das Auge und erträgt es nicht; so schweift die Seele mit ihrer Sehnsucht ins Weite und findet keine Ruhe, keinen Halt. Da gibt denn das unablässig brandende Meer mit seinen tosenden Wellen ein Echo dem in Gram und Weh wogenden Herzen. Wir denken an Odysseus, von dem Homer berichtet (V 156):

Des Tages saß er auf Felsen und sandigen Hügeln
Und zerquälte sein Herz mit Weinen und Seufzen und Jammern
Und durchschaute mit Tränen die große Wüste des Meeres.

Und auf all seinen Fahrten verlangt er nur nach dem einen, wieder den Rauch aufsteigen zu sehen aus den Hütten seiner Heimatinsel.

Worin liegen nun Wesen und Wirkungen der Heimatliebe begründet?

Wie eine holde, halb wehmütige, halb frohlockende Melodie klingt das Wort „Heimat" an unser Ohr und an unser Herz. Alles, was mit der Heimat zusammenhängt, heimelt uns an, d. h. es ist uns lieb, wert und vertraut. Wir verstehen unter Heimat bald den Geburtsort, das elterliche Besitztum, das Geburtshaus, bald den ständigen Wohnort, bald das Land, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat.

Worin liegt der Reiz der Heimat: I. Bei dem, welcher in der Heimat lebt?

1. Die engere Heimat, das Vaterhaus, das heimatliche Dörfchen oder Städtchen und seine landschaftliche Umgebung, umfängt uns mit unzerreißbaren Banden. Wir verwachsen mit dem Boden, der uns zuerst getragen, mit dem Hause, in dem unsere Wiege gestanden hat, unser erstes Lachen und Weinen erklungen ist, in dem wir zum Bewußtsein und zur Freude am Dasein erwacht sind, mit Garten und Feld, mit Busch und Bach und Tal, mit all den Tummelplätzen der Kindheit.

Wie erklärt sich dies psychologisch?

Wir beseelen (in angeborenem Anthropomorphismus) das Seelenlose, um es uns menschlich näher zu rücken; so formt das Kind das Stück Holz zu einer Puppe um, so bevölkert der schlichte Naturmensch Baum und Fluß und Berg mit Wesen, die ihm gleich sind, oder führt Blitz und Donner und Sturm auf deren unsichtbar wirkende Macht zurück; so lernt auch der Kulturmensch seine „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" kennen und lieben. Selbst dem alten Hausrat, dem toten „Möbel", leiht er etwas von seiner Seele; durch die Macht der Gewohnheit wird er an alles das, was ihn jahre- oder gar jahrzehntelang umgeben hat, gefesselt; Schrank und Tisch und Stuhl und Lade sind ihm nicht mehr leblos, nicht mehr seelenloses Gerümpel, das er immer wieder erneuern möchte, sondern stumme Zeugen all der Freuden und Leiden, all der Hoffnungen und Sorgen, die sein Herz in all der Zeit bewegten, ja auch wohl teilnehmende Freunde, mit denen er Zwiesprach pflegen möchte, wie Faust mit dem fernen Monde da droben oder dem leuchtenden Geflimmer, das ihn gespenstisch umschwebt:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!

Das Erdreich, aus dem die Wurzeln der Kindheit ihre Kraft gezogen, die Natur, die sie umblüht hat, alle die Orte, aus denen von frühester Zeit an leise, seltsame Glücksgefühle erwärmend auf uns übergeströmt sind, werden uns wunderbar lieb und vertraut; sie grüßen uns wie Verwandte. Die Eindrücke der Kindheit sind eben die festesten und tiefsten. Wo man die Sonne zuerst aufgehen oder im Niedergehen Flur und Meer in Glut tauchen sah, wo man zuerst den Bach und Wald rauschen, die Vögel singen hörte: da sind unsichtbare Geister geschäftig, die Seele einzufangen, das Herz zu bannen.

Man verwächst aber auch mit den Menschen, die den Heimatort bewohnen; die Bande des vererbten Blutes ketten die Glieder einer Familie fest zusammen; sie bilden eine Einheit der Liebe. Man verwächst mit den Gespielen der Kinderjahre, den Freunden in der Schule.

Des Menschen Seele ist eben so weit, daß sie unendlich viel aufnehmen, und so unendlich reich, daß sie unendlich viel geben kann, daß sie sich verzetteln mag an Lebloses und an Lebendiges, um immer wieder bereichert zu sich selbst zurückzukehren.

So segnen wir die Stätte, die uns die Lebensbedingungen gab, die Menschen, welche uns Liebe erwiesen; mögen wir nun in der Hütte des Armen oder inmitten einer scheinbar trostlosen Landschaft oder im Palast oder in der verschwenderischen Fülle einer schönen Naturumgebung geboren und aufgewachsen sein.

Ein für das Edle empfänglicher Mensch kann sich der Heimatliebe nicht entziehen.

2. Die Heimat im weiteren Sinne umfängt uns mit unzerreißbaren Banden. Die geheimnisvolle, aber unwandelbare Macht des Blutes, die Sprache, in der uns die Mutter hat sprechen und beten gelehrt, in der wir zuerst unsere Gedanken auszusprechen vermochten, die Religion, in der unsere Väter gelebt haben und gestorben sind, die Sitten und Bräuche, deren jedes Ländchen und jedes kleine und große Volk eine eigenartige Fülle besitzt und die sich in Trachten und Festen kundtun, die Geistesbildung des Vaterlandes, kurz alles, was den Organismus der Volksseele ausmacht, das umfängt und umschwebt uns wie die Luft, die wir einatmen, das verschmilzt mit unserm Wesen, und wir empfinden:

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

Die Liebe zum Vaterlande, das uns das trauliche Gefühl des Geborgenseins einflößt, das uns durch seine Gesetze, durch seine Macht nach innen und außen schützt, die Dankbarkeit und die Begeisterung für das Heimische wird zu jener heiligen Flamme des Patriotismus, die uns wärmend durchglüht, zu jenem Stolz, der das Herz rascher schlagen und die Brust höher schwellen läßt, wenn neue Ruhmestaten zu verkünden sind, der aber auch in schweren Tagen nicht verzagt und keine Demütigung duldet, sondern Gut und Blut einzusetzen vermag zu des Vaterlandes Ruhm und Ehre.

Jedes Blatt der Geschichte kündet davon; aber auch die Dichtung verherrlicht dies Gefühl zu allen Zeiten, mag Solon sein geliebtes Athen preisen, über das Pallas schirmend die Hände hält, oder die Tragiker und Lyriker das δαιμόνιον πτολίεθρον preisen, mag Catullus sein heimatliches Sirmio (c. 31), Vergil sein herrliches Italien (Georg. II, 173), Horaz die italische Landschaft vor allen andern rühmen (I 7, II 6), mag Cicero (de legibus II Anf.) von Arpinum dem Attikus berichten: „Wisse, hier bin ich geboren, deshalb habe ich ein verborgenes, un-

erklärliches Gefühl für diesen Ort", worauf der Freund erläuternd hinzufügt: „Ja, der Ort, welcher die Spuren von denen, die wir lieben und bewundern, trägt, übt auf uns einen unerklärlichen Einfluß aus." Wir denken ferner — freilich bei beschämendem Bewußtsein all der Schwankungen unseres Nationalgefühls — doch mit Stolz an Walther von der Vogelweide, an unsere Freiheitssänger, an die Kriegslyrik oder an Bekenntnisse einzelner, z. B. Theodor Storms, der sein Heimatsstädtchen (Husum) preist:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;,
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstes Nacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd auch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Oder er ruft, vertrieben von den Dänen aus der grauen Stadt am Meer, wie der Wagen schon gerüstet steht und die Fahrt „der Heimat abgekehrt" ist, den Fremdendienern zu:

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot,
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

Und so wendet er sich an seine Knaben, sie sollen noch einmal ins weite Land hinausschauen und sich merken: „Es steht auf diesem Grunde, wo wir auch weilen, Unser Vaterhaus"; nichts erfleht er heißer, als daß, wenn nicht er, doch sie wenigstens mit festem Fuße dereinst wieder auf die Scholle der heimatlichen Erde treten werden, von der sich jetzt sein heißes Auge trennt:

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
In deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn.

II. Worin liegt der Reiz der Heimat bei dem, welcher in der Fremde lebt oder lange gelebt hat?

1. Im Laufe der Zeiten, bei der Steigerung des Verkehrs, bei der Freizügigkeit und der Möglichkeit, weite Räume rasch zu durchmessen, bei dem Durcheinanderwerfen der Bevölkerungskreise in Ost und West, in Nord und Süd, wie es vor allem das Beamtentum und der Offiziersstand mit sich bringen, wird das moderne Kind schier heimatlos im engeren Sinne des Wortes; das alte Pfahlbürgertum, die traut umschränkte Enge, das Idyll der Heimat und des Heimatsgefühls sind im Verschwinden begriffen;*) vom Lande drängt alles in die großen Städte, diese aber machen blasiert, uniformieren und nivellieren — um für häßliche Dinge auch häßliche Fremdwörter zu brauchen, — d. h. verwischen und zerstören die Eigenart von Sitten, Bräuchen, ja Charakteren; selbst die Sprache verliert den heimischen Akzent, selbst das Herz gewöhnt sich an das Fremde und verwebt sich mit ihm. Aber die tiefen und die starken Naturen verleugnen doch nicht das Blut ihrer Ahnen und die Scholle, wo diese gelebt, und verlieren auch in der Ferne nicht die Liebe zu dem Ort, wo ihre Wiege stand, zu dem Lande oder Ländchen, das ihre Sippe nährte. Sie fühlen sich zunächst fremd wie Iphigenie:

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

---

*) Neuere Bestrebungen in Literatur und Kunst zielen auf eine Neubelebung der „Heimatkunst" gegenüber dem Berlinertum und dem „Internationalismus" mit schönem Erfolge hin.

Wohl regt in der Fremde das Neue zunächst an und übt seinen besonderen Reiz aus; aber es stößt andererseits auch wieder ab; wir können uns noch nicht anpassen, die Brücke von unserem Herzen zu der fremden Umgebung, zu den fremden Menschen nicht schlagen, wir wagen noch nicht Vertrauen zu fassen, noch nicht offen und frei uns zu geben.

Ich geh durch die dunklen Gassen
Und wandre von Haus zu Haus,
Ich kann mich noch immer nicht fassen,
Sieht alles so trübe aus.

Da gehen viel Männer und Frauen,
Die alle so lustig sehn,
Die fahren und lachen und bauen,
Daß mir die Sinne vergehn.

Oft wenn ich bläuliche Streifen
Seh' über die Dächer fliehn,
Sonnenschein draußen schweifen,
Wolken am Himmel ziehn:

Da treten mitten im Scherze
Die Tränen ins Auge mir,
Denn die mich lieben von Herzen,
Sind alle so weit von hier.

(Eichendorff.)

So klagt und bittet der Dichter den Bruder:

So fremde sind die andern
Mir graut im fremden Land,
Wir wollen zusammen wandern,
Reich treulich mir die Hand!

Wir wollen zusammen ziehen,
Bis daß wir wandermüd'
Auf des Vaters Grabe knien
Bei dem alten Zauberlied.

In der Fremde ist es uns wie der Pflanze, die in ein anderes Erdreich versetzt ward; sie hat Not, sich zu behaupten, die Wurzeln zu befestigen, um nicht zu welken und zu vergehen. Niemand kennt und liebt uns, selbst die Natur ist fremd, ist kalt und tot:

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Wir erkennen erst recht den Wert dessen, was wir verloren haben, und die räumliche und die zeitliche Entfernung üben ihren verklärenden Einfluß; die Stätte der Kindheit wird zum Paradiese; die Erinnerung webt ihren Zauberschleier um das Vergangene und um die ferne Welt der Heimat, wie der blaue Duft die fernen Berge mit allen ihren Schroffen und Klüften so wundersam umhüllt. Auch unter Palmen und unter dem strahlenden Himmel des Südens sehnt sich das deutsche Herz doch nach dem deutschen Walde zurück, den es vielleicht erst schätzen lernte durch den Gegensatz des waldberaubten Italiens oder Spaniens:

Ich komme aus Italien fern
Und will euch alles berichten,
Vom Berg Vesuv und Romas Stern
Die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fey auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen —
Mir aber gefällt doch nichts so sehr
Als das deutsche Waldesrauschen.

Was einst auch in der Heimat das Herz bedrückte, ist entschwunden; leuchtend steht im Traum und im Wachen das Bild der Heimat vor der Seele:

Es gibt so Stätten, die man nie vergißt,
Wie weit davon man auch im Leben ist,
Und deren Bild die Seele in sich trägt,
So fest verschlossen und so treu geprägt,
So bis ins kleinste lieb uns und vertraut,
Als ob das Auge gestern sie geschaut.

In Einsamkeit und in der Welt Gewühl, —
Da sind sie plötzlich mit dem Heimgefühl!
Oft weißt du kaum, was dann der Zauber ist,
Du weißt nur, daß du dort zu Hause bist,
Du fühlst nur unbewußt: sie bleiben eins
Mit dem Geheimnis deines tiefsten Seins. (Adelheid Stier.)

Unser Herz klammert sich in der Fremde an alles, was uns an die Heimat erinnert. Wie traulich grüßt uns ein Landsmann, wie freuen wir uns über alles, was ihn uns als solchen kundtut, vor allem über den Klang der Muttersprache — man denke an Schenkendorfs Gedicht: „Muttersprache", — wie Pylades Iphigenie freudig anredet:

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen.

Die Töne schmerzlicher Sehnsucht nach der Heimat erklingen in der Poesie aller Zeiten. Mag Theognis Siziliens prangende Fluren oder Euböas üppiges Traubengefild oder Sparta, die glänzende Stadt am Eurotas besucht haben und dort geehrt worden sein:

Aber die Sehnsucht nicht in der Brust mir konnt' es beschwichten,
So vor jeglichem Land war mir das heimische süß.

Bei den griechischen Tragikern finden wir innige Laute des Heimwehs, mag der Chor im Aias des Sophokles (1217) sich dorthin wünschen, wo waldig des Berges Haupt, von Meerwogen umspült, sich hebt, unter Sunions hohem Fels, um der heiligen Stadt Athen Grüße zu senden, oder mag er in der Taurischen Iphigenie des Euripides (1137) sich sehnen, mit den Sonnenstrahlen heimwärts zu fliegen und über dem heimischen Dache der Flügel Schwung zu hemmen. Vor allem kommt

in den Tristien und Pontischen Briefen des Ovid die ganze Trostlosigkeit des Verbannten und die glühende Sehnsucht nach der Heimat zu ergreifendem Ausdruck; in dem Lande des ewigen Winters malt er sich voll rührenden Verlangens den Frühling Italiens aus, wo die Knaben und Mädchen Veilchen suchen gehen, die Wiesen bunt sich färben, die Vögel zwitschern, die Reben treiben, während er selbst nur Schnee um sich sieht.

In unserer klassischen Literaturperiode lesen wir z. B. bei Wieland im „Oberon“ (IV 21):

Nirgends scheint doch unsres Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien.
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün!
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allem dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoß zu liegen!

Den schönsten Ausdruck hat das Heimweh in Goethes Mignonliede gefunden, das geradezu das Hohelied der Sehnsucht genannt werden kann: mit seinen schmerzlich verlangenden Fragen. Kennst du das Land? . . . Kennst du das Haus? . . . Kennst du den Berg? . . . und mit dem Rufe des Hangens und Bangens und Drängens: Dahin! dahin Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn' . . . Dahin! dahin geht unser Weg! O Vater, laß uns zieh'n!

Und eine edle Dichterin unserer Tage, Anna Ritter, singt das wehmutsvolle Lied der Sehnsucht nach daheim:

Sage — was singen die Vögel im Hain?
„Fröhlich sein!“
Sage — was flüstern die Blumen am Rain?
„Lieblich sein!“
Sage — was kündet der Sonnenschein?
„Dankbar sein!“

— — — — — — — — — — —

Wehe, was soll ich in dieser Welt,
Da nur das Schöne und Frohe gefällt!
In mir die Sorge nnd über mir Leid,
Blaß meine Wange und dunkel mein Kleid,

> Steh' ich im Leben und sehn' mich hinaus —
> Käme doch einer und brächt' mich nach Haus!

Vor dem geistigen Auge des sehnsüchtig Heimverlangenden steigen wieder lebendig die Bilder jener Stätten aus dem Schoße der Vergangenheit empor, die geweiht sind durch alles, was uns heilig ist; so erblickt im Geiste der ergrauende Chamisso das Schloß seiner Ahnen mit Türmen und Zinnen, mit Brücke und Tor und Wappenschildern, und es ist ihm, als ob er, ein Kind wieder, den Burghof hinaneile oder die Kapelle besuche — und doch ging längst der Pflug über alles das dahin! — Ich erinnere auch an „Archibald Douglas" von Fontane, wo die Heimattreue so schön verherrlicht wird.

Wir sind eben nicht so frei, wie wir wohl stolz oft wähnen: der Bann jenes Lebenskreises, dem wir entstammen, hält uns während der Dauer unserer Tage gefangen, selbst den, der, ausgewandert, jahrzehntelang fern geblieben und fremd geworden ist der Vaterstadt, dem Heimatdorfe; durch seine Träume weht „das Bild der alten Tage" und steht „gleich einer stillen, frommen Sage" ihm vor der Seele, bis er einmal — wiederkehrt. Und was füllt ihm dann das Herz?

Es sind widerstreitende Empfindungen.

Die Liebe erwacht in voller Stärke, aber sie ist gemischt mit bitterer, herber Wehmut. Wohl spricht jeder Strauch und Baum und Stein zu ihm von vergangenen Zeiten, aber diese liegen so fern und sind nicht wieder heraufzuführen:

> O wie liegt so weit, was mein einst war!

Er ist selbst ein anderer geworden, nicht mehr der Knabe und Jüngling von ehemals, und die Welt, die er wiedersieht, ist auch eine andere geworden. Wohl geht die Sonne noch hinter jenen Bergen auf wie einst; wohl steht der Wald noch, wohl das Kirchlein, und seine Uhren schlagen mit demselben Klange wie vormals. Aber wer kennt dich noch? In dem Elternhause wohnen Fremde, die Eltern selbst deckt der kühle Rasen, die Freunde sind zerstoben:

> Als ich Abschied nahm, war die Welt mir voll so sehr,
> Als ich wiederkam, war alles leer . . .
> Keine Schwalbe bringt dir zurück, wonach du weinst,
> Doch die Schwalbe singt im Dorf wie einst . . .

Es ist ihm, als ob er keine Heimat mehr habe, als ob auch sie mit der Kindheit hinabgesunken sei auf immer:

Nun hab' ich nicht Heimat, nicht Liebe mehr,
Nun ist mir die Welt und das Herz so leer . . .

Und doch — die alte Heimaterde übt ihre alte Zauberkraft aus: „Du möchtest dich niederlegen auf den Boden, möchtest von der teuren stummen Umgebung nicht mehr lassen; all dein Leben draußen erscheint dir wie ein wirrer Traum, aus dem du jetzt erwachtest; hier nur wäre deine wahre Statt, hier nur Friede; du möchtest hier sterben."*)

In der Heimatliebe, in dem Nationalgefühl und der Treue liegen die Wurzeln jener Kräfte, die ein Volk groß machen; freilich darf es nicht einseitig das Heimische in trügerischer Schwärmerei überschätzen, sondern muß auch das Fremde in seiner Eigenart würdigen und von ihm lernen, aber schlimmer als übertriebene Liebe zur Art des eigenen Volkes ist jene Vergötterung und Nachäffung des Fremden, welche dem dentschen Geistesleben so oft verderblich geworden ist, jenes Kosmopolitentum (ubi bene, ibi patria), das die Stimme des Blutes verleugnend nicht nur vaterlandslos, sondern auch charakterlos ist, weil ihm Heimatland und heimatliche Sitte, heimatliche Kunst und Wissenschaft und Religion nicht mehr das Heiligste ist, was er auf der Erde hienieden hat.

Für den Christen aber gibt es eine noch höhere und reinere Heimat, wo die Seele Ruhe und Frieden in ewigem Lichte findet, wie Hölty singt:

Wann, Friedensbote, der du das Paradies
Dem müden Erdenpilger erschließest, Tod,
Wann führst du mich mit deinem goldnen
Stabe gen Himmel, zu meiner Heimat?

---

4. Freundschaft und Arbeit.

Wir haben das Schillersche Gedicht „Die Ideale" gelesen und werfen die Frage auf: Mit welchem Rechte kann man Freundschaft und Arbeit die zuverlässigsten Begleiter auf dem Lebenswege nennen?

Das Leben gleicht einer Wanderung. Da gibt es ebene und unebene Wege, auch Kreuzwege, wo der Mensch sich entscheiden muß wie Herakles, ob sein Leben dem sinnlichen Genuße oder der sittlichen Pflicht, der Leidenschaft und der Eigenliebe oder dem Gesamtwohl

*) Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens, 2. Aufl. 1896, S. 191.

dienen soll, wo er die Wahl unter den Begleitern treffen muß, die sich ihm in mancherlei Gestalt anbieten. Da nahen und umschweben ihn „der süße Glaube an Wesen, die der Traum gebar", die verklärende und beseelende Liebe zur Natur, die Zuversicht, Herrliches zu leisten und zu bilden, „die Liebe mit dem süßen Lohne, das Glück mit seinem goldnen Kranz, der Ruhm mit seiner Sternenkrone, die Wahrheit in der Sonne Glanz".

Doch wo blieben alle diese holden Begleiter im Laufe der Wanderung? Der Glaube an Phantasiegebilde schwand, die Blütenträume der Jugend reiften nicht, leichtfüßig entfloh die schöne, ach so kurze Liebeszeit, der Ruhm ward durch Unwürdige, denen man Kränze flocht, entweiht, und der Zweifel löschte der Wahrheit Sonnenbild.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Was will Schiller mit diesen Strophen sagen?

Freundschaft und Arbeit, Liebe und Tätigkeit sind die Mächte, welche dem Menschen in Freud' und Leid als treueste Begleiter sich darbieten und ihn am ehesten beglücken und trösten können.

Warum?

I. Worin besteht das Beglückende und Tröstende der Freundschaft?

1. *Das Beglückende.* Was heißt Freundschaft! Sie ist Hingabe voll Vertrauen und Achtung; sie weiß nichts von dem Stolz des Sich-

abschließens, von Selbstüberschätzung, von einsamem Sichselbstgenießen, von Verachtung, Haß, Furcht der Menschen; sie gründet sich auf Liebe. — Ist aber der Begriff erschöpft mit dem lateinischen Satze: Idem velle atque idem nolle: ea demum vera amicitia est, mit der Definition des Cicero: Est autem amicitia nihil aliud nisi omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate summa consensio —?

Wenn auch eine Übereinstimmung in den sittlichen Grundfragen des Lebens Voraussetzung des gegenseitigen Verständnisses und der auf dieses sich gründenden Achtung sein muß, wenn auch nur ein edler Mensch edle Menschen anzieht und festhält, so beruht doch gerade das Reizvolle der Freundschaft darin, daß nun einmal alle Menschen wie die Blätter eines Baumes verschieden sind, daß sie durch den Gegensatz, den sie überwinden, gerade sich anziehen.

Les extrèmes se touchent. Anfangs wirkt die Erkenntnis der Verschiedenheit hemmend, abstoßend; die Charaktere erscheinen wie zwei Parallelen, die nur in der Unendlichkeit sich treffen; dann nähern sie sich; der eine erkennt, was der andere vor ihm voraus hat, würdigt mehr und mehr dessen inneren Wert und paßt sich ihm an und schleift die Schroffheiten ab. Man denke an Wallenstein, den kühlen Rechenkünstler und großen Schlachtenhelden, und Max Piccolomini, den jugendlichen Idealisten und Träumer; man denke an Antonio und Tasso, an Goethe und Schiller selbst. Nicht plötzlich, sondern allmählich reift die Einsicht, daß ihre Naturen gleichsam zwei Hälften bilden, welche sich zusammenschließen müssen, um das Vollkommene hervorzubringen. Freunde müssen ineinander aufgehen, ohne daß der einzelne seine Eigenart und Selbständigkeit aufgibt. Man denke an Maecenas und Horaz.

a) Die Freundschaft beglückt in geistiger Hinsicht. Iphigenie sagt zu Pylades IV 4:

> Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
> Gewisse Rede, deren Himmelskraft
> Ein Einsamer entbehrt und still versinkt!
> Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
> Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
> Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Der Freund ist der Erfreuende, den Geist Anregende, Belebende. Worin besteht diese geistige Anregung? Der eine denkt sich in die

Gedanken des anderen hinein; damit tut sich ihm eine neue Welt auf; er begreift, daß dieselbe Sache verschieden aufzufassen ist, und warum; er prüft sein eigenes Urteil; er nimmt und empfängt, aber er gibt auch, teilt mit, strebt danach, selbst innerlich zu wachsen, um immer mehr mitzuteilen, immer mehr auszutauschen. So spornt Freundschaft zu geistigem Schaffen an; der Freund zeigt mir, „was ich kann"; aber er soll auch nicht schonen aus Milde und Schwäche, soll nicht überschwenglich sein in Lob und Bewunderung, soll sich auch im Versagen in dieser Hinsicht üben. Aber vor allem wird er freudig und neidlos anerkennen, wenn es möglich und wenn es Pflicht ist, wird Erfolge begrüßen, als hätte er sie errungen, und neue Ziele aufweisen. Man denke an den Briefwechsel Goethes und Schillers, dieser beiden Großen, die sonst so wenig Verständnis in ihrer Zeit fanden und darum doppelt beglückt wurden durch das wechselseitige Geben und Nehmen von Gedanken:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

b) Die Freundschaft beglückt in sittlicher Hinsicht. Die edelsten Fähigkeiten werden in uns durch die Freundschaft geweckt; wir lernen an andere zu denken, für andere zu sorgen, Liebe zu geben und Treue zu halten. Die Leidenschaften werden gedämpft, das sittliche Wollen wird gekräftigt. Die Gemeinsamkeit der Ideale räumt die Hindernisse der Vervollkommnung, d. h. die eigenen Schwächen fort; die Selbsterkenntnis wächst; der Einsame mißt sich bald zu klein und bald zu groß, schwankt zwischen Extremen, verkennt sich und andere. Freundschaft erzieht zur Geduld mit andern, zur Lebensfreude, erheitert und erwärmt das Herz und belebt den Mut. Der Frohe freut sich mit dem Frohen; wie Wallenstein von Max sagt:

Über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Wie beglückt es, mit dem Freunde zu hoffen, holde Träume für die Zukunft zu spinnen, die Tatenlust anzufeuern. Wer denkt nicht an das schöne Bild, das Goethe von Orest und Pylades aus ihren Jünglingstagen entwirft, wenn sie abends an der weiten See sich aneinander lehnend ruhig saßen:

Die Wellen bis zu unsren Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag:
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Wie freut sich Horaz mit dem frohen Freunde, z. B. dem heimkehrenden Pompejus Varus (II 7). Wie denkt er sich nichts köstlicher, als in einem herrlichen Erdenwinkel, wie Tarent oder Tibur, seine Tage zu beschließen, am Herzen seines Freundes Septimius (II 6). Horaz lebt und webt gleichsam in dem Goetheschen Gedanken:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Ein Freundschaftskultus erblühte nicht nur im alten Rom, im Kreise der Scipionen, des Cicero und Laelius und Atticus, sondern auch besonders am Ende des 18. Jahrhunderts, wo in tränenseligster Überschwenglichkeit der Freund dem Freunde seine Liebe weihte; man denke an Klopstock und Ebert und Giseke, aber auch an den jungen Goethe und Herder und Lavater u. s. w.

2. *Worin besteht das Tröstende der Freundschaft?* Der Weg des Lebens ist oft rauh; da führt uns „der Freundschaft leise, zarte Hand" über das Unebene hinweg, „teilt liebend des Lebens Bürden" und tröstet.

So sagt Iphigenie (IV, 1):

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Übergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.

Der Freund in der Not ist ein so kostbares Gut, daß es nur selten in voller Bedeutung des Wortes sich findet. So sagt denn auch ein altes Sprichwort:

Freund' in der Not
Gehen fünfundzwanzig auf ein Lot,
Soll's aber ein harter Stand sein,
So gehen fünfzig auf ein Quentlein.

Certus amicus in re incerta cernitur: Der beste Prüfstein für wahre Freundschaft bleibt immer das Unglück. Der echte Freund leidet

mit — ohne eine Spur von Schadenfreude — und setzt dies Mitleid in Tat, in Opferwilligkeit, in treues Beharren um. Er heilt die Wunde; seine Teilnahme mildert das Leid, sein Trostwort wirkt erwärmend, aber auch lösend und befreiend. Wie versteht Horaz es, seine Freunde zu trösten, sei es den Vergilius, als Quintilius dem ewigen Schlummer anheim gefallen ist (I, 24), sei es den Valgius, als sein Sohn gestorben ist und er nicht nachzulassen vermag im Trauern (II, 9), oder den Maecenas, wenn ihn Sorgen und körperliche Leiden heimsuchen und er zu sterben fürchtet (II, 17). Wie ermuntert und feuert Pylades den mutlosen Grübler Orest an (Iphig. II, 1), wie richtet Antonio den fassungslosen Tasso wieder auf: er triumphiert nicht, er überwindet alle seine frühere Eifersucht; seine Schroffheit ist dahin; Tasso hat Schiffbruch gelitten, nun gilt es, ihn zu retten, und so wird die Freundschaft die Sonne, welche sieghaft durch die Wolken bricht. Sie ist eine treue Begleiterin auf dem Lebenswege. Nicht minder die Arbeit.

II. Die Arbeit beglückt und tröstet.

1. *Die Arbeit beglückt, sie schafft äusseres und inneres Glück.*

Wie die Geschichte des Wortes jene Wandlung uns zeigt, daß der Begriff des Lastenden und Lästigen vor dem der freien und edlen Beschäftigung zurücktritt, so hat sich auch der Fluch, den fromme Sage auf die Arbeit „im Schweiße des Angesichts" gelegt hat, in Segen verwandelt; ja, sie ist es, die das Leben erst lebenswert macht; zahllos sind die Bekenntnisse dieser Überzeugung. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod", sagt Iphigenie, „Wenn ich nicht sinnen und dichten kann, So ist das Leben mir kein Leben mehr", Tasso, „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet", Wallenstein, „Nicht daß ich lebe, ist notwendig, sondern daß ich wirke", jeder tatfrohe Mensch, dem Leben heißt Kämpfer sein, ringen, streben, schaffen, und so Goethe: „Gebt mir zu tun, Das sind reiche Gaben; Das Herz kann nicht ruhn, Will zu schaffen haben."*) „Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen", heißt es im „Tasso", und „wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", heißt es in den

*) Vgl. das hübsche Gedicht von Reinick „Der Strom": „Gebt mir Taten zu tun, kann nicht rasten nicht ruhn."

Psalmen. Mag die Wurzel der Arbeit (Armut und Not) oft bitter sein, die Frucht ist süß. Warum?

Ein mühe- und sorgenloses Genießen, ein seliger Traumzustand schließt für den Kulturmenschen nicht das Ideal des Seins in sich, sondern dies ist das Bewußtsein der Betätigung der Kraft, der Erfüllung der Forderungen des Tages, der Lösung mehr oder weniger wertvoller Aufgaben, des erfolgreichen Dienstes zum Heile der Gesamtheit. Müßiggang ist aller Laster Anfang; der Tagedieb, der auf dem Lotterbette sich wälzende Genußmensch, ist ein Zerrbild des Menschentums; dem Diem perdidi! stellt sich das tapfere und freudige Vixi (Hor. III, 29), entgegen; nur die Welt der wirkenden Kräfte, der Zwecke, der Ideale, nur die Welt nimmermüder Beschäftigung ist des Menschen würdig. „Von Arbeit" — sagt Luther — „stirbt kein Mensch, aber von ledig und müßig gehen kommen die Leute um Leib und Leben; denn der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen." Ohne Tätigkeit sinkt er zur „Last der Erde", zum unnützen Gliede der Gesellschaft herab; vor allem aber: nur die Welt der Tätigkeit kennt innerlich befriedigte, glückliche Menschen.

Warum beglückt die Arbeit?

a) Weil sie die Kraft stählt, die physische wie die geistige. Der Muskel, der nicht geübt wird, erlahmt, erschlafft;*) die physische Arbeit gibt Gesundheit, Frische, Fröhlichkeit; der Arbeiter des Feldes, der Handwerker sieht seine Habe sich mehren („Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis"); die geistige Arbeit beglückt, weil es beseligt, die Kraft — Verstand, Scharfsinn, Gedächtnis, Phantasie — wachsen zu fühlen, wenn auch jeder einzelne nur ein Sandkörnchen zum Baue der Ewigkeiten trägt und von der großen Schuld, welche die Zeiten abzutragen haben, nur Minuten oder Tage oder Jahre streicht. Der in geistiger Arbeit, in künstlerischem Schaffen seine Tage verbringende Mensch erhebt sich damit in ein Reich der Ideen und der Ideale, welche auch auf das Alltagsleben einen verklärenden Schein werfen und den Geist durchleuchten und durchwärmen und somit beseligen.

b) In sittlicher Hinsicht beglückt und adelt die Arbeit das Leben des Menschen. Die Überwindung der Schwierigkeiten, das Erreichen von Zielen hebt den Mut, stählt den Willen, die sittliche

*) Vergl. den Spruch des trefflichen Friedr. van Hoffs: Achte des Magnets! Tragen muß er stets. Untätig erschlafft, Tätig wächst die Kraft.

Tüchtigkeit. Beim einzelnen wie bei der Gesamtheit. Das Reich der Pflicht ist ein Reich der Sittlichkeit, des Gewissens. Die Arbeit führt empor zum Dienste des Allgemeinen; nicht nur sich selbst lebt der Mensch, sondern seinem Lebenskreise in engerem und weiterem Sinne; er steigt von den materiellen Bedürfnissen aufwärts zu den ideellen; er dient nicht mehr dem Tage allein, sondern der Zeit, der Ewigkeit. Vor der Arbeit in ihrem höchsten sittlichen Werte fallen die Unterschiede, ob reich oder arm, ob gebildet oder ungebildet, ob sie mit der Hand oder mit dem Kopf, mit der Feder oder dem Meißel und Pinsel u. s. w. geübt wird, in sich zusammen; wer arbeitet, steht im Dienste einer Idee; sie ist in echtem Sinne aber nicht Zeitvertreib, nicht Verscheuchung der Langeweile, nicht Abwehr der Versuchungen, sondern Selbstzweck, und ihre Früchte sind: Selbstvertrauen, Selbstgefühl, Freiheit, Stolz, Freudigkeit; und ging ein Leben voll Arbeit leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück. Unsere großen Unsterblichen sind nicht nur durch Genie (Anlage), sondern auch durch Arbeit, nicht am wenigsten an sich selbst, in der Selbstvervollkommnung, Genien der Menschheit, ein Segen der Völker geworden.

2. *Die Arbeit tröstet.*

Das Leid drückt nieder, läßt verzagen und verzweifeln. Die Arbeit führt allmählich von dem Schmerze hinweg, sie lenkt die Gedanken und Empfindungen auf anderes, sie lehrt vergessen, wenn auch in frischem Schmerze erst auf Stunden; dann vereinigt sich mit ihrem wohltuenden Einflusse derjenige der Zeit selbst. Die Arbeit läßt uns erkennen, daß wir nicht für uns da sind, nicht bloß, um unseren Neigungen und somit der Wonne der Wehmut zu fröhnen, sondern zu wirken, so lange es noch Tag ist. „Bei dem größten Verlust — sagt Goethe — müssen wir sogleich umherschauen, was uns zu erhalten übrig bleibt. Hier nur allein kann uns der große Gedanke der Pflicht aufrecht halten; der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendige Bahn vorgeschrieben hat, der braucht sich nicht zu viel zu besinnen. So lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen. Und so über Gräber vorwärts!" Die Arbeit hebt über das Irdische zum Ewigen empor und gibt uns Schwingen, die über die Erdennot hinwegtragen. Nicht umsonst verbindet des Volkes Mahnwort Gebet und Arbeit. „Man muß arbeiten, als wenn kein Beten hülfe, und also beten, als wenn kein Arbeiten

hülfe": so wird das Ora et labora auch gedeutet. Die Arbeit tilgt das fruchtlose Grübeln, das entnervende Jammern und Klagen und wird so ein rettender Engel des Menschen. Die Freude an den Früchten der Arbeit wird ein Balsam für das wunde Herz und weckt Mut zu neuem Leben; ja Kummer und Leid, die den edlen Menschen läutern, wie Feuer das Gold, lassen im Bunde mit der Arbeit Talente erblühen, die bisher verborgen waren, und die Übung, die Entwicklung solches Talentes in ernster Arbeit verleiht den schönsten Trost, das süßeste Vergessen.

Und so mahnt Goethe: „Wirken wir fort, bis wir, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen!"

Schillers Gedicht „die Ideale", das die Freundschaft und die Arbeit als treue Lebensbegleiterinnen verherrlicht, ist von Resignation, von tiefschmerzlicher Wehmut erfüllt. Es verzichtet auf sehr Hohes, auf Glauben und Liebe und Ruhm, ja, es atmet elegische Verzweiflung, wenn selbst die Hoffnung „kaum noch einen bleichen Schimmer auf den finstern Weg" wirft. Sollen wir aber dies Stimmungsgedicht, weil es das Werk der Melancholie, der Verstimmung ist, verwerfen? Ist der Kern nicht doch wahr, nämlich daß Ideale den Menschen begleiten müssen? Gewiß. Aber ist es denn gleichgültig, welche? — Wird bei dem einen nicht der Ruhm oder die Liebe oder der Glaube ausharren? Werden sie aber alle ihren strahlenden Glanz in gleicher Fülle bewahren? Das dürfte wohl niemand hoffen.

Schiller wählt die objektiv zuverlässigsten, deren Wert und deren Kraft doch niemand bezweifeln kann. Wem auch diese Ideale genommen sind, der ist ganz verwaist.

Die Begleiter und Leiter des Lebens wählt sich der Mensch gemäß seiner Eigenart, sie richten sich nach dem Charakter, ja als ideale Mächte sind sie Ergebnis des Charakters. Aber es bildet sich ein Charakter nur „im Strom der Welt", d. h. inmitten von Freund und Feind und im Drange der Arbeit.

---

5. Charakter.

Wir haben Goethes „Iphigenie" gelesen und am Schlusse den Gang der Handlung und die Entwicklung der Charaktere betrachtet: die hoheitvolle, in ihrer sittlichen Größe über das Maß des Menschlichen hinausgehobene Iphigenie, den tiefsinnigen, schwermütigen und schwerblütigen, aber doch edlen und tapferen Orest, den heiteren und energischen Pylades und den König, der den wilden Sinn zu bändigen und sich zu reiner Menschlichkeit erheben lernt.

Wir lassen einmal — und nichts ist lehrreicher — die wichtigsten Gestalten aus den früher gelesenen Epen und Dramen vorüberziehen und prüfen, ob wir wohl mit kurzem Schlagwort das Wesen jeder einzelnen kennzeichnen können, um endlich die unabweisbare Frage aufzuwerfen:

Was ist ein Charakter?

Wort- und Sinnerklärung. In der Geschichte der Sprache ist nichts fesselnder als der Bedeutungswandel, der entweder durch Übertragung von dem einen Bereich auf den anderen, sei es vom Räumlichen auf Zeitliches oder vom Sinnlichen auf Geistiges und umgekehrt oder durch Vertauschung von Ursache und Wirkung hervorgerufen wird. So heißt χαράσσειν zunächst schärfen, spitzen, sodann — was davon die Folge ist — Eindrücke machen, einschneiden in Erz, Stein, Holz, Wachs u. dgl. — Ebenso ist χαρακτήρ zunächst der, welcher eingräbt und einprägt, oder das Werkzeug, mit dem dies geschieht, und sodann das, was das Ergebnis der Tätigkeit ist, das Eingegrabene, Eingeschnittene, das Gepräge auf Metall, Schriftzeichen, Figuren, Bilder auf Stein u. dgl. — Ebenso ist τύπος 1. der Schlag, 2. das durch den Schlag Hervorgebrachte, der sichtbare Eindruck, der Umriß, das Abbild, Muster. — Charakter umfaßt also das den einzelnen Menschen von anderen Unterscheidende, gleichsam das ihm aufgedrückte Gepräge, woran man ihn erkennt.

Es ist der Grundzug des Wesens, die Eigenart, besonders die Sinnes- und Gemütsart, das Naturell, indoles, mores. Sodann dehnen wir den Gebrauch des Wortes im Sinne von Eigentümlichkeit auf ganze Völker und Völkerschaften, auf alles übrige Lebendige, ja auch auf die tote Natur aus: wir übertragen Charakter und Stimmung auf die Landschaft, auf das Klima, auf Meer und Gebirge, Fluß und

Tal, ebenso auf Stadt, Provinz und Reich, auf Künste und Wissenschaften, Handel, Technik u. s. w.

Einer Landschaft geben Wald- und Wasserreichtum oder Heide und Moor einen anmutigen oder ernsten, ja öden oder feierlich schwermütigen Charakter u. ä. m.

Aber das Wort hat auch noch einen engeren Sinn. Wir sagen kurzweg: „der Mann hat Charakter“ oder: „er ist charakterlos“. Wir sprechen also von Charakter im Sinne von Festigkeit des Willens, von Unerschütterlichkeit in sittlichen Grundsätzen und im sittlichen Handeln.*)

I. Charakter im weiteren Sinne.

Er umfaßt alle physisch-psychischen Merkmale, die der Persönlichkeit ihre Eigenart geben.

1. *Diese sind äusserer, sinnlich wahrnehmbarer Natur,* spiegeln aber das Innenleben wider oder lassen Schlüsse auf dieses zu. Der Mensch ist ein geistig-leibliches Wesen; er ist durchgeistigter Leib oder im Leibe sich veräußerlichender (verkörpernder) Geist. Demnach ist der Ausdruck des Gesichtes ein Spiegel der Seele. Besonders das helle Kindesauge in seiner Treuherzigkeit und Offenheit läßt uns bis auf den Grund des Herzens schauen, jede Regung der Freude, des Unwillens, des Schmerzes drückt das Antlitz aus; es gehört in späteren Jahren schon viel Zwang oder Selbstzucht dazu, die Gesichtszüge zur Maske zu gestalten, die starr und leblos verdeckt und verhüllt, anstatt eine stumme, aber doch deutliche Sprache zu führen und Gedanken und Empfindungen und so auch den Charakter zu offenbaren und zu enthüllen. Aber das klare, große, ruhige oder das kleine, geschlitzte, gekniffene Auge, die hohe, feine, gewölbte oder die niedrige, flache Stirn, der Mund mit vollen, roten oder mit bleichen, schmalen Lippen, der Zug um Nase und Mund, der Schwung der Augenbrauen, die Gestalt des Ohres, die Farbe der Haut u. s. w., ferner die Stimme, die Sprechweise, der Gang — ob ruhig und gemessen oder fahrig und hastig, — die Bewegung, ja die ganze Leibesbeschaffenheit — ob hager und mager, scharfkantig, oder ob wohlgeformt, rundlich, harmonisch —

*) Anhangsweise sei hinzugefügt, daß Charakter auch im Sinne von Charakteristik gebraucht wurde, wie von Gellert: „Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter (d. i. ein kleines Bild) von ihm“, und daß Charakter auch das soziale, konventionelle Kennzeichen, Rang und Titel, bedeutet; N. N. ward als Professor oder als Rat 4. Klasse charakterisiert. Das Volk sagt schlicht und nüchtern: „Er ist seines Zeichens ein Schuster oder Schulmeister“ u. dgl. m.

alles das läßt wie bei ganzen Rassen und Völkern, so auch bei den einzelnen, Schlüsse auf die Eigenart zu.

2. *Die Merkmale sind innerer Natur*, beruhen zunächst auf dem intellektuellen und psychologischen Innenleben (den Temperamenten).*)

a) Es begründet einen wesentlichen Unterschied beim Menschen, ob sein Verstand (Kopf, Intellekt) klar und scharf oder verworren und schwach, ob sein Gedächtnis tüchtig zum Festhalten des Aufgenommenen oder ein Sieb ist, das alles wieder durchläßt, was hineingeschüttet wird, ob der Mensch klug oder beschränkt, regen oder stumpfen und matten Geistes ist. Ferner: herrscht der Verstand über die anderen Seelenkräfte vor, dann pflegt der Charakter etwas Kühles, Nüchternes, Berechnendes, Selbstsüchtiges anzunehmen.

b) Sind in Sinnesart und Stimmungsanlage Gemüt (Herz) und Phantasie besonders vorherrschend, so finden wir Wärme, Milde und Güte, aber auch Weichheit, die zur Schwäche führt, in dem Charakter.

Die Alten sprachen von *μίξεις* (Temperamenten), indem sie die Mischung der körperlichen Säfte als entscheidend ansahen für die Seelenzustände.

a) Die schnell sich regenden Temperamente sind die des Sanguinikers (schwächer) und die des Cholerikers (stärker). Jener ist biegsam, nachgiebig, heiter, sorglos, der Gegenwart hingegeben, sieht gerne nur die Rosen im Kranze des Lebens; er verfällt daher öfters der Leichtlebigkeit, dem Leichtsinn (levis flecti), wird oberflächlich, flüchtig, vergeßlich, eitel. Dieser, der Choleriker, ist erregbar und rasch in Wort und Tat, dringt mit Gründlichkeit ein, aber er wird auch leicht aufbrausend, heftig, leidenschaftlich, voll Ungestüm, Trotz, Starrsinn.

b) Die langsam sich regenden Temperamente sind die des Phlegmatikers (schwächer) und des Melancholikers (stärker). Jener ist ruhig, voll Maß, Beschaulichkeit, Beharrlichkeit, Zähigkeit, Zuverlässigkeit, verfällt aber leicht in Trägheit, Gleichgültigkeit, Stumpfsinn, Selbstsucht, Geiz. Dieser, der Melancholiker, hat ein tiefes Seelenleben, eine zarte Organisation voll Empfänglichkeit; die aber kann zu Empfindsamkeit (Gefühlsschwelgerei, Sentimentalität) und Empfindlichkeit (Argwohn, Mißtrauen), zu Schwermut, Verdrossenheit, Trübsinn, zu Pessimismus, der nur Dornen sieht, führen.

---

*) Alle diese Scheidungen im Seelenleben sind natürlich nur in abstracto zu vollziehen; in Wirklichkeit greift das eine unablässig in das andere über.

Dies gesamte Geistes- und Stimmungsleben ist gleichsam der Rohstoff, den der sittliche Wille, der sich zum Charakter im engeren Sinne festigt, gestalten muß.

II. Charakter im engeren Sinne.

Er ist der wie eine Naturkraft festgewordene sittliche Wille.

1. *Begriffsbestimmung. Was heisst Wille?*

Der Wille ist im Geistesleben das, was die Handlung des Menschen bestimmt, was gemäß der Vorstellung eines Zweckes die Mittel wählt, welche zu dessen Erreichung notwendig sind. In sein Reich fallen: der dumpfe, unbewußte oder nur von augenblicklichen Gefühlen geleitete Instinkt und der mehr oder weniger mit klarer Vorstellung einer zu erstrebenden Lust verbundene Trieb und die das Denken und Fühlen überwältigende Begierde, mit Wunsch, Vorsatz, Beweggründen (Motiven). Aus Abwägung aller Umstände und Gründe und Zwecke, als Frucht der ganzen ringenden Persönlichkeit ergibt sich der Entschluß, die Tat. Was vielleicht zuerst als Gedanke aufblitzte, was als Lust bringend gefühlt ward, das setzt der Wille durch Entscheidung in Handlung um. Wie nun der Wille sich zu entscheiden pflegt, wie er fest wird in seiner Gewohnheit und Handlungsweise, das ist bedeutsam für den Charakter im engeren Sinne.

Und was ist sittlich, was sittlicher Wille?

Ein Gemeinschaftsleben, das jenseits von gut und böse (nach Stirner und Nietzsche) sich bewegt, das keine Normen und Ideale für das Allgemeine kennt, führt zum Kampfe aller gegen alle, zum Triumph des Egoismus. Also muß der einzelne sich einordnen als ein Glied in einer festgeschlossenen Kette; er muß den Eigenwillen brechen und seine Handlungen nach dem Maße, in dem er dieses vermag, auch werten. Was der Mensch zu wollen pflegt, ist sein Charakter; demnach ergibt sich der entscheidende Unterschied, ob die Begriffe Pflicht und Gewissen dem Menschen nicht nur aufgegangen, sondern auch in Fleisch und Blut, d. h. in sein Handeln übergegangen sind oder nicht, ob der kategorische Imperativ Kants die Richtung weist wie ein Kompaß, oder ob die Stürme der Leidenschaften und die Wogen des Geschickes das Schifflein hin- und hertreiben ohne Halt.

2. *Wohin zielt die Bildung des Charakters im engeren Sinne?*

Der sittliche Wille muß die Denk- und Gefühlsweise (Stimmungsanlage) durchdringen und läutern und sich erheben zu freier, selbstständiger, unerschütterlicher Persönlichkeit. Wie geschieht dies?

a) Negativ: durch Abschleifung der Einseitigkeiten

a) *im Denken und Fühlen:*

Die Verstandeskühle muß in Herzensglut umgewandelt, die Oberflächlichkeit, Nüchternheit oder Unklarheit des Denkens muß zu sittlichen Erkenntnissen und sittlichen Herzensüberzeugungen emporgeführt werden. Die größten und reinsten Gedanken stammen aus dem Herzen.

Aber andererseits muß das Gefühl von weichlicher Nachgiebigkeit gegen sich und andere, von Reizbarkeit, Überspanntheit und von Vertrauensseligkeit befreit werden durch die klare Erwägung dessen, was nicht nur heilsam und fruchtbar, sondern auch sittlich rein und hoch ist.

b) *in den Temperamenten:* Der sittliche Wille muß dem Leichtblütigen Stetigkeit, dem Schwerblütigen Tatkraft, dem Heißblütigen neben der Konsequenz auch Milde, dem Kaltblütigen Frische und Regsamkeit verleihen.

Gesuchte Originalität, grillenhafter und trotziger Eigenwille ist kein wahrhaft sittlicher Charakter — ebensowenig wie konsequente Bosheit. —

Aristoteles sagt: „Die Eigensinnigen meinen gesiegt zu haben, wenn sie sich nicht vom Gegenteil überzeugen lassen", und Augustin: „Hartnäckigkeit will für Beständigkeit gelten und ist es doch nicht. Zwar schimpflich ist's, die Meinung zu verändern, doch nur die wahre und die richtige; die törichte und schädliche fahren zu lassen ist löblich und heilsam. Wie aber die Beständigkeit den Menschen nicht verderben läßt, so läßt ihn der Eigensinn nicht besser werden." Schillers keckes Wort: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst" setzt demnach die Festigkeit des Willens über die Sittlichkeit. Doch das Ideal muß immer bleiben, daß der sittliche Wille, d. i. das Gewissen, dominans ille in nobis deus, in den weisen Erkenntnissen und in den reinsten Gefühlen Nahrung und Kraft sucht, um auch den niederen Willen mit seinen Trieben, Affekten und Leidenschaften zu zügeln.

Doch nicht nur abschleifen die Härten und Kanten, sondern auch

festigen das, was in Anlagen und Fähigkeiten recht ist und Frucht bringen kann, soll der sittliche Wille, auf daß

b) positiv erstehe die in sich gefestigte, sittliche Persönlichkeit.

Sie bildet den Gegensatz zu der haltlos schwankenden; sie handelt nach festen sittlichen Grundsätzen, unbeirrt von Temperamentswallungen und Momentsstimmungen, von Launen und Begierden. Die Konsequenz im Guten ist ihre sieghafte Stärke, d. h. der Mut der Wahrhaftigkeit und die Glut der Liebe, einer Liebe, wie Paulus 1. Kor. 13 sie unübertrefflich im Sinne Jesu gedeutet hat, jener Liebe, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht ungebärdig (hoffärtig) stellt, die langmütig und geduldig ist und glaubt und hofft.

Bleibe dir selbst getreu! So ruft in uns die Stimme des Gewissens und fordert Wahrheit. Theodor Storm mahnt in dem Gedicht „Für meine Söhne“:

Hehle nimmer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue,
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue!

Und in der Schlußstrophe:

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber!

Die Arbeit an sich selbst, wenn sie von Siegen begleitet ist, beglückt den Menschen wie nichts anderes; nicht eher erreicht er den Frieden, als bis er sich in sich selbst fest fühlt. Denn Charakter im großen und kleinen, sagt Goethe, ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt. — Glücklich sein heißt aber zufrieden sein dürfen mit sich selbst, d. h. gut sein, καλὸς κἀγαθὸς, harmonisch. Wie ist dies zu erreichen?

Wie die Willensenergie auch den schwachen Körper lebenskräftig und zähe zu machen imstande ist, so vermag sie auch Zaghaftigkeit in Heldenmut, Kleinlichkeit in Seelengröße umzuwandeln. Freilich ist der Vorgang der Charakterbildung langsam; es gehört ein ganzes Leben dazu, ja zumeist reicht es nicht einmal aus, aber wenn auch das Vollendete nicht erreicht wird, der Vollendungsdrang ist nicht zu ertöten. Er muß die Lebensflamme wie ein belebender Hauch immer von neuem

wecken und schüren. Stets neue Aufgaben bietet jeder neue Tag für die Charakterbildung. Diese vollzieht sich nicht in der menschenfremden Einsamkeit, sondern im Strome der Welt, wo es unablässig gilt, zu wollen, zu wählen, sich zu entscheiden, zu ringen mit sich und anderen, sich zu reiben und abzuschleifen, sich zu ziehen und zu zügeln. Wer das nicht vermag, den schwemmt die Welle hinweg.

Eine selbständige, sittliche Persönlichkeit zu werden, ist das höchste Ziel des einzelnen. Aber auch bei ganzen Nationen gilt es, die eigenen Kräfte zu erkennen und sie mit stolzem Selbstgefühl zu entwickeln, ohne Anbetung und Nachäffung des Fremden; mag dies auch anregen, es soll nur zum Wettkampf herausfordern. Denn was kann es Schlimmeres geben als was Jahrhunderte für unser Volk zutraf, nämlich das bittere Wort Lessings, man sollte fast sagen, der sittliche Charakter der Deutschen sei, „keinen eigenen haben zu wollen".

Die Geschichte des Menschen — fügen wir hinzu: auch eines Volkes — ist, wie Goethe sagt, sein Charakter.

---

6. Gelegenheits- und Reflexionslyrik.

(Goethe und Horaz.)

Wie in der Poesie überhaupt die Unterscheidung der Volks- und Kunstdichtung, so erweist sich in der lyrischen besonders die des Gelegenheits- und des Reflexionsgedichtes als fruchtbar.

Was ist nun ein Gelegenheitsgedicht, und inwiefern bildet es einen Gegensatz zum Reflexionsgedicht?

Wie in der lateinischen Poesie der Humanisten, so blüht vom 16. Jahrhundert an auch in der deutschen die Gelegenheitsdichtung in Gestalt von Gedichten zu Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnissen, Promotionen und Festen aller Art; über diese Auswüchse der deutschen Dichtung klagt schon E. T. Koch in seinem Kompendium aus dem Jahre 1795. Sie wurden bestellt und bezahlt. So schreibt ein Hofrat in Württemberg an einen Magister 1786: „In dieser Absicht — nämlich um das Mädchen mit 8000 Gulden zur Frau zu bekommen, das durchaus einen Dichter haben will — ersuche ich Sie, eine kleine Poesie für mich zu verfertigen, die ich alsdann unter meinem Namen in dem nächsten Schwäbischen Musenalmanach will einrücken lassen; ich

bezahle Ihnen dafür die doppelte Taxe eines Gelegenheitsgedichtes mit zwei Dukaten". Goethe erzählt aus seinem Leben: „Ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulierten, ja besonders bei ansehnlichen Verheiratungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge ebensogut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir Gelegenheit geboten, mich zu zeigen, und besonders mich gedruckt zu sehen."

Was Goethe unter Gelegenheitsgedicht verstand, das geht klar aus zahlreichen Aussprüchen hervor; er rühmt an Günther die große Leichtigkeit, „in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen"; er nennt das Gelegenheitsgedicht „die erste und echteste aller Gedichtsarten" und beklagt, daß diese in einem Grade verächtlich geworden sei, daß die Nation zu einem Begriff des hohen Wertes derselben überhaupt noch nicht gelangen könne: ja er bekennt, unwissend seien die, welche behaupteten, es gäbe ein „unabhängiges" Gedicht, und erklärt, alle seine Gedichte seien Gelegenheitsgedichte, sie seien durch die Wirklichkeit angeregt und hätten in ihr Grund und Boden; von Gedichten, die aus der Luft gegriffen seien, halte er nichts; er empfiehlt zu unterscheiden: 1. wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreife und sie glücklich behandle, 2. wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen wisse, d. h. also mit anderen Worten, der Dichter solle der Stimmung, die ihn gerade beseele, kräftigen Ausdruck geben oder mit klarem Auge alles wirklich Bedeutsame erkennen und unter dem frischen Eindrucke gestalten; künstlich aber in einen fremden Zustand sich zu versetzen ohne innere Beteiligung und ohne äußere Anschauung, das war nicht seine Weise. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen!" — höhnt er vor Eckermann — „Aus dem Biwack heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht *mein* Leben und *meine* Sache, sondern die von *Theodor Körner*. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. *Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte,* habe ich auch nicht gedichtet und aus-

gesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß?"

Doch was heißt nun Gelegenheit? Es ist ursprünglich räumlich die Lage, dann der günstige Zeitpunkt, der in dieser Gestalt vielleicht nicht wiederkehrt. Sie wird daher von den Dichtern gleich der Fortuna personifiziert, als Frau Gelegenheit; und zwar leiht man ihr ganz besondere Züge; sie hat nur Haargelock an der Stirn; übersieht man's, daß man sie „nicht vornen dabei erwischt, so ist sie entwischt", denn „hinten zu ist sie kahl und nimmer zu haschen überall", sagt Fischart, und so erklären sich die sprichwörtlichen Wendungen: „die Gelegenheit am Stirnhaar oder beim Schopfe zu erfassen" oder „wenn die Gelegenheit dich grüßt, sollst du ihr danken" oder „Gelegenheit hat man nicht im Ärmel (in der Tasche)".

Und was bedeutet Gelegenheit für den Dichter? Für den handwerksmäßigen Dichter: den äußeren Anlaß wie die Bestellung für ein Fest u. dgl. m. Für den gewohnheitsmäßigen oder den Durchschnitts-Poeten den Anstoß, der die längst schlummernden, nur der Erweckung harrenden Vorstellungen in Bewegung setzt oder die schon fertigen Gedankenreihen in einen bestimmten Zusammenhang bringt; da ist denn tatsächlich diese letztere (äußere) Veranlassung recht unwesentlich; es gleicht da die Gelegenheit nur der leisen Berührung, deren das Perpendikel bedarf, um seine Schwingungen zu vollziehen, oder dem Schütteln des Baumes, von dem die reifen Früchte herunterfallen. Ist dies aber Gelegenheit im vollen (Goethischen) Sinne? — Gewiß kann der Dichter aus einem geringen Anlasse etwas Bedeutendes machen; um einen kleinen Punkt können sich die mannigfachsten und bedeutendsten Dinge kristallisieren; ein an sich unbeträchtliches Erlebnis kann in der Phantasie eine Menge Assoziationen auslösen. Aber das erschöpft den Begriff nicht.

Die Gelegenheit ist die ungesuchte Gunst der „gebietenden" Stunde, ist die eine starke Empfindung, welche das ganze Herz füllt und alles Denken durchdringt; es ist die lebensvolle Wirklichkeit, die zum Gestalten drängt, die Stimmung des Augenblickes, mag sie nun der Vergangenheit in wehmutvoller oder freudiger Erinnerung, mag sie dem heißen oder bitteren Gefühl der Gegenwart oder der hoffnungs- oder verzweiflungsreichen Zukunft sich zuwenden. Gelegenheit ist somit Wahrheit im Leben und in der Kunst. Wenn z. B. die Anakreontiker,

wie Gleim, von Liebe und Wein sangen und dabei im Philisterschlafrock beim Glase Wasser daheim in der Stube saßen und sich entschuldigen zu müssen glaubten, weil die Dichtung zu lose und leichtsinnig sei, während der Charakter und der Lebenswandel sich der Ehrbarkeit befleißigten, so sind aus solcher künstlichen Mache auch keine Blüten von dauerndem Werte entsprossen. Es ist Getändel mit unwahren Gefühlen. Gelegenheitsdichtung aber ist Bekenntnisdichtung. Sie sagt nichts, was nicht auch innerlich erlebt ist, mag sie auch die Formen wechseln, wenn sie das Alltägliche abstreift und das Persönliche zum Allgemeinen erhebt. Denn darauf beruht das tiefste Geheimnis des dichterischen Schaffens, darauf zielt das Goethesche Wort: „Er kann dem Augenblicke Dauer verleihen".

Das von einer Empfindung übervolle Herz ist jener Quell, der in der Gelegenheitsdichtung wie im Volksliede sprudelt und rauscht und uns unwiderstehlich mit sich fortreißt. Dem gegenüber steht die Reflexion, die sich künstlich und absichtlich in einen gesuchten Zustand, in eine gemachte Stimmung hineinversetzt. Jene gestaltet, diese redet; dort herrschen Gefühl und Phantasie, hier walten Rhetorik und der kühle Kopf. Dort ist die Anschauung und Gedanken durchsättigende Stimmung dasjenige, was zur Äußerung drängt, hier die Überlegung, die Betrachtung, das Pathos, das von Bild zu Bild eilt. Dort herrscht vielfach ein Schöpfen aus dem Unbewußten, ein Andeuten, das zwischen den Zeilen zu lesen aufgibt, etwas Ahnungsreiches, Geheimnisvolles, hier ein bewußtes Geradeheraussagen und gekünsteltes Haschen nach Vergleichen und Gegenbildern. Die Gelegenheit beim Lyriker ist Stimmung.

Hiernach scheiden sich die Lyriker aller Zeiten, wenn man von den episch-lyrischen Dichtungen absieht. In Griechenland haben wir den großen Gedanken- und Wortkünstler Pindar und andererseits die Gelegenheitsdichter, die von Gefühl und lebendigster Anschauung durchdrungen sind: Tyrtaios, Kallinos, Alkaios, Sappho u. s. w. Sie überwiegen, bis dann das Epigramm die Betrachtung und die direkte verstandesmäßige Aussprache einer Stimmung zur Herrschaft bringt.*) In Rom bieten die großen Elegiker Beispiele für beide Arten der Lyrik; für die Gelegenheitslyrik besonders Catullus, bei dem sich das Gefühl

*) Vergl. meine Auswahl „Griechische Lyriker". 2. Aufl. Leipzig, Freytag 1904.

unmittelbar in dichterische Form umsetzt.*) In der deutschen Dichtung des Mittelalters wissen dem Augenblicke Dauer zu verleihen: Walther und Neidhart, in Übergangszeiten Christian Günther, dann Klopstock, Goethe, der uns erst die höchste Offenbarung der Lyrik darbietet, Uhland, Eichendorff, Mörike, Wilh. Müller, Heine, Hebbel, Storm, Groth, Keller, Liliencron u. a. Schillers Größe liegt in der Ballade und in der Gedankendichtung, die er aber auch — wie im Liede von der Glocke — mit lebensvollen Bildern und mit tiefem Empfinden zu füllen weiß; er hielt für sich nicht viel von dem Erleben des Augenblickes in der Wiedergabe durch das Gedicht; so war ihm das schöne Stimmungsgedicht „die Ideale“, das doch geboren ist aus der Fülle der eigensten Herzens- und Lebensanschauung, „zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können“; obwohl er selbst bekennt, daß es die Empfindung, aus der es entsprungen sei, auch mitteile.

Rhetoriker, die ein Gefühl gerade heraus zum Ausdruck bringen und darüber reden, Reflexionsdichter sind durchweg die politischen Lyriker des 19. Jahrhunderts, ferner Rückert, Platen, Geibel — mit wenigen Ausnahmen — und viele andere.

Doch veranschaulichen wir uns das Gesagte des näheren an zwei Beispielen! Nehmen wir aus dem Altertum Horaz, aus der neueren Zeit Goethe!

Was Horaz seinen Wert auch für die Jugend gibt, ist nicht die Stimmungslyrik, die aus der Gelegenheit geboren ist, sondern jene Kunst, auf einen geringen äußeren Anlaß hin, der selten weiter ausgesponnen wird, geschweige denn, daß er mit seinen Gefühlen das ganze Denken durchdringe, Perlen von anmutigen Reflexionen aneinander zu reihen. Gewiß tritt uns auch in diesen eine höchst sympathische Persönlichkeit entgegen: voll warmen Empfindens für die hohen Güter des Lebens, für Vaterland und Sittlichkeit, für die Reize der Landschaft und der Jahreszeiten, für ländlichen Frieden und Genügsamkeit, für Freundschaft, Liebe und Wein, kurz ein durchaus von antikem Maß beherrschter Mann, der gleichweit von Strebertum, Genußsucht und Frivolität wie von stoischer Askese und von Tugendstolz entfernt ist; aber die konkreten Anlässe und Ereignisse und vor allem deren Durchführung durch alle Vorstellungen des Gedichtes finden wir selten. Es ist

*) Vergl. meine Auswahl „Römische Elegiker“. 2. Aufl. Leipzig, Freytag 1905.

charakteristisch, daß wir sogleich im ersten Gedichte, wenn wir die beiden Anfangs- und Schlußzeilen streichen, die an Maecenas gerichtet sind, eine ganz allgemein gehaltene Betrachtung über die verschiedenen Bestrebungen der Menschen haben, ebenso, wenn wir von den beiden ersten Strophen des dritten Gedichtes, die dem Vergilius glückliche Reise wünschen, absehen, in den übrigen acht das Thema von der Tollkühnheit des Himmel und Meer stürmenden Menschen behandelt finden. Aber es wäre übereilt, Horaz lediglich als Reflexionsdichter zu charakterisieren, im Hinblick auf die Römeroden und auf die übrigen alle, welche mehr einen allgemeinen Satz in graziöser Form auseinanderlegen, als daß sie singen und sagen von dem, was das Innerste bewegt, und bei denen der „Perpendikelanstoß" gar keine Rolle spielt, sondern der Gedankengehalt vorherrscht, mag er nun den stoischen Tugendhelden als König preisen (II 2) oder den Gleichmut (II 3), das Maßhalten in der Trauer (II 9), die goldene Mittelstraße (II 10), die Seelenruhe (II 16), die Genügsamkeit, die Macht des Weines (I 18, III 21 u. a.), die Unsterblichkeit des Liedes und des Besungenen (III 30, IV 8. 9). Die Stimmung des Augenblickes, der Gelegenheit, blitzt doch auch auf — nicht nur in politischen, von besonderen Ereignissen eingegebenen (wie auf Aktium, auf Oktavian, die Neronen u. s. w.), auch nicht nur in den Frühlingsliedern mit ihren gemischten Gefühlen, wie sie der Gedanke eingibt, es könne auch der letzte Lenz sein, sondern auch in den Liebesliedern wie I 8. 16 u. a., in Freundschaftsepisteln an Maecenas (I 20, II 17, III 8, IV 11), an Septimius (II 6), in der Tröstung an Vergilius beim Tode des Quintilius (I 24), in des Sängers Gebet an Apollo (I 31), in den Gedichten an Iccius (I 29), an den heimgekehrten Pompeius (II 7), auf den Unglücksbaum, der ihn beinahe erschlug, über seinen Ruhm (III 30, II 20) u. s. w. Wir können auch hier wieder sagen: bei jeder Gelegenheit mischt sich doch die Betrachtung ein und gewinnt selbständige Bedeutung; z. B. in III 29: welche herzliche Einleitung voll warmen Gefühles und lebendiger Anschauung, und dann welche — freilich wundervolle — Gedankenkette, die sich ganz ins Allgemeine verliert!

Wie ist es nun bei Goethe?

Hören wir ihn selbst: Er schreibt einmal: „Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im

unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte". Goethes Lieder entquollen seinem Herzen mit innerer Nötigung; sie waren Beichten, innerste Bekenntnisse, ja geradezu elementare psychische Entladungen. Und das Große bei ihm ist, daß auch in dem unwiderstehlichen Drange des Gefühles, in der freudigen oder schmerzlichen Regung, ja sogar in der leidenschaftlichen Wallung er das Gärende zu klären und so — „dem Augenblicke Dauer" d. i. allgemeine, typische Geltung und tiefe Wahrheit zu leihen wußte. „So läßt sich — wie Bernays sagt — in den zarten Lauten Goetheschen Liedes der innere Widerstreit der Leidenschaft nur vernehmen, um in ihnen aufgelöst und beschwichtigt zu verklingen". Daher entspricht der Fülle der dichterisch fruchtbaren Augenblicksstimmungen die Fülle der mannigfaltigen Formen. Wie ermüden bei vielen Dichtern die gleichklingenden trochäischen Vierzeilen! Bei Goethe baut sich die dichterische Seele jedes Gedichtes den ihr allein entsprechenden Körper. Form und Gehalt sind unlöslich eins. Und wie ist alles Bild und alles Gefühl zugleich! Das Herz des Dichters klopft in allem, was er bildet; es durchdringt mit seinem warmen Leben auch alles Leblose. So tragen den Stempel des Augenblickes und überströmen auch mit seelischer Stimmung die Natur die Friederiken-Lieder „Willkommen und Abschied", „Mailied" und, voll kühner, unmittelbarster Improvisation, „Wanderers Sturmlied"; „An Schwager Chronos", sowie die Lili-Lieder „Neue Liebe, neues Leben", „Herbstgefühl", „An Belinden"; man vergleiche „Auf dem See" mit Klopstocks rhetorisch reflektierender Ode „Der Züricher See", und man betrachte, nein versenke sich in die Perlen „Wanderers Nachtlied", „Rastlose Liebe", „Harzreise im Winter". Ja auch, wenn Goethe allgemeine Betrachtungen an die Beobachtung anknüpft, so haben sie doch nicht das Zeichen längst fertiger, nur durch den äußeren Anlaß geweckter Vorstellungen, sondern die Gedanken erwachen naturgemäß auf dem Boden des wirklichen, inneren Erlebnisses. Wer empfände dies nicht deutlich z. B. beim „Gesang der Geister über den Wassern", bei „Ilmenau", „Zueignung" u. a.? Das im einzelnen zu verfolgen, ist ungemein fruchtbar; es führt eben in die Tiefen des dichterischen Schaffens, in die Tiefen des Bewußten und Unbewußten.

Eine wunderbare Kraft der Unmittelbarkeit in Anschauung und Gefühl ist Goethe bis in sein hohes Alter getreu geblieben; wie es auch da noch in seinem Innern stürmte und wie er den Sturm zu bändigen vermochte, das zeigt so manches Lied des Westöstlichen Divans oder die „Trilogie der Leidenschaft“.

So hat Goethe den Begriff des Gelegenheitsgedichtes durch die Tat zu einer Höhe erhoben, wie sie nicht wieder erreicht wurde; am nächsten sind ihm unter den Späteren Mörike und Storm gekommen. — —

Sind nun aber auch Horaz und Goethe in der dargelegten Beziehung Gegensätze — auch nicht einmal sich ausschließende Gegensätze — indem jener den Typus eines reflektierenden, dieser den des Gelegenheitsdichters darstellt, so ist es doch nicht unnützlich — namentlich wenn man den „Tasso“ Goethes im Deutschen und Horaz in der Lateinstunde behandelt, — diese beiden Dichter als Vertreter des Altertums und der Neuzeit, auch nach anderen Richtungen hin, miteinander in Beziehung zu setzen, wenn auch nur andeutungsweise.

Wem fielen nicht beim Verhältnis des Horaz und des Maecenas die Worte im „Tasso“ (Akt I, Sz. 1) ein: „Es ist vorteilhaft, den Genius bewirten; gibst du ihm ein Gastgeschenk, so läßt er dir ein schöneres zurück“? Und war nicht auch in Horaz lebendig das Wort der Prinzessin: „Was man ist, das blieb man andern schuldig“? Bei ihm, der voll tiefer Pietät seinem Vater alles dankt, was er geworden?

Wir finden bei Horaz ferner Liebeslieder von verhaltener, keuscher Glut, voll Grazie und Innigkeit, vor allem III 9, auch Hetärenlieder wie das empfindungsvolle Epod. 15. Im „Tasso“ schildert Leonore die verschiedenen Erscheinungsformen der Liebe (Akt I 1): die geistig-sinnliche mit den Worten: „Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er ein einzig Bild in allen seinen Reimen. Bald hebt er es in lichter Glorie zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend vor dem Bilde; dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach ... Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall, füllt er aus einem liebekranken Busen mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft“. Die sinnliche Liebe mit den Worten: „Ein solcher tobt — frevelhaft von einer Brust zur andern hin und her; er heftet sich an Schönheit und Gestalt .. mit süßem Irrtum fest und büßet . . schnellen Rausch mit Ekel und Verdruß“. Die rein geistige Liebe zeigt mit ihrem gedämpften Empfindungsleben die Prinzessin, die nur das Höchste liebt, was wir lieben können, was es aber nicht gibt,

ein Ideal! Ihre Neigung ist — wie Leonore (III 3) sagt — „ihren anderen Leidenschaften gleich: sie leuchten wie der stille Schein des Mondes .. „sie wärmen nicht und gießen keine Lust noch Lebensfreud' umher."

Goethe ist der Meister des Liebesliedes, des suchenden, gewinnenden, besitzenden oder des verzichtenden. Horaz ist auch hierin viel einförmiger und unpersönlicher. Anmutig ist I 8, wo der Sybaris, seit er in Lydias Banden gefesselt ist, nicht wieder zu erkennen ist, keine Freude mehr am Reiten, Ringen und Schwimmen hat, sondern einsam, ein Weichling, umhergeht. Man könnte, dem humorvollen Inhalt gemäß, mit Goetheschen Worten darüber schreiben: „Die Verwandlung, ach wie groß! Lydia, Lydia, laß ihn los!"

Aber wie die Liebe im Laufe der Jahrhunderte, von Horaz bis Goethe, einen ganz anderen Charakter angenommen hat, ja zur Liebesmystik im Liede geworden ist, so sehen wir auch den Abstand in dem Verhältnis der beiden Dichter zur Natur. Im Ansatz haben wir alles bei Horaz: die Lenzesfreude, die Winterwehmut, aber auch den sentimentalen Gedanken, daß die Frühlingswinde den Frohen zum letzten Male umfächeln könnten; wir haben die Freude am Landleben, am Idyllischen, ja auch mit elegischen, bewußt den Gegensatz zwischen Natur und Kultur hervorkehrenden Regungen (Epist. I 10, Epod. 2). Wir können auch bei Horaz beobachten, wie sich die Natur immer mehr aus dem Mythos loslöst, wie das Landschaftliche und Elementare auch allein seine Bedeutung gewinnt (Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick", vgl. Diffugere nives, redeunt iam gramina campis Arboribusque comae). Hie und da begegnen auch poetische Beseelungen, z. B. in den schönen Zeilen: caret ripa vagis taciturna ventis. Und Goethe? Löste er sich nicht auch erst allmählich von den Fesseln des durch die Anakreontiker so beliebt gewordenen mythologischen Apparates los? So daß nach der Leipziger Zeit nicht mehr so oft der Zephyr säuselt oder Luna ihr Licht spendet oder die Oreaden und Dryaden tanzen, Hesperus herniederblickt u. s. w., sondern die Naturerscheinungen selbst von freier, dichterischer Beseelung erfüllt werden? Eine ungeheure Entwickelung des seelischen Lebens liegt zwischen den Naturoden des Horaz und den bis ins einzelne hinein die Naturerscheinungen mit Stimmung füllenden Goetheschen Liedern. Man

versuche einmal, in horazische Weisen Gedichte wie „Der Fischer", „Das Mailied", „An den Mond", „Herbstgefühl" zu übertragen! Oder man nehme Zeilen wie im „Tasso": „Schon erquickt uns wieder das Rauschen dieser Brunnen; schwankend wiegen im Morgenwinde sich die jungen Zweige; die Blumen von den Beeten schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der blaue Himmel ruhet über uns, und an dem Horizonte löst der Schnee der fernen Berge sich in leisen Duft". Beim antiken Dichter ist alles plastischer, mehr Vordergrund als Ferne, beim modernen romantischer, voll Sehnsucht, voll Weite und Tiefe, die ins Ahnungsreiche, Dämmerige übergeht.

Horaz bleibt auch in der Empfindsamkeit des die Einsamkeit und Stille der Natur suchenden Städters immer noch naiver und objektiver als der moderne Lyriker. Aber er weiß sehr wohl, wie der Dichterberuf ihn absondert von dem großen Haufen (I 1), und wie die Musen ihm auf ländlicher Flur Holdes zuflüstern (IV 3), ja wie er unter ihrem besonderen Schutze steht (III 4); ihn beglückt die benigna vena ingeni, er möchte sie um keinen Preis vertauschen. So empfindet er tief innerlich die Weihe des Dichterberufes und kennt auch dessen Macht, die Unsterblichkeit zu leihen vermag, während der Unbesungene vergessen bleibt (IV 9 Ne forte credas interitura etc.). — Wie schwelgt Leonore in ähnlichen Gedanken (III 3): „Wie reizend ist's, in diesem Geiste Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?" Ist das nicht das horazische Caelo Musa beat? „Dich nennt dein Vaterland" — fährt sie fort — und sieht auf dich: das ist der höchste Gipfel jedes Glücks . . . Das, was vergänglich ist, bewahrt sein Lied." . . .

Horaz vergleicht (IV 2) die geniale Kraft Pindars mit dem Strom, der vom Gebirge herab sich stürzt und in tiefem Bette dahinbraust; ihn nährten (aluere) die Regenwasser, daß er anschwoll über die gewohnten Ufer; man wird gemahnt an die Goethischen Zeilen in „Mahomets Gesang", und doch springt in jedem Wort die Steigerung des individuell charakteristischen Empfindens und des Ausdruckes hervor: „Seht den Felsenquell, Freudehell Wie ein Sternenblick! Über Wolken Nährten seine Jugend Gute Geister Zwischen Klippen im Gebüsch, Jünglingsfrisch Tanzt er aus der Wolke Auf die Marmorfelsen nieder" . . .

Auch Horaz empfand als schaffender Mensch, als berühmter Dichter die Bisse des Neides (dente mordeor invido) oder die Zudringlichkeit der Streber; er kannte auch das Schwanken zwischen Selbstvertrauen und Verzagen. „Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint, — heißt es im „Tasso“ (III 4) — ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks“.

Aber Horaz ist ein durch und durch gesund fühlender und denkender, nicht mit Grübeln sich selbst quälender Mensch; er vertritt eine naiv gesunde, schlicht natürliche Lebensauffassung, und dadurch trifft er vielfach mit Goethe zusammen.

V.

Zur Behandlung Goethes in Prima.

1. „Adler und Taube."

Namentlich von Goethe gilt es, daß seine Gedichte erst durch Erläuterung ihrer Entstehungsgeschichte und seiner derzeitigen Grundstimmung zu vollem Verständnis gelangen. Denn was er dichtete, war innerstes Erlebnis, war Bekenntnis. Dichter und Philosoph haben ja das gemeinsam, daß sie in den Kern der Dinge eindringen, daß ihnen das Vergängliche nur ein Spiegelbild des Unvergänglichen ist. Wie der Philosoph von der Erfahrung zum Gesetz aufsteigt, so ruft der Dichter „das einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt". Aus der Blüte des Sinnlichen (Tatsächlichen) entwickelt sich die Frucht des Geistigen (die Idee).

Veranschaulichen wir uns dieses an einem Beispiele! — — „Adler und Taube" von Goethe handelt von Tieren, wird also nach dem üblichen Schema mit der Spitzmarke „Fabel" versehen und wo möglich schon in einer der unteren Klassen abgehandelt, und damit ist es abgetan. Aber man liest das Gedicht auch in Prima. Und mit Recht. Doch ob man es immer auch recht gedeutet hat? Ich zweifle daran, z. B. wenn ich das treffliche Buch von Friedrich Zimmermann (Goethes Gedichte in Auswahl. Gotha, Perthes) darnach befrage.

Setzen wir also den Fall: wir haben das Gedicht gelesen und uns erfreut an der sprachschöpferischen Kraft der besten Jahre des jungen Dichters, die in Neubildungen und kecken Metaphern hervortritt, an den flotten Rhythmen, an der Sicherheit der Linienführung, an der Anschaulichkeit und Anmut der Darstellung und suchen nun in den Kern selbst einzudringen und von da aus weitere Kreise der Betrachtung über die Lebensanschauung des Dichters selbst, ja über das Wesen des Genius überhaupt zu ziehen.

Man hat „Adler und Taube“ ein Idyll genannt; so Zimmermann. Ist dies im Sinne des Dichters? Erkennt wirklich dieser, wie Zimmermann meint, „die vom Tauber vorgetragene Moral“ an? Ist wirklich „das wahre Glück“ Genügsamkeit? Ist sie der Weisheit letzter Schluß, das höchste zu erstrebende Ziel des Menschen?

Die Zufriedenheit, die „überall genug hat“, ist sicher eine Wurzel des Wohlgefühls, aber auch — die Wurzel schlechthin?

Gewiß wird, wer viel begehrt, auch viel entbehren, und dieses Gefühl ist schmerzlich, voll Unruhe; dagegen wer frei von Gier und Leidenschaft, von Wunsch und Sorge ist, der wird von Dichtern aller Zeiten, besonders von Horaz, als ein glückseliger, ein beatus gepriesen. Gewiß hat auch Goethe manche idyllische Züge in seinen Dichtungen und zeigt einen lebendigen, aufgeschlossenen Sinn auch für das Kleine, Unscheinbare, für trautumschränkte Enge; man denke an „Hermann und Dorothea“, an „Werther“, an den „Wanderer“ mit dem reizvollen Bilde am Schlusse: „Kehr' ich dann am Abend heim zur Hütte, Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl, Laß mich empfangen solch ein Weib, den Knaben auf dem Arm!“

Kann man auch „Adler und Taube“ zu diesen Bekenntnissen zählen? Ist es ein Idyll, d. h. ein Bild stillen Friedens, harmlosen, seligen Genusses?

Nein, und abermals nein! Mag auch noch so lockend und anmutig klingen, was der Tauber spricht:

Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Tau,
Pflückst aus dem Überfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell . . .

Wenn das Gedicht ein Idyll sein soll, so könnte man es höchstens eine „tragische Idylle“ nennen, wie Goethe die Laokoon-Gruppe deutete. Durch das Gedicht weht trotz aller Anmut eine herbe Luft. Es ist ein bitter grausames Geschick, das es uns schildert. Wer empfände

nicht Mitleid mit dem „Adlersjüngling", dessen Schwinge der Sehnkraft beraubt ist und der nun am Boden daherkriechen oder daherflattern muß? Wer lächelte nicht über das Taubenpaar, das der Dichter so meisterlich vor uns hinstellt, mit dem Liebeln und Buhlen und Rucken und mit der „Selbstgefälligkeit", die diesen Vögeln eigen ist? Und wer behält das letzte Wort? Nicht der Tauber, sondern der Adler: „O Weise! . . O Weisheit! Du redest wie eine Taube!" Kann der Schmerz einen stärkeren Ausdruck finden als in der Zeile: „Und tief ernst versinkt er tiefer in sich selbst" . . ? Nur in sich findet der Adler schließlich mit bitterer Resignation den Frieden, den der Tauber ihm nicht geben kann.

Das Gedicht gibt viel zu denken.

Was bedeutet der Adlersjüngling? Es ist der jugendliche Genius, der voll Vertrauen zu sich selbst und zu der Welt „die Flügel hebt"; er möchte ein hohes Ziel erreichen, er möchte erringen, ja wie einen „Raub" erbeuten das Glück des Ruhmes, das ihm so sonnengolden winkt. Da trifft ihn ein Mißgeschick. Wie können wir dies deuten? — Die erste große Enttäuschung wird ihm zu teil; wie ein Schlag aus heiterer Höhe, wie der Pfeilschuß eines unsichtbaren Jägers streckt es ihn nieder: er hatte zur Höhe aufsteigen wollen und wird in die Tiefe hinabgeschleudert. Er glaubte sein Wollen und Können gekrönt, und er sieht es scheitern. Woran? An dem tragischen Widerstreit von Wirklichkeit und Phantasie. Was dem Genius als Ideal vorschwebt, das erreicht er doch nie; das naivere Talent begnügt sich, das Genie strebt über sich hinaus; es macht bitterschwere Entwicklungskrisen durch, und wenn etwas vollendet ward, findet der Genius es eben erst angefangen. „Ein Vollendetes hienieden wird nie dem Vollendungsdrang". Und doch seufzt der Jüngling zu Sais: „Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?" Unbegrenzt ist das Streben und Ringen, aber der Erfolg —? Wer alles studiert hat, er klagt mit Faust: „Und sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen". — Mit vollen Segeln fährt der Jüngling hinaus ins Leben: da nahen die Stürme und treiben ihn in den Hafen zurück. Er glaubte, etwas Großes, Stolzes zu vollbringen; aber der Frühling hat noch keine reifen Früchte. Selten gelingt in jungen Jahren ein Meisterstück. Da faßt den Armen die Melancholie des Unvermögens, der menschlichen Beschränkung. Er dünkt sich so

groß und ist doch so klein. Er sah den blauen Himmel offen, er sah die Sonne des Glückes strahlen — „Ach, daß kein Flügel mich vom Boden hebt!" . .

So wandelt sich das Selbstgefühl in Mißtrauen zu sich selbst, in Mißmut, Verzweiflung. Je tiefer die Natur des Menschen ist, desto schwerer trägt er an solchen Fesseln, die ihm die irdische Beschränktheit anlegt. Die Genies tragen den Zug des Leidens neben dem des sieghaften Triumphes. In ihre Lorbeerkrone schlingen sich die Dornen. Vom Himmel kommt das Genie, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd.

Aber diese Erdenschwere drückt. Der Genius ringt heiß mit diesem Schmerz über die eigene Unvollkommenheit und Schwäche oder auch über die Leidenschaft, die zu weit ihn fortriß, die des Zieles, des „Raubes" schon sicher sich wähnte und dann einer desto herberen Enttäuschung weichen mußte.

Der Titanenstolz und Titanenmut wird gebändigt, wird in die von der Natur gesetzten Grenzen zurückgewiesen. Aber es schmerzt den Prometheus, an den Felsen geschmiedet zu sein, es schmerzt den Adler, „an Qual zu zucken" mit zerschnittener Sehnkraft.

Oder des genialen Menschen Wollen und Können scheitert an äußeren Verhältnissen: an der Not und Armut und Sorge um das Alltägliche. Er ist eingespannt an den Pflug niedriger Arbeit, wie Pegasus im Joche; er muß Frondienste tun; anstatt sein Inneres ausreifen zu lassen, muß er künstlich die aufsteigenden Gedanken totschlagen, seine reichen Empfindungen und Ideen unterdrücken; er muß Handwerker sein, wo er Künstler sein könnte; er gewinnt den ihm gebührenden Platz an der Sonne nicht; alles in Amt und Beruf engt ihn und drückt ihn; er muß erwerben, um Mammon dienen, obwohl er sich als König im Reiche der Geister dünkt. Wie der Adler „unwürdigem Raubbedürfnis" nachgeht, mühsam am Boden sich hinweghebend, muß er wie ein Alltagsmensch trachten nach Atzung und Kleidung. Er muß seine Gaben verzetteln, sein Talent in kleinen Münzen ausprägen; ihm ist es, als ob er sich selbst ungetreu werde, wenn er unter sich selbst herabsteige; es packt ihn die Angst, die Zeit zu versäumen, die noch an gesunder Kraft ihm gegeben ist, und nimmer das, was im Innern lebendig ist und zum Lichte drängt, auszugestalten, nimmer seinem Volke das sein zu können, wozu er berufen und was

zu leisten er gewillt ist. Da knirscht er wohl, wie das edle Pferd in den Zügeln schäumt, die es zurückhalten. In seiner zartorganisierten, feinfühligen Seele empfindet er alles doppelt schwer; was anderen vielleicht nur ein Nadelstich ist, das bedeutet für ihn einen Keulenschlag, einen Pfeilschuß, der ihn lähmt für Stunden, für Tage, vielleicht für immer.

Die Geschichte unseres Geisteslebens ist reich an genialen Menschen, die, früh gebrochen, nie zur vollen Entfaltung kamen, die unter dem Drucke der Not sich aufrieben und schließlich erlahmten, wie der Adler, der da „ruht tieftrauernd auf dem niedern Fels am Bach; er blickt zur Eich' hinauf, hinauf zum Himmel, und eine Träne füllt sein hohles Auge".

Schlimmer als Not und Armut ist der Unverstand der Menge, der dem Genius die Wege versperrt und die Flugkraft lähmt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst". Wie soll also die große Masse etwas anderes lieben und würdigen als das Mittelmäßige, als die gewöhnliche Durchschnittsware? Wie soll sie ein Verständnis haben für das Überragende, das Geniale?

Alles Neue, wenn es wahrhaft groß ist, wirkt zunächst überwältigend und verblüffend. Nur einer kleinen Minderheit öffnet sich Sinn und Auge für die Offenbarung des Genies.

Die Geschichte lehrt es zu allen Zeiten auf allen Gebieten. Religionsstifter höhnte und kreuzigte man, Entdecker und Erfinder, Befreier der Menschheit von Wahn und Irrtum kerkerte man ein oder verbrannte sie. Das Leben eines Genies ist mit Kampf wider den Unverstand, ist mit Leiden gesättigt; dem Lebenden wird selten der Lebende gerecht; Überschätzung und Unterschätzung sind das Übliche; Eifersucht und Neid walten vor; wenn es zu spät ist, trauert man an Gräbern und Denkmälern. Wie haben deutsche Dichter gelitten (Bürger, Schiller, Hebbel, Kleist u. s. w.), wie spät sind große Künstler erst erkannt worden (Bach, Beethoven, Böcklin)! In Unglück und Wahnsinn sanken viele der reichsten und edelsten Menschen dahin. Männer der Tat sind auch Männer des Kampfes, Kampf aber wirkt Erbitterung, Verkennung, Haß. Von Miltiades bis auf Bismarck bewahrheitet es sich: Undank und Unverstand sind die Münzen, mit denen die Welt lohnt. „Sollen dich die Dohlen nicht umschrein, mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein".

Die Fortschritte der Menschheit sind langsam; sie reift zu höheren Ideen erst ganz allmählich; ein neuer Gedanke kostet oft Ströme Blut. —

Das Gedicht „Adler und Taube" ist somit eine herzbewegende Klage über die Tragik des Menschenloses, in dem die Größe eng verbunden ist mit Leiden; die Sonne leuchtet wohl, aber schafft auch dunkle Schatten. Es ist ein Protest wider Philister- und Banausentum. Denn dies ist durch die Tauben vertreten.

Sie gehen im Sinnengenuß auf, sind voll Mutwillen, wandeln nickend daher, rucken einander an, „ihr rötlich Auge buhlt umher". Der Tauber schwingt sich „neugiergesellig" zu dem Adler hin und blickt ihn „mit Selbstgefälligkeit" freundlich an.

Solche gewöhnlichen Naturen ahnen nichts von der Entfernung, die sie von dem Genius trennt; sie werden vertraulich, wo sie ehrerbietig und zurückhaltend sein sollten; sie sind neugierig und drängen sich unaufgefordert heran; sie spreizen sich wichtigtuerisch mit ihrer Klugheit und Lebenserfahrung, tun mitleidig, gefühlvoll. Aber was sie vorbringen, das kann den Unglücklichen weder fördern noch trösten. Sie haften immer am Boden; sie können aus dem engen Kreise ihrer niedrigen Anschauung nicht heraus. Der Sinnengenuß ist dasjenige, worum sich alles bei ihnen dreht. Nicht geht ihnen eine Ahnung davon auf, daß die Bescheidung und die Genügsamkeit, die sie predigen, im Grunde genommen nichts anderes ist als tatlose, wenn auch genußfrohe Trägheit, als Dumpfheit und Stumpfheit des inneren Sinnes, daß es ohne Unzufriedenheit für den tätigen Menschen keinen Fortschritt gibt, daß die Fesseln nur sprengt, wer sie als solche empfindet, daß ohne Ehrgeiz, ohne das beseligende Gefühl, Bleibendes zu schaffen, ohne die Vorahnung kommender Jahrhunderte niemand ringen und streben und kämpfen und — leiden würde*), daß die Genügsamkeit, die überall genug hat, auch zum Laster werden kann, denn in ihr wurzeln Selbstzufriedenheit, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Energielosigkeit; ein unnütz Leben aber ist kein Leben mehr, sondern Tod.

So denkt denn auch der Adler bei sich, wie er den Tauber hört:

---

*) Vgl. Cic. Tuscul. I § 33: nescio quo modo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque animis et exsistit maxime et apparet facillime; quo quidem dempto quis tam esset amens, qui semper in laboribus et periculis viveret?

Rede nur, salbadere nur; von dir zu mir führt kein Steg; zwischen uns gähnt eine tiefe Kluft; du kannst mich nicht verstehen, und ich will dich weder belehren noch bekehren.

So versinkt er in schmerzliche Resignation.

Das ist also das Ende der Betrachtung, der tragische Beschluß genialen Strebens, das von den Widerständen der Welt zu Boden geworfen wurde.

So spielt sich in dieser „Fabel“, inmitten idyllischer Umgebung, ein tragisches Geschick ab. —

Inwiefern wird nun diese Auffassung des Gedichtes durch die Eigenart Goethes und durch die Stimmung jener Zeit seines Lebens, in der es entstand, gestützt? Wie fließen hier also persönliche Erlebnisse und allgemeine Gedanken zusammen?

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1773. Da stand der Götterjüngling in der jugendlichen Vollkraft seines Könnens, im Sturm und Drang, der ihn zu den Wolken trug, in einer gärenden Entwickelungsphase, in der die großartigsten Pläne und Entwürfe, von Faust, Mahomet, Prometheus, Sokrates, Cäsar, in seinem Kopfe ihr Wesen trieben und zur Gestaltung drängten. In diesem Hochgefühl keimender Gedanken konnte er unmöglich auf dem Boden der Tierfabel in dem genügsamen und im Sinnengenuß sich bescheidenden Tauber sein Ideal suchen, sondern der Adler allein, der König der Befiederten, ist sein Sinn- und Ebenbild. Und wer ihn in jenen Tagen gesehen, den Herrlichen, Einzigen, der mußte bewundern und lieben diesen „Adlersjüngling“, der stolz und hehr auftrat „mit einem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen voll Götterblicken, ein echter Geisterkönig“, wie Wieland ihn charakterisiert.

Die freie, volle Menschlichkeit war sein Ideal in der Dichtung, wie im „Götz“, und im Leben. Er sprühte von geistigem Feuer und von Jugendlust; welche Glut lodert in den Liedern an Friederike, und welche ungestüme Kraft der Genialität gibt sich in allem kund, was Goethe in jenen Tagen schrieb! Aber je ungebärdiger der junge Most sich oft darbot, desto mehr Widerstände und Hemmungen empfand der Feuerkopf auch allerorten. Gar manches lähmte die Flugkraft des jungen Adlers; ja wäre nicht oftmals „allgegenwärt'ger Balsam allheilender Natur“ wirksam gewesen: die Wunden, die ihm geschlagen wurden, hätten zum Verbluten geführt. Nach den wundervollen Straß-

burger Jahren wieder eingeheimst, klagt er 1772 — in einem Briefe an Salzmann — über das „Nest“ Frankfurt, „das leidige Loch, die spelunca“.

In all dem Drängen und Stürmen seiner heißen Seele empfand er überall die Schranken, die ihn einengten. Schranken im elterlichen Hause, infolge der Pedanterie seines Vaters, der den Seinen immer fremder wurde, Schranken in Gesetz und Gesellschaft, in Sitte und Brauch, in Staat und Kirche. Nach Freiheit lechzte sein junger Geist, und überall fand er jenes matte, dumpfe Behagen kleinbürgerlicher Seelen, die genug haben, wenn für die äußeren leiblichen Bedürfnisse gesorgt ist, oder Selbstsucht und Gehässigkeit. Träge floß der Strom des öffentlichen Lebens dahin, und was in diesem seiner wartete, der juristische Beruf, die Tätigkeit eines Anwaltes: das konnte, zumal nach den Erfahrungen am Wetzlarer Reichskammergericht, ihn nimmer befriedigen. So gab es Zeiten, in dieser Werther-Stimmung des Jahres 73, wo er sich selbst verzehrte in Unmut und Mißbehagen, ja Verzweiflung. Er fühlte die Kraft seiner Schwingen. Aber wohin sollte er sie wenden? Und hob er sie, dann traf ihn des Jägers Pfeil. Bald war es die Liebe, die ihn zu den Wolken tragen wollte.

So war es bei Friederike, und dann kam die Enttäuschung über ihn, das Gefühl des Widerstreites zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen, des Genies und denen des Alltags; eine dämonische Natur wie er war nicht für eine Idylle geschaffen. So war es bei Lotte, aber in den Sternen stand es geschrieben: sie, die du liebst, kann nie die deine werden; Lottes Hochzeit war im April 73.

Bald war es der Gedanke an seine innere Bestimmung, die ihn quälte: war er zum bildenden Künstler oder zum Dichter berufen? Und auch hier stieß die Welt den Hochstrebenden immer wieder zur Erde hinab. Mochte der nicht neidfreie Hohn Herders oder der beißende Spott Mercks seine Seele verwunden oder die Torheit des Publikums, das er in der Kraftsprache jener Zeit voll Bitternis eine Herde Schweine nennt.

Er fühlte in sich den ganzen Schmerz der einsamen Größe. Tief entringen sich ihm die Seufzer: „Meine arme Existenz (er)starrt zum öden Fels“ oder: „Ich wandere in Wüsten, da keine Wasser sind; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen“.

Wer verstand ihn denn ganz? Und verstand er sich selbst? Verstand er die Welt? Rang er nicht unablässig mit sich, mit seinen dämonischen Trieben, suchte er nicht mit heißestem und schmerzlichstem Bemühen den Einklang zwischen Sinnenwelt und Geisteswelt und zwischen Wollen und Können? Genügte ihm der Erfolg des „Götz“? Wollte er nicht wieder neue Bahnen einschlagen?

Und wenn sein Geist die Tiefen des Seins zu erfassen suchte, voll Sehnsucht, voll Liebe, dann ward er immer wieder zurückgeschlagen in die Faustische Erkenntnis, das nimmer der erschaffene Geist ins Innere der Natur zu dringen vermag.

Je mehr er sich den Menschen erschließen wollte, desto mehr erkannte er, wie sie ihn doch nicht begriffen, wie sie doch mit seinem vollen Herzen nicht mitzufühlen vermochten. Und inmitten aller seiner Entwürfe und Hoffnungen sollte er sich begnügen mit einem — „Ämtchen“ in seiner spießbürgerlichen Umgebung? sollte der Prometheus an den Felsen geschmiedet, das Flügelroß an den Pflug gespannt, der Adler zum Leben eines Taubers verurteilt werden? Aus solcher Stimmung heraus dichtete Goethe seine Parabel „Adler und Taube“. Es ist ein Schmerzensschrei, eine Klage und Anklage voll tiefster Seelenqual. —

Aber — fragen wir uns zum Schluß — ist diese Idee oder besser: diese Stimmung des Gedichtes, die in schmerzlicher Resignation den Schluß der Weisheit sieht, von allgemeiner Gültigkeit, und war sie bei Goethe selbst das — Letzte? Nein. Sie bedarf der Einschränkung wie alles, was nur aus heißem Herzen geboren ist, ohne daß der kühle Verstand die Hitze dämpfte, und wie all unser Denken doch nur in Antinomieen befangen bleibt, sodaß das eine ebenso wahr ist wie sein Gegenteil.

Hat der geniale Mensch nur Forderungen an die Welt und keine Pflichten? Soll er nur sich ausleben? Und wo ist die Grenze zwischen Talent und — vermeintlichem Genie? Seit Nietzsche, der Apostel der Herrenmoral, geboten hat, die „Herdenmenschen“ schonungslos zu knechten und niederzutreten, dünkt jeder grüne Gesell, dem etwas Geist mitgegeben ward, sich „schon Übermensch genug“ und wähnt, die Welt sei nur für ihn da, zur Befriedigung seiner Instinkte und Launen.

Und andererseits: manches Talent und manches Genie wäre nimmermehr ohne den Druck der Not voll ausgereift; erst im Feuer erprobt sich das Gold; die egestas hat manchen, der in Müßiggang und Selbst-

genuß und Übermenschentum morsch und faul geworden wäre, erst zum Dichter oder Künstler oder Mann der Tat geschmiedet. So vergißt solch „Übermensch", daß nützlich wirken, im Dienste auch einer kleinen Pflicht, eines engen Kreises, die Grundlage wahren Menschentums ist, daß es auch heilsam gerade für die Entfaltung eines Talentes ist, das der Stille — nach dem Sturm — bedarf, sowie des fördernden Gegensatzes zwischen Berufsarbeit und selbsteigenem Schaffensdrange. Auch die Maschine kann nicht immer unter Volldampf stehen; auch der geniale Mensch kann nicht mit Hochdruck seiner Geisteskräfte arbeiten, wenn er sich nicht frühzeitig aufreiben will. Ungesucht kommen oft die erleuchtetsten Ideen; die der Pflichtarbeit abgestohlene Stunde ist oft fruchtbarer als lange Muße; plötzlich gelangst du über einen Berg, den du mit bewußter Arbeit nicht erklimmen konntest; leicht und behend fließen dir die Gedanken zu, die du einst vergebens zu rufen suchtest.*) Und wie oft ward es, besonders für Dichter und Schriftsteller, verhängnisvoll, wenn das Dichten und Schreiben zur — Berufsarbeit selbst wurde; wie mancher sank eben darum vom Künstler zum Handwerker und Vielschreiber herab! —

Mit Talent und Genie muß sich Charakter verbinden. Höher als der ästhetische — meist empfindliche und empfindsame — Mensch steht der ethische, der den Wunsch der Pflicht unterordnet, der auch von Widrigkeiten und Hemmungen sich nicht beugen läßt, sondern freudig schafft und des Getanen sich freut, weil er alles, was er tut — auch das Gewöhnliche — mit seinem Geiste adelt.

Nicht Nietzsche soll unser Ideal sein mit seiner kranken Philosophie des Immoralismus, sondern Goethe, der alle die dämonischen Mächte seines Inneren zu bezwingen wußte und in harten Kämpfen zur Harmonie sich durchrang. Er verstand aus eigenster Erfahrung, gärende Naturen (wie die Günthers); und kannte die Empfindungen des „Übermenschen-

*) So sagt mit dem ihm eigenen Feinsinn W. Münch in den „Anmerkungen zum Texte des Lebens" 2. Aufl. S. 186: „Du hast es dein Lebenlang mit Klage empfunden, daß du den Hauptteil deiner Kraft und deiner Zeit an Arbeit wenden mußtest, die dein Inneres nicht recht ergriff, deinen Geist nicht voll zu bewegen, deine Brust nicht auszufüllen vermochte. Und doch, es war wohl gut, daß du es so mußtest! Immer mit dem vollen Innern beteiligt sein, mit ganzem Sinn und ganzem Herzen, das zerstört das Herz zu leicht und auch das Leben. Und die guten, freien, hohen Gedanken gedeihen am ersten als Blüten zwischen gemeinem Blätterwerk".

tums"; auch er hatte Zeiten, wo er sein Glück nur mit sich selbst genießen wollte, stolz sich absondernd von der Menge, die ihn nicht begriff; aber die Göttin der Wahrheit wies ihm den rechten Weg, mahnte ihn „die Pflicht des Mannes zu erfüllen", seine Gaben in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, voll Demut, nicht in frevler Überhebung seinen Weg zu gehen, auf den er berufen. Sie rief ihm zu:

Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Das ist die Lösung jenes inneren Zwiespaltes, den das Gedicht „Adler und Taube" uns vorführte. Und so ward Goethe zum Adler, dem immer wieder die Schwungkraft der Flügel sich erneute, auf daß sie ihn emportrügen zu den lichten Höhen voll Morgenduft und Sonnenklarheit.

---

2. Goethes „Tasso", ein Dichterbild.

Jene Wundergabe des Dichtergenius, mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlief, den Urtönen der Menschenbrust jenen Klang zu verleihen, der ureigens aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele miterzittern und mitklingen läßt, diese Wundergabe hat man von alters her als eine göttliche gepriesen. Apollo und die Musen verleihen dies köstliche Geschenk. Melpomene weiht mit mildem Blicke ihre Lieblinge und gibt ihnen jene Kraft zu schauen, was andere nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was leidvoll in ihrem Busen sich regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von einzelnem und allgemeinem.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,

Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt? . . .

Des Menschen höchste Kraft offenbart der Dichter, wenn er aus dem wirren Durcheinander der irdischen Wirklichkeit das einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wenn er es zum Einklang, d. h. in die Form, in die Ausgestaltung zwingt, die seinem Wesen entspricht, seine wahre Realität herstellt. So wird der Dichter — der Bildner, Macher heißt das griechische ποιητής — zum Schöpfer, wie der ewige Schöpfer zum Dichter wird, wenn er uns seine höchsten Offenbarungen gegenüberstellt und sich hinter ihnen, wie auch hinter den geringsten, verbirgt. Sein Werk setzt der Dichter fort, wenn er uns die irdischen Dinge in ihrem Wesenhaften und Typischen darstellt und sie für sich selbst, wie für die sich verbergende Idee zeugen läßt.

In des Dichters Gemüt spiegelt sich die Welt, und so entwirft er ihr Bild, wie es sich in seinem Herzen umgestaltete, wie es Geist und Seele gewann, wie das Unzusammenhängende Zusammenhang fand, wie das Brüchige sich glättete, wie die Disharmonien sich lösten in harmonischen Akkorden. Er schaut mit klaren Augen den Dingen auf den Grund und enthüllt die Rätsel, die tief in des Menschen Brust schlummern. Uns ist es Offenbarung, ihm Erlösung. Wohl kaum gilt dies bei einem anderen Dichter in höherem Grade als bei Goethe.

Er dichtete sich von der Seele, was diese belastete, und wenn er nicht ähnliche innere Vorgänge erlebte, als er darstellen wollte, oder etwa die Fortsetzung des Begonnenen erforderte, so ruhte er und wartete ab, bis sein Erleben wieder gleichen Schritt gewann mit seiner Produktion. Dies können wir bei der „Iphigenie“ verfolgen, noch mehr aber bei „Tasso“. In beiden ist Frau von Stein die treibende Seele seines Denkens und Dichtens.

Der Stoff des „Tasso“ hat Goethe frühe schon beschäftigt. Ja schon als Knabe brachte er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater. Und später: wie viele merkwürdige, ja wundersame Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tassos!

Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach

dem Richterbarett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide fanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den bitteren Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt: das ewig unruhig, bald freudvoll bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundenen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben."

So hat Goethe in der Tat sein Herzblut in den „Tasso" hineinströmen lassen, und so ist dies Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was in Weimar ihn am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt als leiser Mißklang sich der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Gräfin ruft die Pflicht zu ihrem Gatten und dem Sohn zurück.

Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, von frühem Leiden verklärten Zügen neben der vollentfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin.

Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichterfreundin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato, aber auch die Gräfin ruht gern mit Ohr und innerem Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt." Ja, sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;

> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Das Reich des Dichters ist die ideale Welt, er schwebt in den lichten Höhen, wo die Götter thronen. Hat Zeus bei der Teilung der Erde ihm doch verheißen:

> Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
> So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Der Dichter vernimmt gleichsam die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen, Alltäglichen und findet das ewig Verwandte zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Er läßt die vergangenen Zeiten wieder erstehen, er bringt Einheit in lose Zusammenhänge. Er durchgeistigt das Starre, Tote. Der Fels, der Strom, das Meer gewinnt seelisches Leben unter seinem Zauberstabe, und was an Allgemeinbegriffen nur in der Phantasie der Menschen sich findet, dem verleiht er Gestalt und Leben. Da ist die Sorge ein graues Weib, die Hoffnung eine lichte Frauenerscheinung. Was andern gemein scheint, adelt er, denn er belauscht der Dinge geheimste Saat. Und andererseits, was die Menge schätzt, das wird vor ihm zu nichts.

So wandelt „der wunderbare Mann", von dem Leonore berichtet, „im eigenen Zauberkreise und zieht uns an, mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen. Er scheint sich uns zu nahn und bleibt uns fern . . . ."

So erscheint der Dichtergenius als das bevorzugte, überragende Menschenwesen, als der Götter Liebling, als der Günstling der Frauen. Denn füllt tiefe Neigung sein Herz, so windet er Blumen zum Kranz, oder „versteckt im Busche, gleich der Nachtigall, füllt er aus einem liebekranken Busen mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft. Sein reizend Lied, die sel'ge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach . . ."

So zieht der Dichter mit seinem heitern, mit seinem ernsten Liede die Menschen in seinen Bann, und diese Zaubergewalt, dieser Reichtum seines inneren Lebens beglückt ihn.

Aber eine selig-unselige Gabe ist ein gefühlvolles Herz. Es schließt Seligkeit in sich, denn es dringt tiefer, es genießt Wonnen und Freuden, die dem Alltagsmenschen ewig versagt bleiben; es vermag auch das Unscheinbare beziehungsreich zu deuten und zur Quelle innerlicher Befriedigung zu machen. Reiche Naturen pflegen vor allem gerne den Selbstgenuß, d. h. sie ziehen sich in die Einsamkeit zurück, wie Tasso nicht nur den bunten Schwarm der Menschen flieht, sondern auch den Kreis der Freunde, und lieber frei im Stillen mit seinem Geist sich unterhalten mag.

Gewiß wird der Dichter, wie jeder schöpferische Mensch, der Einsamkeit nicht entraten können; er muß sich sammeln, sich vertiefen, muß in der Stille sein Werk sich bereiten und reifen lassen, und es ist begreiflich, daß er strebt, „die goldene Zeit, die ihm von außen mangelt, in seinem Innern wiederherzustellen.“ Aber es gilt auch das weise Wort des Herzogs:

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muß er ertragen lernen. Sich und andere
> Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
> Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
> Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.

Nur blindes Lob verblendet, Tadel spornt an, treibt zu Höherem zu Höchstem. Und vor allem: wer nur sich selbst genießt, nur immer in sich selbst sich versenkt, der mißt nach eignem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Das Leben lehret jeden, was er sei. Erst im Strom der Welt, im Kampfe gegen alles Widrige bildet sich der Charakter, stählt sich das weiche Herz. Der dichterisch veranlagte, phantasievolle Mensch büßt zu leicht diese einseitige Veranlagung durch eine falsche Beurteilung der Menschen und der Verhältnisse; er fürchtet sie, weil er sie nicht kennt, und meidet sie, um sie nur noch mehr zu verkennen. So ist Tasso rasch fertig in seinem Argwohn, von Mißtrauen leicht befallen. Hat er — unordentlich, unpraktisch, wie er ist — einen Brief verlegt, so wähnt er schon Verräterei, Absicht, Tücke. Das Geringste, was ihm gegen Wunsch und Willen geschieht, bringt ihn in Harnisch, macht ihm böse Stunden; seine Phantasie schafft Ungeheuer, sieht Gespenster, wo andere, minder Empfindsame, minder

Empfindliche mit gelassenem Lächeln, mit Achselzucken nur harmlose Schatten wahrnehmen. Er schwankt, wie ein Rohr im Winde, von der einen Stimmung zur anderen. Bald sieht er gehobenen Geistes alles in rosigem Lichte, bald, niedergedrückt, alles umdüstert, in einem dunklen Flor. Der Überschwang des Gefühls macht ihn bald überglücklich, bald tief verzweifelt. Es ist die Tragik eines Dichterherzens, ja die Tragik des Menschenlebens: wo viel Licht, ist viel Schatten: wo Tiefe des Empfindens waltet, da heben sich wohl empor die lichten Höhen seliger Freude, aber da gähnen auch Abgründe unermeßlichen Schmerzes. Als Tasso nach Vollendung seines Werkes mit dem Kranze geschmückt wird, da weiß er kaum sich zu fassen; der Lorbeer sengt ihm seine Locken, sein Herz wallt in fiebernder Erregung! Mit seinem Glück möchte er in den tiefen Wald flüchten, dem er so oft seinen Schmerz geklagt. Er träumt sich ins Elysium hinein, so daß die Gräfin ihm ein Erwache! zurufen muß.

Und wie die Prinzessin in ihrer sanften, ätherischen Art nur leise ihm andeutet, daß er ihr viel gewesen, daß sein Lied sie gewonnen, da wähnt er, die goldene Zeit steige wieder hernieder, in der erlaubt war, was gefällt; da jubelt er in seinem Glück, als ob nun jede Schranke gefallen, die ihn von der Prinzessin trennt. — Und andrerseits: Antonio braucht nur das hehre Wirken des Papstes in seiner weltbeherrschenden Klugheit auszumalen und dem Dichter die Augen zu öffnen in die Welt der Tat, der staatsmännischen Kunst, der Länder erwerbenden Macht, da ist es ihm schon, als ob all *sein* Tun nichtig, zwecklos sei, ja nicht einmal mit einem Turnier sich messen könne. Und wenn nach dem unseligen Streit mit Antonio, wo Tasso den Degen zieht und so den Burgfrieden bricht, der Herzog ihn mit der gelindesten Strafe, der Zimmerhaft, belegt: da ist sogleich sein ganzes Innere zertrümmert. Den Degen nicht nur legt er nieder, sich zum Sklaven stempelnd, sondern auch den Dichterkranz, in lyrischer Klage sich ergießend.

Was Tasso in Ferrara, das litt auch Goethe in Weimar, ja das leidet nicht nur jeder dichterisch oder phantasie- und gemütvoll veranlagte, sondern auch jeder das Mittelmaß überragende, die Bahnen des Alltäglichen verlassende Mensch: den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Gegensatz, die Feindschaft der gefühllosen, nüchternen, rohen Welt mit ihrem häßlichen Neide und ihrer verblendeten Eifersucht.

Wer möchte daher nicht Tasso seine Sympathie schenken im Streite mit Antonio? Gewiß treibt wiederum das übermächtige Gefühl, die den Gedanken schon als Tatsache vorgaukelnde Phantasie und ihre Dienerin, die „Gleißnerin“ Hoffnung, ihn zu hastig in die Arme des Antonio; wohl ist er hitzig, übereilt in seiner Werbung um dessen Freundschaft, denn in dem Überschwang seines Glückes, von der Prinzessin hochgeachtet, ja geliebt zu sein, möchte er die ganze Welt an sein Herz schließen. Und der erste, der ihm nun begegnet, ist der kühle, nüchterne, schroffe Staatsmann! Wer möchte mit dem Dichter, der ganz Seele, ganz Vertrauen, ganz Hingabe ist, nicht mitfühlen, wer nicht verwerfen jene eisige Kälte, jenen höhnenden Spott, jene gehässige Verachtung, die Antonio ihm entgegenbringt?

Tasso erkennt scharfblickend die eigentliche, innerste Ursache der Abneigung und der Ablehnung. Dem gewiegten, stolzen Diplomaten ist er verhaßt, weil auch er etwas am Hofe bedeutet und jenem gleich geachtet, ja von der Prinzessin auf alle Weise ausgezeichnet wird. Tasso trifft den Kernpunkt des Streites, wenn er dem Antonio, der giftige Blicke auf den Kranz des Dichters wirft, die Worte entgegenschleudert:

Sei erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!

Gewiß ist Antonio in mancher Hinsicht kein unedler Mann, aber die Größe fehlt ihm, anders geartete, aber nicht minder hoch Stehende zu erkennen und gelten zu lassen; er weiß nicht, daß, wie Goethe einmal sagt, dem Vorzüglichen gegenüber es nur eine Rettung gibt — die Liebe. In seinem selbstischen Gemüte aber entgeht er nicht der Qual des engen Neides: Und dieser verblendet ihn. Er haßt und verachtet den Dichter, der, wie er wähnt, so im Spazierengehen Kränze sich verdient; er heißt ihn einen Müßiggänger und gesteht hernach der Gräfin, daß er ihn beneide um den Lorbeer und die Gunst der Frauen.

An Tasso erkennen wir das Los des hochgestimmten, hochragenden Mannes, des ideal gerichteten Dichters: auch im besten Wollen, im schönsten Vollbringen Widerstand zu finden an der harten, kalten Welt, an der lieb- und verständnislosen Umgebung. Aber wir erkennen auch das andere, nicht minder Schwere: einseitige Gabe ist ein Verhängnis, und der größte Feind ist immer das eigene Herz. Dem Tasso fehlt, was Antonio besitzt: der feste Charakter, die kühle Be-

sonnenheit; die Natur hätte aus beiden einen schaffen sollen, wie Leonore fein bemerkt; dann wäre der vollendete Mensch entstanden. Goethe sagte im Hinblick auf sich und Schiller: „Selten ist es, daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen." Tasso und Antonio beharren in dem Zustande, den Goethe und Schiller überwanden: daraus ergeben sich die Konflikte des Dramas, die heißen Seelenkämpfe in dem Herzen des Dichters.

Auch Goethe kannte die Geister der Leidenschaft, die in einem Poetengemüt gerne Wohnung nehmen, und er bezwang sie. Auch er hatte eine Zeit durchlebt voll Sturm und Drang, voll überschäumender Genialität, wo auch er meinte, er könne die Welt aus den Angeln heben. Ja, es liegt tief begründet in einer feurigen Dichterseele, daß sie wähnt, die Welt werde neu in ihr geboren, und mit ihr beginne eine neue Zeit, eine neue, nimmer geahnte Kunst. Und so möchte sie sich über alles Hemmende hinwegheben, möchte auch in Gewohnheit und Sitte die Schranken niederreißen und die Ausnahmestellung des Genies verkünden.

So sehnt sich auch Tasso nach jener goldenen Zeit zurück, wo Freiheit, Ungebundenheit und Willkür herrschte, „wo jeder Vogel in der freien Luft und jedes Tier, durch Berg und Täler schweifend, zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt." Hier findet das schrankenlose Begehren, die Selbstherrlichkeit des Genies ihren kühnen, verwegenen Ausdruck.

„Erlaubt ist, was sich ziemt" entgegnete die Prinzessin und stellt somit der Zügellosigkeit, der Frechheit die Sittlichkeit gegenüber.

So wohnen gefährliche Keime in der Dichterbrust Tassos: die Überschwenglichkeit und die Selbstherrlichkeit.

Auch mit diesen Gewalten hatte Goethe schwer zu ringen in sich selbst. Aber er erlernte die schwere Kunst zu leben; er mäßigte und zügelte sein Phantasie-Begehren durch die sittliche Zucht des Willens. Tasso vermochte das nicht. So ward sein Leben ein Leiden. Es schwankt zwischen Extremen dahin. Das Talent und sein gefühlvolles Herz sind die Quelle seiner inneren Beseligung, aber auch zugleich seines Unglücks.

An ihm bewahrheitet sich das Wort: „Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint, ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks."

Dies Leiden ist nicht nur das schmerzvolle, entsagungsreiche Ringen nach der Vollendung, nicht nur die Frucht der Anfeindung, des Hasses unverständiger Menge, sondern vor allem der Kämpfe mit sich selbst, mit dem schwer zu bändigenden Eigenwillen. Ein Talent, aber kein Charakter: das ist eine typische Erscheinung an den Dichtern alter und neuer Zeit. Von wie vielen gilt, was Goethe von dem unglücklichen, hochbegabten Günther sagte: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten."

Die Natur ist überreich. Milliarden Blüten treibt sie, aber Millionen vergehen, ohne Frucht zu bringen. Immer neue Talente bringt die Menschheit hervor, aber wie viele verkümmern aus Mangel an Licht und Luft, und wie viele verderben, weil sie sich nicht zu zügeln wissen, weil sie die Glut der Sinne, der Überschwang des Gefühls, die Hitze der Phantasie betört.

Und andrerseits: ihre sittliche Widerstandskraft ist zu gering; den Schlägen des Schicksals, den Enttäuschungen, den Sorgen und Leiden sind sie nicht gewachsen. Entweder: sie schwanken wie ein Rohr hin und her, oder sie werden niedergebeugt, ja niedergebrochen. So ist Tasso nach dem Streite, nachdem seine Phantasie alles schwarz in schwarz sich ausgemalt hat, ganz verzweifelt, er glaubt sich aller Liebe, aller Gunst beraubt. Er kennt sich selbst nicht mehr, denn er hat allen Halt verloren. Er sieht nur noch Zerrbilder: die Freundin, die Gräfin, welche für sein krankes Gemüt Entfernung und Wechsel für das beste hält, ist für ihn eine listige Schlange, ein Werkzeug seines Feindes, der ihn vom Hofe beseitigen will. Alle haben sich gegen ihn verschworen.

Ja selbst sie, seine Göttin, die er anbetet, sie, die Fürstin, hat ihn verraten!

So hat ihn ganz „die schöne Harmonie der Sinne" verlassen. Er ist der inneren Selbstzerstörung nahe. Da richtet der milden, sanften Prinzessin Wort ihn wieder auf; aus ihrem Schmerz darüber, daß er nun gehen will, klingt elegisch zart das Geständnis ihrer tiefen Neigung: „Ich muß dich lassen, und verlassen kann mein Herz dich nicht."

Da neigt er sich vor ihr, als einem heiligen Engel, um dann emporzuschnellen in wilder Raserei der Leidenschaft und sie, die sich Entsetzende, an sein Herz zu drücken.

Sein Schicksal ist besiegelt; er hat sich selbst sein Grab gegraben. Noch einmal verzerrt die Verzweiflung, ja der Wahnsinn ihm alle Bilder derer, die ihn umgeben; selbst die Geliebte wird ihm zur Sirene, bis endlich Antonio den verwirrten Sinn wieder herstellt und den Verstoßenen, Verbannten auf den einzigen Trost hinweist, der ihn noch retten kann, auf sein dichterisches Talent, denn „wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, wie er leide."

Wie der Schiffer sich von seinem berstenden Schiffe rettet und an dem Felsen sich anklammert, an dem er scheitern sollte, so rettet Tasso sich in die Arme Antonios.

Das Drama entläßt uns mit der Hoffnung, daß nach Irr- und Wirrsal sich doch noch das tief zerrüttete Gemüt zurechtfinden und immer aufs neue in der Dichtung sein Heil suchen werde.

Es gibt keine Dichtung der Weltliteratur, die das innere Wesen des Dichters mit seinen tiefinnerlichen Freuden und Leiden so getreu, so herrlich darstellte wie der „Tasso."

Daher ist auch weit mehr lyrische als dramatische Stimmung in ihm. Die Seelenvorgänge sind wichtiger als die äußere Handlung. Es ist ein Gedicht, kein eigentliches Bühnenstück, von tief erschütternder Gewalt. Und wie erreicht diese Goethe? Indem er das Ringen des eigenen Herzens hier abspiegelt, indem er, was ihn, den einzelnen, beseligt oder martert, zu einem typischen Bilde, zum Bilde eines Dichterlebens gestaltet. Wie bezeichnend ist es doch für ihn und für die getreue Zeichnung seiner eigenen Kämpfe, daß er die letzten Szenen erst zu schreiben vermochte, als auch zwischen ihm und Frau von Stein der Bruch erfolgt war.

So verweben sich also ureigenste Stimmungen und Schicksale Goethes und des historischen Tasso mit denen des Dichters überhaupt, und so entstand dies Kunstwerk, das an Grazie der Rede, an Weisheit der Erfahrung, an Schmelz des Seelenlebens seinesgleichen sucht, das an Tiefe und Innerlichkeit nur noch vom „Faust" erreicht wird.

VI.

Gedankengänge bei der Entlassung der Abiturienten.

1. Kopf und Herz.

1899.

Meine lieben, jungen Freunde!

Es ist eine weihevolle, feierliche Stunde, die uns hier heute versammelt hat. Es gilt, Abschied nehmen. Zum letzten Male stehen Sie als Schüler in diesen Räumen, in denen Sie so manche Woche all der letzten Jahre mit dem Aufblick zu Gott begannen und abschlossen. Aber mag sonst der Abschied mit gewisser Wehmut gepaart sein: Ihnen wird es heute niemand verargen, wenn Freude die Empfindung ist, welche alle anderen Empfindungen zurückdrängt, Freude und Stolz, endlich das Ziel erreicht zu haben, dem Sie in langer, wackerer Arbeit zugestrebt haben. Und mit diesem freudigen Stolz über das Erreichte verbindet sich die freudige Hoffnung auf das Leben, dessen Pforten sich nun öffnen, auf die goldene akademische Freiheit, auf die Tätigkeit in einem selbstgewählten Beruf. Abstreifen Sie heute die Fesseln der Schule, deren Zwang Ihnen gewiß nicht selten lästig war; aber es würde wenig Edles in Ihrer Seele wohnen, wenn nicht auch heute schon mit der Freude, mit dem Stolz, mit der Hoffnung sich das Gefühl der Dankbarkeit vermählte für alles das Gute, das Ihnen die Schule, vielleicht oft in rauher Schale, vielleicht oft unwillkommen geboten hat. Welchen tieferen, inneren Wert es für Ihr geistiges und sittliches Leben hatte: das werden Sie erst später einsehen, wenn der Blick freier, das Herz geläuterter, der Geist klarer und schärfer geworden ist. Aber daß Sie heute diese Stunde auch der Schule verdanken, diese innere Gehobenheit, diese frohe Aussicht in die Zukunft: das wird doch gewiß durch

Ihre Seelen hindurchziehen, wenn auch nur leise, wie der Windeshauch die Blättter bewegt.

In rosigem Morgenschein liegt die Welt der Zukunft vor Ihnen. Ihr Herz begehrt nach der Fahrt in die Weite, ins Leben hinein. Das Schiff ist gerüstet, die Segel blähen sich im Winde — möchte da doch das Steuer, das bis zum heutigen Tage in Gestalt der Eltern und der Schule Ihr Schifflein lenkte, in Gestalt des eigenen Gewissens es auch fernerhin tun, möchte das Bewußtsein der Pflicht gegen Gott, gegen die Mitmenschen, gegen sich selbst Ihr Steuerruder führen, auf daß Sie nicht aufgehen in irdischen Dingen, in Sinnengenuß, sondern Ihr Herz rein halten, Ihren Geist klar, Ihren Willen stark machen, auf daß Sie nimmer vergessen, was Sie Ihren Eltern, was Sie Gott schuldig sind!

In die Mitte von Menschen gestellt, müssen wir Menschenbeobachtung, Menschenerkenntnis und -schätzung gewinnen. Es ist nicht gut, sich hochmütig abzusondern von andern, nicht edel, rasch und hart abzuurteilen über die anderen, die uns vielleicht nicht sogleich verständlich, nicht sogleich zugänglich sind, ja, selbst den kühlen, verbitterten, verhärteten Menschen sollen wir nicht den Rücken kehren, an ihnen verzweifelnd, alle Mühe für verschwendet erachtend, sondern des Dichters Wort mahnt uns:

> Schlage nur mit der Wünschelrut'
> An die Felsen der Herzen an!
> Ein Schatz in jedem Busen ruht,
> Den ein Verständ'ger heben kann!

Es ist ein schönes Vertrauen, ein schöner Glaube, der in diesen Worten Ausdruck findet. — Sie knüpfen an die Welt des Märchens an. Wer die Springwurzel, wer die zaubermächtige Rute besitzt, der braucht nur an die Felsen anzuschlagen, und die steinernen Tore tun sich auf, und vor den erstaunten Blicken blitzt und blinkt das edle Metall, funkeln Diamanten und Perlen. „Ein Schatz in jedem Busen ruht.“ Auch wer kalt, gefühllos erscheint, wer einen Stein in der Brust statt des warm pulsierenden Herzens zu tragen scheint, wer oft schroff, rauh und barsch ist: er hat doch eine geheime Stätte in seinem Innern, in der es noch blüht und glüht, blitzt und leuchtet wie Edelstein; jener unerstickbare Trieb zum Guten, jenes nie zu stillende Verlangen nach innerem Glück, nach Frieden, nach Ruhe, nach Gott, nach Liebe.

Und was kann das alles verdeckt, in Tiefen vergraben, gleichsam verzaubert haben?

Herbe Erfahrungen, bittere Enttäuschungen, schwere Schicksale, drückende Verschuldungen können es sein, die des Menschen Herz verhärteten, es erstarren ließen in Selbstsucht, in Lieblosigkeit. Aber jener Funke des Guten glimmt doch unter der Asche, der Schatz ruht doch in der Tiefe des Busens.

Auch Sie, meine jungen Freunde, werden ja oft Menschen begegnen, deren Herzen unzugänglich erscheinen: der Geistliche wird auf steinigen Boden stoßen, in dem der Same des Wortes Gottes nicht Wurzel fassen will, der Lehrer möchte an der Knabenseele verzweifeln, die aller freundlichen, aller ernsten, strengen Mahnung Gleichgültigkeit entgegenbringt, und wer von Ihnen dem Richterstande sich widmet, der wird besonders auf Menschen stoßen, deren „Felsenherzen" ihm den Glauben an die Menschheit nehmen möchten. Wohl Ihnen allen, mögen Sie welchen Beruf auch immer wählen, wenn Sie den Glauben doch nicht verlieren, daß ein Schatz in jedem Busen ruht, und wenn Sie die Wünschelrute finden, mit der Sie ihn heben können! Und welcher Art ist diese? — Es ist zunächst der ernste, gute Wille, der Wunsch, in des Nächsten Herz einzudringen, es ist ferner die Klugheit des Schatzgräbers nötig, der auch Ort und Stunde wissen und abwarten muß, wo der Zauber sich löst; es ist vor allem die alles überwindende Macht duldender, vergebender, aufopfernder Liebe, jener Liebe, die nicht den Splitter in des Bruders Auge siehet, sondern nur das Gute an dem andern hervorkehrt und die Schwächen mit Milde und Nachsicht trägt. Und wenn der Dichter sagt, daß ein Verständiger den Schatz heben könne, so liegt darin die Mahnung, falls wir uns doch zu den „Verständigen" rechnen wollen: wir müssen ihn heben! Und warum? zu welchem Zwecke? Jenem zu liebe, der ihn hegt, ohne es vielleicht zu wissen, und um unsert- und um der Menschheit willen, denn „eine Menschenseele finden ist Gewinn, ein schön'rer sie erhalten, doch der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten". —

So mögen auch Sie, meine jungen Freunde, im späteren Leben bei Beurteilung der Menschen das Wort beherzigen:

Schlage nur mit der Wünschelrut'
An die Felsen der Herzen an!
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständ'ger heben kann.

Aber nicht bloß auf die rechte Behandlung und Liebe der Mitmenschen kommt es an, sondern vor allem auf die rechte Selbsterkenntnis, auf die Arbeit an sich selbst, auf das Streben nach Vervollkommnung. Und da erinnere ich Sie an die zweite Frage, die ich mit Ihnen behandelte und die ich an Worte meiner Einführungsrede anknüpfen konnte. Inwiefern ist es ein so umfassendes Lob, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck zu haben?

Ich möchte wohl in Ihrer Seele jetzt lesen können, ob sich darin der Vorsatz rege, dahin zu streben, daß man auch über Sie dereinst ein solches Lob ausspreche, ob Sie in dieser Stunde sich geloben, nimmermehr einseitige, kleinliche und engherzige, nimmermehr in materiellem Genuß die höchste Befriedigung suchende Männer zu werden und allzeit die Bildung des Herzens nicht verkümmern zu lassen vor der Bildung des Kopfes.

Doch was soll jene Frage?

Das Vollkommene wohnt nicht auf dieser Erde. Der griechische Weise sagt *ἄνδρ᾽ ἀγαθὸν μὲν ἀλαθέως γενέσθαι χαλεπόν · θεὸς ἂν μόνος τοῦτ᾽ ἔχοι γέρας.* „Es ist schwer für den Menschen, sich als gut zu erweisen, nur die Gottheit dürfte diese Gabe (Eigenschaft) besitzen.“ Und Sie erinnern sich, wie selbst Jesus nach dem Berichte des Matthaeus zurückweisend spricht: *τί με λέγεις ἀγαθόν; οὐδεὶς ἀγαθός εἰ μὴ εἷς, ὁ Θεός!* „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.“ Wir sollen also nur streben, gut zu werden, d. h. die sittlichen und geistigen Kräfte in uns gleichmäßig auszubilden. Und wohl dem Manne, von dem es heißen darf: Er hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. —

Wir fragten: Warum ist es ein so umfassendes Lob? Also ein Lob ist das eine von beiden für sich allein, aber es reicht nicht aus. Was bedeutet denn, wenn wir sagen: Er hat den Kopf auf dem rechten Fleck? Es ist gewiß etwas Schönes, Auszeichnendes, wenn von jemandem gesagt wird: Er ist ein kluger Mann, er ist scharfsinnig in seinem Urteil, ein Meister in seiner Wissenschaft. Und weiter: Er ist bedächtig, vorsichtig, umsichtig in seinem Wollen und Handeln, maßvoll, verständig in seiner Lebensführung. Aber würden Sie selbst — wenn Sie sich jetzt fragen — mit dieser Charakteristik wohl zufrieden sein? Weht nicht frostige Kühle hindurch? Ja, es ist nicht das Ideal,

es genügt nicht für den, der immer strebend sich bemüht, das Lob eines klaren, scharfen, berechnenden Verstandes zu ernten.

Kopf ohne Herz, das bedeutet: Er ist ohne die wärmende Glut der Liebe; er gewährt nicht und sucht nicht echte Freundschaft; er freut sich nicht mit den Freudigen, trauert nicht mit den Traurigen. Er hat kein Mitgefühl, kennt keine Mildtätigkeit, die den Warmherzigen so sehr beglückt. Er verknöchert in Selbstsucht, in Neid und Mißgunst. Sie sehen an dem Antonio in Goethes „Tasso", wie die einseitige Verstandesrichtung auch eine an sich nicht unedle Natur ungerecht und hämisch werden läßt, so daß er in übertriebener Schätzung der realen „Werte" den genialen Dichter nicht versteht, sondern ihn mißachtet und höhnt, so daß er nicht frei sich bewahrt von häßlichem Neide, von niedriger Verkleinerungssucht. Antonio ist das Bild eines Mannes mit klarem Kopfe, aber kühlem Herzen. Die Huldgöttinnen haben an seiner Wiege nicht gestanden. Man sieht an ihm, wie derjenige auf Abwege gerät, der nur der Berechnung des eigenen Vorteils folgt und daher in liebloser Selbstüberhebung den andern neben sich nicht dulden will.

Kopf ohne Herz: es bedeutet Öde und Leere im Verhalten auch zur Welt des Schönen und Wahren und zu der Welt des Glaubens. Denn wer da nur mit den Augen des Verstandes schauen will, dem bleibt die Schönheit der Natur und der Kunst verborgen, dem sind die ästhetischen, aber auch die ethisch-religiösen Ideen nichts als Illusion, als Täuschung. Religion aber ohne Poesie, ohne den warmen Herzschlag des Gefühls, ohne Hingabe des Gemüts ist eine Blume ohne Duft. Möchte auch bei Ihnen nie der eisige Reif kalter Verstandesüberlegung die Frühlingspracht Ihres kindlichen Glaubens zerstören, möchten Sie sich aus Zweifeln immer wieder hindurchringen und sich wieder hinfinden zu Ihrem Vater im Himmel!

Also: Kopf ohne Herz tut nicht gut!

Doch betrachten wir auch die Kehrseite der Medaille!

Ist es denn genug, ist es denn schon das Ideal, das Herz auf dem rechten Fleck zu haben? Gewiß — sagen wir auch hier wieder — ist es ein Schönes und Großes und Erstrebenswertes, solch Lob zu ernten. Und es klingt warm und köstlich: „Der hat aber das Herz auf dem rechten Fleck." Wir wollen damit sagen: Das ist ein braver Mensch, ein edler Charakter; er ist leicht gerührt durch das Unglück

anderer; er ist mildtätig, barmherzig, freigebig; er ist voll Liebe, voll Empfänglichkeit für das Edle und Gute, voll Hingebung an die Menschen, voll inniger Religiosität; auch hat er feinen, offenen Sinn für die erhabene und die liebliche Schönheit, die sich ihm auftut in der weiten Gottesnatur und in den herrlichen Offenbarungen der Kunst.

Aber eine einseitige Begabung und Ausbildung des Herzens hat auch ihre Gefahren. Wer zu fein und zart besaitet ist, dem spielt das rauhe Leben übel mit; wer nur auf die Eingebungen des Gefühls lauscht, der verfällt leicht der Gefühlsschwelgerei, der Sentimentalität; wer ganz Empfindung ist, der wird auch empfindlich, den verletzt jeder Widerspruch, jeder Widerstand, kurz, der wird nimmer seines Lebens recht froh, sondern zerstört sich selbst sein Glück, seinen Mut.

Sie sehen es an Tasso. Er ist ein reichbegabter Dichter von tiefstem Innenleben, von unerschöpflicher Phantasie, die alle zuströmenden Eindrücke poetisch gestaltet.

Aber die herbe Wirklichkeit verwundet ihn unablässig. Er mißt die Welt mit falschen Maßen, je nachdem seine Stimmung, ob rosig, ob grau, sie ihm an die Hand gibt. Will er stürmisch sich an das Herz des Antonio werfen, voreilig Freundschaft heischend, und findet nun statt Liebe Haß, statt Achtung Hohn: da gerät er außer sich; er verliert die Selbstbeherrschung. — Oder läßt ihn die Prinzessin mit zarten Zeichen ihre Zuneigung ahnen, so ist er sogleich berauscht von Glück; er glaubt im Elysium zu wandeln. Bleibt sie ihm aber fern, so irrt er trostlos umher und wird aus allen Himmeln der Seligkeit in die Hölle der Verzweiflung gestürzt.

So mangelt ihm die klare Überlegung, die ruhige Besonnenheit und Mäßigung, die Sophrosyne, die bei den Alten als die Blüte geistigen und sittlichen Lebens galt. Tasso verzehrt sich selbst, zerstört mit eigener Hand sein Lebensglück.

Ich denke, es ist keine Tasso-Natur unter Ihnen, die in ihrem Extrem zu krankhaften Wahnvorstellungen führt oder nur durch schwere Kämpfe und Krisen sich hindurchringt zum Frieden. — Herz ohne Kopf: es leitet irre, es treibt zu Überschwenglichkeit im Empfinden, zu kecker Überstürzung im Handeln, zum Leichtsinn. Und gerade vor diesem möchte ich Sie in dieser Stunde, wo die Schule zum letzten Male, durch mich, zu Ihnen spricht, in wohlgemeinter Absicht, ohne philisterhafte Pedanterie warnen. Die Freiheit, die Ihnen jetzt winkt,

hat viele heimliche Gefahren, viele Versuchungen. Sie werden wählen können zwischen dem Umgange mit solchen, denen Freiheit gleichbedeutend mit Zügellosigkeit ist, und dem Umgange mit solchen, denen Leben nicht bloß sinnliches Genießen ist, sondern eine Kette ernster Aufgaben, hoher Pflichten. Pflegen Sie Fröhlichkeit, ja retten Sie die Heiterkeit der Seele, ohne die nichts Gedeihliches zu wirken ist, auch später in Ihr Amt, in Ihren Beruf hinüber. Aber wenn der leichte Sinn, das erregte, ach so bewegliche Herz Sie verlocken will, lassen Sie sich da raten von dem kühlen Kopf, von Besonnenheit und Mäßigung! Wer vorzeitig und in Übermaß genießt in seiner Jugend, vergiftet sich sein Leben für alle Zukunft.

Bilden Sie also in treuer Selbstzucht Kopf und Herz harmonisch aus!

Denn weder Antonio noch Tasso ist die Verkörperung des Ideals eines Menschen, sondern ihre Schwäche beruht darauf, daß aus den beiden die Natur nicht einen geformt hat, wie die Gräfin Leonore klug und scharf sagt. Nicht in der Einseitigkeit, sondern in der Einheitlichkeit der Seelenkräfte ruht das Glück der Menschen.

Trachten Sie darnach, sie zu gewinnen. Dann werden Sie als tüchtige Männer andere beglücken und selbst glücklich werden.

Zu beiden bedarf es, wie wir sehen, der rechten Erkenntnis anderer und der rechten Erkenntnis seiner selbst, d. h. der Kraft des Verstandes und des Gemütes.

Möchten Sie den Menschen gegenüber der zauberkräftigen Wünschelrute, d. i. des guten Willens, sie zu verstehen, der Klugheit, den Schatz in ihrem Busen zu finden, und der Liebe nicht entraten, die sich nicht freut der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit, die sich nicht blähet und sich nicht ungeberdig stellet, sondern geduldig ist und freundlich. Und möchte die ehrliche Selbsterkenntnis und Selbstprüfung Sie hinführen zur einheitlichen Pflege und Entwicklung von Kopf und Herz!

Mit diesem Wunsche entlasse ich Sie im Namen der Schule. Möge es Ihnen wohl ergehen in Ihrem inneren und äußeren Leben! Gott sei mit Ihnen und leite Sie auf allen Ihren Wegen!

---

2. ᾿Ηθος ἀνθρώπῳ δαίμων.
(1900.)

Meine lieben, jungen Freunde! . . . Bisher walteten über Sie in Ihrem Tun und Lassen vor allem äußere Mächte, nämlich das Elternhaus und die Schule und die Kirche. Sie fühlten sich abhängig von Satzungen, Geboten, Pflichten, Aufgaben. Und jetzt vielleicht, in diesen Tagen des triumphierenden Sieges, des befriedigten Genießens goldener Freiheit, jetzt, wo Sie ungehemmt Luftschlösser fröhlicher Zukunft bauen, sich vielleicht schon in die Studentenzeit hineinträumen, scheint es Ihnen, als ob die Welt Ihnen gehöre, als ob Sie nun Ihr Schicksal selbst bestimmen könnten, als ob in Ihren Entschlüssen ganz allein die Saat der Zukunft gegeben sei.

So dürfte denn in der Tat gerade diese Stunde geeignet sein, Ihnen des Wortes Tiefen zu erschließen: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!"

Die Keime zum Bösen und zum Guten liegen in uns, — in Ihnen. Sie stehen jetzt am Scheidewege wie Herakles. Möchten Sie alle jener Regung zum Guten als Leitstern folgen! Möchten Sie erkennen, daß glücklich sein und gut sein eins und dasselbe ist!

Und welche Sterne des Innern führen zum äußeren Glück? Ich will es Ihnen sagen: Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Ausdauer, Entschlossenheit, Mut. Leiten diese Sterne Ihr Schifflein auf dem Lebensmeere, so wird die Fahrt gelingen, so werden Sie auch Stürme, an denen es nimmer gebricht, überwinden und in den Hafen eines behaglichen, friedsamen Alters einlaufen.

Und welche Sterne des Innern führen zum Glück des Herzens, zur Befriedigung in der Tiefe des Gemütes? In erster Linie die Selbsterkenntnis. Ohne diese geht der Mensch auf seinem Lebenswege in die Irre und kommt nimmer heraus aus Zweifeln und Verzagen.

Die rechte Erkenntnis der Fähigkeiten, der Talente, die als Waffen im Kampfe des Daseins uns gegeben sind, ist der wichtigste Kompaß für die Lebensweise, und nur wer freudig schafft und des Getanen sich auch freuen darf, weil es etwas wert ist, weil es dem Allgemeinen, nicht bloß dem einzelnen nützt und dient, der kann des Tages und des Lebens Werk mit innerer Befriedigung beschließen. Und mit der wachsenden Kraft wächst auch das Vertrauen zu sich selbst, ohne das

noch nie etwas Großes in der Welt geleistet ist. Daher nennt Illo nur diesen einen Leitstern dem Wallenstein, der sich aus all dem Zweifeln und Schwanken und Zaudern nicht zu entscheidender Tat emporraffen kann. Aber „frisch gewagt ist halb gewonnen“ sagt das Sprichwort. Halten auch Sie es im Leben fest! Seien Sie nicht kleinlich, ängstlich, schwächlich — denn Kleinmut nagt am Innern und zerfrißt alles Seelenglück.

Aber nicht bloß Mächte des Verstandes, der Erkenntnis und des Willens bedingen dieses Seelenglück, sondern vor allem sittliche Mächte des Herzens — und die größeste unter ihnen ist die Liebe. Sie adelt alles Tun, sie wärmt das Gemüt, sie beseligt. Die Liebe zum Schönen, wie es die Natur und die Kunst in sich bergen, zum Wahren, das die Wissenschaften erstreben, zum Guten, wie es das Gewissen, diese Stimme Gottes in uns, fordert. Gott selbst ist ja die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Die Sterne droben am Himmelszelte wandeln unablässig ihre Bahnen, kalt und gleichgültig erscheint ihr ruheloses Flimmern, und daß sie unser Schicksal bestimmen, ja in ihrer Konstellation auch nur andeuten: daran glaubt kein Verständiger mehr, sondern der alte Herakleitos von Ephesos hat recht, der im selben Sinne wie unser Schiller sagte ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων „Deine Sinnesart ist dein Geschick“. Das lehrt auch die Tragödie, in der aus Charakter und Leidenschaft die Handlung emporblüht, deren Frucht Leiden und Verhängnis ist.

Aber wenn auch der Sterne Lauf des einzelnen Schicksal nicht beirren, nicht verwirren kann: sie lassen doch mit ihrem sanften Lichte eine Erkenntnis auf uns herniederströmen, die unser Wohl und Wehe zu bestimmen imstande ist, d. i. die Erkenntnis, daß doch der Mensch mit allem seinen Selbstvertrauen, mit allem seinen Wollen und Streben nichtig und eitel ist, daß über uns sich wölbt eine reine Welt, deren Glanz wir nur ahnen können, kurz und gut, daß wir in eines Höheren Hand stehen, der den Wolken und den Winden und den Sternen ihre Wege bestimmt, aber auch uns die unseren. Ihm befehlen auch Sie sich für die Zukunft an, fügen Sie sich fromm und demütig in seinen Willen, fromm und demütig in das Unabänderliche — denn die Zeit, das Leben, wird auch Sie es lehren, daß nicht alle Sterne des äußeren oder des inneren Glückes in uns selbst liegen, sondern daß vieles über den Menschen hereinbricht, das er nicht wandeln kann, das eine höhere,

oft schwer lastende Hand uns sendet. Aber es bleibt trotzdem genug übrig, was wir selbst gestalten können durch Selbsterkenntnis und Selbstvertrauen, durch Mäßigkeit und Besonnenheit, durch Fleiß und Geduld und vor allem durch Liebe. Lassen Sie es aber in alledem an sich fehlen und wollen dann in bösen Zeiten das Schicksal oder die Menschen oder gar Gott selbst anklagen, so rufe ich Ihnen das Wort zu: „Vom Unglück erst zieh' ab die Schuld, Was übrig ist, trag' in Geduld!"

Unsere superkluge Zeit möchte den Menschen zu einem mechanischen Produkt der äußeren Verhältnisse, zu einer Ausgeburt des „Milieus" machen, halten Sie fest daran, daß nicht nur über uns ein Gott waltet, sondern auch in uns; wir müssen nur lernen, auf seine Stimme zu hören:

> Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
> Ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an,
> Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.

Möchte der ewige Gott dadroben, möchte der Gott in Ihrer eigenen Brust Ihres Lebens Leuchte, Ihres Schicksals Leitstern allezeit sein! Mit diesem Wunsche entlasse ich Sie und wünsche Ihnen reichen Segen auf allen Wegen!

---

3. Horaz und Goethe in ihrer Weltanschauung.
1901.

Meine lieben Abiturienten! So ist denn die Stunde gekommen, die Ihnen immer wie das Ziel einer langen und nicht mühelosen Wanderung erschienen sein wird. Gar manchesmal in all den Jahren, die Sie hier auf unserer Anstalt gewesen sind, werden Sie, wenn Abiturienten entlassen wurden, gedacht haben: Stünde ich doch auch erst unter denen, die der Schulfesseln ledig nun hinausstreben dürfen in die Welt, ins Leben! Ein sehr natürlicher Wunsch im Herzen eines Jünglings. Und so wird Ihnen auch niemand es verargen, wenn Sie in der gegenwärtigen Stunde über dem Gedanken daran, daß es eine Abschiedsstunde ist, und über die Dankbarkeit, die Sie der Schule schulden, doch die Freude und den Stolz triumphieren lassen. Freilich, ein edles Gemüt fühlt sich im Bewußtsein des Glückes auch immer zu Dank verpflichtet, denn der gutgeartete Mensch sagt sich, daß er sich

selbst allein doch nur wenig verdankt, denn „was man ist, das blieb man andern schuldig", wie Sie im „Tasso" gelesen haben. Und so werden auch Sie, hoffe ich, die Pietät gegenüber der Schule, die so manches geistige Samenkorn in Ihre Brust gestreut hat, nimmer verleugnen und stets ihr Ehre zu machen suchen. An Mahnungen hat es nicht gefehlt, auch nicht an Aufweisung von Vorbildern, denen Sie nachstreben sollen. Die Stunden in der Religion, in der Geschichte, im Deutschen, in den fremden Sprachen: sie vereinigten sich in dem einen Verlangen, die Liebe zu alledem in Ihnen zu entzünden, was rein und edel und groß ist, Sie emporzuheben zu den leuchtenden Geistern der Menschheit, die, längst dahingeschwunden, doch noch mit Worten und Taten lebendig nachwirken und eine Macht geworden sind im Leben der Völker. So haben die Verkündiger des Evangeliums zu Ihnen geredet, so gar manche Meister der Rede und des Gedankens und der Dichtung aus alter und neuer Zeit, — und ich hoffe, es hat Widerhall in Ihren Herzen gefunden, und es wird Frucht tragen auch später in der Betätigung eines gefesteten Charakters, der seine starken Wurzeln hat in edlem Empfinden und sittlichem Wollen. Und wenn Sie jetzt auch die Schriftsteller, welche Ihnen manches Kopfzerbrechen und manchen Schweiß verursachten, beiseite gestellt haben, ich denke doch, daß Sie später manchmal wieder zu ihnen greifen und sich in sie versenken werden, um vielleicht dann erst bei gereifterer Erfahrung zu erkennen, wie viel Lebensweisheit z. B. in einem Homer und in einem Horaz enthalten ist. Sie wissen noch, wie Horaz an Homer es rühmt, daß er das Sittlich-Gute und das Sittlich-Schlechte besser zur Anschauung bringe als die Philosophen, daß er ein getreues Spiegelbild menschlicher Leidenschaften und Torheiten, aber auch heldenhafter Ausdauer und überlegener Klugheit darbiete. Und was war es denn nun, was Sie an Horaz fesselte und was — laut Geständnis so manches Theologen oder Juristen oder Mediziners — auch heute noch ergraute Männer immer wieder einmal zu ihm zu greifen drängt?

Es ist doch wohl die Persönlichkeit, die hinter den Dichtungen steckt, der liebenswürdige, joviale Mann mit seiner abgeklärten, reifen Weltanschauung. Wir glauben ihn vor uns zu sehen, den untersetzten, wohlbeleibten, früh ergrauten Herrn mit den heiter und froh ins Leben hineinblickenden Augen, mit dem feinen, ins Ironische hinüberspielenden Lächeln. Wir lernen ihn lieben, der eine so innige Pietät seinem

Vater gegenüber hegte, der wohl weiß, wie viel er jenem schuldig geblieben ist, wenn er in dem genußsüchtigen Rom, inmitten von Habsucht und Strebertum, sich doch ein reines Herz, ein pectus purum, bewahrte. Wir lernen den Mann lieben, der, ein frommer Verehrer der Götter, wohl weiß, daß die guten Gaben, also auch die Sangesgabe, von oben stammen, daß die Gottheit mit Weisheit Himmel und Erde regiert und über die Menschen waltet, der, ein Freund der Einfachheit und der ländlichen Flur, so dankbar die Freuden seines Sabinums genießt und mit Hochgefühl die Sonne über die Berge aufsteigen sieht, fern von dem Rauch und dem Lärm der stolzen Roma. Wir können es begreifen, daß er den Freunden teuer war, wie er selbst in aller Bescheidenheit rühmt, daß ein Maecenas ihn ungern entbehrte und schmerzlich nach dem Fernen sich sehnte, der mit guter Laune und fröhlicher Weisheit den etwas nervösen und zur Melancholie neigenden „Sproß königlicher Ahnen“ zu trösten wußte.

Wir können uns in alle die hübschen Szenen des freundschaftlichen Verkehrs hineinversetzen, die uns Horaz entwirft, sei es nun, daß er an den Septimius oder an den Pompejus oder den Vergilius seine Gedichte richtet.

Wir lieben ferner den Mann mit dem festen Sinn für Unabhängigkeit, der auch den Mächtigen gegenüber sich in seiner Selbständigkeit behauptet. Vor allem aber bewundern wir den heiteren Lebensphilosophen, der mit unnachahmlicher Grazie seine Gedanken auszusprechen vermag, sei es in den Versmaßen der griechischen Lyriker, sei es in leichtgeschürzten Hexametern und in bequemer, volkstümlicher Rede. Eine stattliche Reihe feingeschliffener Perlen der Lebensweisheit haben wir in den Oden und Episteln und Satiren gefunden.

Und wenn ich heute der alten Sitte entspreche und noch einmal im Namen der Schule zu Ihnen rede, da ist es wohl natürlich, daß ich Ihnen gerade ein Wort des Horaz mit auf den Weg gebe, des Dichters, der uns in den beiden letzten Jahren wie kein anderer beschäftigt hat.

Sie entsinnen sich, wie er seinem Busenfreunde Aristius Fuscus das Land im Gegensatze zur Stadt als jene Stätte preist, wo der Mensch am ehesten naturgemäß, schlicht, genügsam, friedevoll leben könne; köstlicher als die parfümierten Parkettböden sei der Wiesenteppich, köstlicher der Bach mit seinem lauteren Quellwasser als die

Flut in den Bleiröhren der Städte; auch das Glück der Beschränkung, des Maßhaltens und das Glück der Freiheit seien in den Hütten der Landleute häufiger zu finden als an Fürstenhöfen; man müsse nur sich einzurichten verstehen, im Genuß und im Streben sich zügeln können.

Und so ruft er dem Freunde zu:

Laetus sorte tua vives sapienter, Aristi!

Das heißt: „Wenn du deines Loses (deines Schicksals) froh bist, wirst du weise leben" oder freier: Weise ist, wer sein Leben, froh über das ihm Beschiedene, das ihm vom Schicksal Vergönnte, gestaltet.

Horaz sagt hier nicht contentus, sondern laetus. Die bloße Genügsamkeit will er hier nicht als Grundlage der Weisheit und des Glückes — beide sind auch ihm identisch — hinstellen, sondern die fröhliche Zufriedenheit. Es ist dasselbe, was Goethe sagt: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden", oder wir können das Horazische Wort am besten erklären, wenn wir einen anderen ausführlicheren Spruch Goethes heranziehen und ihn im Sinne des Horaz und mit seinen Worten selbst deuten. Sie kennen ihn auch. Er lautet:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Mahnt Goethe, man solle ums Vergangne sich keine Sorgen mehr machen, dem Unabänderlichen nicht mehr nachtrauern, so sagt auch Horaz (III 29):

Vergangnes macht dein Wille nicht ungeschehn,
Noch schafft er um und tilgt, was einmal
Uns die beflügelte Stund' entführte.

Mahnt Goethe: das Wenigste soll dich verdrießen, so erinnern wir uns, wie Horaz nicht müde wird, die Seelenruhe (otium) und den Gleichmut (aequa mens) zu preisen, vor allem aber gedenken wir jener graziösen Epistel, die er seinem Freunde Albius Tibullus sendet. Diesem haben die Götter huldvoll verliehen, was irgend nur ein Mensch ersehnen kann: Reichtum, Schönheit, Gesundheit, Ruhm, die Kunst zu genießen und die Kraft zu sagen, was er im Innersten fühlt. Aber

eins scheint doch dieser Götterliebling nicht besessen zu haben: den Gleichmut, die ruhige Gleichmäßigkeit. Sein Herz wird, wie es so bei dichterischen, phantasiebegabten Naturen der Fall zu sein pflegt, gar leicht in Unruhe versetzt: bald von der Spes, der Erwartung noch fehlenden Glückes, bald von der Cura, der Sorge um Erhaltung des ihn beseligenden Glückes, bald von den Irae, den Ärgernissen und Widerwärtigkeiten des Lebens, die mit Nadelstichen die empfindliche Seele peinigen, und den Timores, d. h. den Beängstigungen über mögliches Ungemach.

Da ruft ihm denn Horaz zu:

> Zwischen Hoffnung und Furcht, in wechselndem Sorgen und Bangen
> Denk' an jeglichem Tag, er sei dein letzter, und täglich
> Wird dir zum holden Geschenk, die du nicht hofftest, die Stunde.

Das ist ein Gedanke, den der Dichter besonders häufig ausspricht: Carpe diem, „nutze und genieße den Tag!“ „Gewinn sei jeder Tag Dir, den das Geschick beschert.“ „Laß den Ernst, nimm mit Freuden hin die Gaben der gegenwärtigen Stunde.“ Dona praesentis cape laetus horae! Linque severa!

Laß auch den Haß! fügt Goethe in echt christlichem Sinne der Forderung, die Gegenwart zu genießen, hinzu und mahnt, die Zukunft Gott zu überlassen. Genau so Horaz: „Was morgen sein wird, forsche du nicht! Überlasse den Göttern die Zukunft!“ Quid sit futurum cras, fuge quaerere! Permitte divis cetera. Besonders schön in dem Gedicht an Maecenas: „Weislich hüllt uns künftiger Zeiten Los ein Gott in dichtes Dunkel. Was die Zukunft bringt, wird gleich dem Strom sein, der bald friedlich hinwallt, bald Felsenblöcke und entwurzelte Steineichen wälzt und Herden und Hirten rings wildstrudelnd fortschwemmt, daß der Berge Schluchten umher und die Wälder dröhnen. Nur der wird heiter leben und selbstbewußt, der Tag für Tag am Abend sich sagen darf: Heut' lebt' ich, mag der Göttervater morgen den Himmel mit Wolken schwärzen, mag klar er ihn ausspannen im Sonnenglanz.“ — Auf solchen Erkenntnissen baut sich auch der Satz auf:

Laetus sorte tua vives sapienter!

Denn was trübt die laetitia? Bald ist es die Furcht vor dem Kommenden oder die Sorge, bald die trügerische Hoffnung, bald lassen alle die kleinen unvermeidlichen Verdrießlichkeiten des Tages ein Be-

hagen nicht aufkommen. Überhaupt ist es ja eine alte Erfahrungstatsache, daß der Mensch der Gegenwart am seltensten gerecht wird; ist er jung, lebt er gerne mit seinen Gedanken in der Zukunft, ist er alt, in der Vergangenheit.

Schlimmer ist, und das meint Horaz hier vor allen Dingen: wer zu viel begehrt, wer in Habsucht oder Ruhmsucht nimmer zu sättigen ist, der ist unweise, der wird ein Unfreier, ein Knecht des Goldes, ein Knecht seiner Eigenliebe. Wer nicht entbehren, nicht verzichten gelernt hat, der kommt mit seinem Leben nie zurecht, den knicken wie ein Rohr die Stürme, die ihm Enttäuschungen über Enttäuschungen bringen.

Aufrecht steht nur, wer allezeit die Freudigkeit, die Herzensstärke sich bewahrt.

Aber ist das nicht müde, altersgraue Weisheit? So fragen Sie vielleicht. Was soll uns das jetzt, die wir hinausstreben in die Welt, die wir um die Güter des Lebens ringen und die angesammelte Kraft im Daseinskampfe erproben wollen? — Ich meine, die Freudigkeit ist auch dazu ein gut und nützlich Ding, ja eine Waffe, die manchen Gegner niederstreckt, der Ihnen in Ihrer eigenen Brust erstehen wird, und manche Schwierigkeit, manches Hemmnis überwindet, das Ihnen die Verhälnisse bereiten werden. In der Freudigkeit liegen die Wurzeln des Mutes, der tapferen Entschlüsse, aber auch der unverbitterten Geduld und des unermüdlichen Ausharrens im Streben nach einem Ziele. Verzagen Sie nicht, wenn Sie erfahren, daß nicht alle Blütenträume reifen, daß auch das beste Wollen und das beste Können der Verkennung ausgesetzt ist, ja dieses gerade am allermeisten; werfen Sie die Flinte nicht ins Korn, sondern stehen Sie Ihren Mann! Fragen Sie aber auch nicht, was der andere hat oder kann und was Sie selbst nicht haben oder nicht können, auf daß Sie nicht selbst der Scheelsucht und dem Neide verfallen. Davor warnt auch dies Horazische Wort. — Wenn Sie jeden Tag nutzbar machen, wenn Sie wacker mit den Pfunden wuchern, die Ihnen verliehen sind — und je mehr Ihnen verliehen sind, desto größer sind die Aufgaben und die Verpflichtungen —, dann wird Sie das Bewußtsein der treuen Pflichterfüllung und Ihr gutes Gewissen beglücken. Aber auch ohne Genügsamkeit in Ihren Ansprüchen an das Leben, in Ihren Erwartungen

und Forderungen, ohne Selbstbescheidung und Maßhalten im Begehren und Streben werden Sie nicht zur weisen Lebensführung gelangen.

Was nennst du glücklich den, fragt Horaz, der unendlichen
Besitz gespeichert? Glücklich allein mit Fug
Sei mir gepriesen, wer der Götter
Gaben mit weisem Gemüt zu nutzen,
Doch auch die Armut heiter zu tragen weiß,
Der mehr als Tod ehrlose Gesinnung scheut.

Also: Seien Sie fröhlich, heiter in dem Berufe, den Sie wählen, in dem Amt, das Ihnen einst zu teil werden wird, in dem Lebenskreise, in dem Sie wirken sollen. Nicht den Griesgrämigen, nicht den Verbitterten gehört die Welt, sondern den Heiteren.

Stecken Sie sich hohe Ziele, aber doch auch nur erreichbare, und hadern Sie nicht voll Mißmut mit dem Geschick, wenn Sie nicht alle erreichen.

Lassen Sie die Freudigkeit Ihre Schritte beflügeln, Ihre Hoffnung beleben! Denken Sie an das Goethische Wort:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Denken Sie an das Horazische Wort: Laetus sorte tua vives sapienter! Und somit seien Sie Gott befohlen auf allen Ihren Wegen!

---

4. Tasso und Antonio, die Welle und der Fels.
1902.

Meine lieben, jungen Freunde! So sind wir denn auch mit Ihnen zu einem befriedigenden Abschlusse gelangt. Und es wäre unnatürlich, wenn wir, die wir jahrelang Ihre Lehrer gewesen, in dieser Stunde nicht mit besonderer Anteilnahme noch einmal Ihnen ins Auge schauten. — Webt sich doch in einem so nahen und innerlichen Verhältnis, wie das zwischen Lehrer und Schüler es ist, das Band der Sympathie unwillkürlich im Laufe der Zeit immer fester, und es spürt auch wohl empfängliche Jugend selbst gar leicht, daß nicht nur Lob, sondern gerade strenger Tadel nur das Beste will. Wir haben an ernsten Mahnungen und Warnungen auch bei Ihnen es nicht fehlen lassen, und wenn wir Sie heute hinaussenden ins Leben, so beschleicht uns neben der Freude und Hoffnung auch schwere Sorge, ob Sie alle allezeit fest bleiben werden im Kampfe wider Ihre Schwächen und bösen Neigungen. Und wenn Sie jetzt ins freie Meer des Lebens

hinaussteuern, so wissen Sie selbst bereits, daß auch unter klarem Spiegel Klippen drohen. Möchten Sie sicher und ruhig Ihr Fahrzeug auch durch die Brandung bringen! —

Aus jener Schule, die Sie zum Leben auszurüsten strebte, treten Sie heute heraus, in die Schule des Lebens hinüber, die man auch wohl die rauhe Schule des Lebens nennt, denn diese wird Sie nicht immer so sanft fassen, so methodisch lenken uud leiten, so glücklich zu einem Ziele führen, wie es derjenigen nunmehr gelungen ist, die Sie jetzt entläßt.

Doch vielleicht erscheint Ihnen in dieser Stunde das Verhältnis umgekehrt. Die Schule, die Sie verlassen, dünkt Ihnen eine Stätte des Zwanges und der Unterordnung, vielleicht sogar ein mühsames Arbeitsfeld voll Schweiß und Anstrengung, und die Schule des Lebens, die Ihnen winkt, erscheint Ihnen als die Stätte der Freiheit und des Genusses, als ein lustiger Garten, in dem bunte Blumen blühen und die Quellen rauschen. Wer weiß, ob dies Bild Wahrheit wird? Denken Sie an das Wort des Psalmisten: „Wenn das Leben köstlich gewesen, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Dereinst, das sage ich Ihnen voraus, werden Sie an Ihre Schulzeit zurückdenken wie an eine freundliche Insel, an die nur leise plätschernd die Wellen schlagen.

Die Vergangenheit erscheint uns ja zumeist als ein ruhiges, glattes Meer im Gegensatze zu der unruhig bewegten, brandenden, wogenden Gegenwart. Aber es kommt hinzu: das Leben kennt keine Rücksicht, es wirft uns oft schonungslos hin und her oder rüttelt uns zusammen; plötzlich stellt es uns vor eine Aufgabe, und wiederum vor eine andere, und was wir verfehlten, wird weit strenger und härter bestraft, als die nach Gerechtigkeit und ernster Milde strebende Schule zu strafen pflegt.

Im „Julius Caesar“ Shakespeare's lesen wir:

Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt;
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.
Wir müssen, wenn der Sturm uns hebt, ihn nützen,
Wo nicht, verlieren wir des Schicksals Gunst. —

Wir haben in unseren Gedankengängen, die wir an die Lektüre der großen Meisterwerke Lessings und Goethes, Schillers und Shakespeares anschlossen, oft das Problem behandelt, wie sich Schicksal und Charakter des Menschen zu einander verhalten; wir haben den Wahn bekämpft,

daß der Mensch nur ein Produkt seiner Anlagen und des Milieus, der Umwelt, sei. Individuum heißt: etwas Unteilbares, und so ist auch der einzelne Mensch in der Innerlichkeit seines Wesens unwiederholt, eine eigenartige Einheit. Was er aus dieser macht, das ist sein Charakter, und das ist sein Schicksal.

Es ist noch nicht lange her, daß ich Ihnen an dieser Stelle gleichsam das Programm einer ganzen Lebensanschauung — sagen wir einer idealistischen Lebensanschauung, die auf eine charaktervolle Wesensbildung hinzielt — entwickelt habe. Ich will mich nicht wiederholen, sondern nur an Eines erinnern, auf daß Sie es als wohlgemeintes Scheidewort mitnehmen. Ich sagte, die Arbeit an sich selbst ist nicht nur die schwerste Aufgabe des Lebens, sondern der Sieg in ihr ist auch das einzig wahrhaft Beglückende. Der Doppelsinn des Lebens, d. h. unsere zwiespältige, sinnlich-geistige Natur und unsere Unvollkommenheit, der es nur selten gelingt, die feine Mittellinie zwischen fehlerhaften Extremen zu finden, geschweige denn inne zu halten, versetzen uns auch in der Charakterbildung in die heftigsten Widersprüche mitten hinein. Ich erinnere Sie an den Schluß des „Tasso“, der Sie im Prüfungs-Aufsatz beschäftigte. Die beiden in ihrer Art schroff entgegengesetzten Naturen finden dort endlich jene feine Mittellinie, die sie doch auch verbindet; sie streben dem Punkte zu, wo sie sich eins wissen. Da sagt der am Felsen gestrandete Tasso zu Antonio, voll Schmerz, aber doch nicht ohne hohes Selbstgefühl:

> O edler Mann! Du stehest fest und still,
> Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
> Allein bedenk' und überhebe nicht
> Dich Deiner Kraft! Die mächtige Natur,
> Die diesen Felsen gründete, hat auch
> Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
> Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
> Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
> In dieser Woge spiegelte so schön
> Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
> An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
> Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —

Goethe entlehnt gerne dem Wasser seine Gleichnisse, hat er doch dessen Poesie, wie kein zweiter im „Fischer“ zu deuten gewußt. Und so vergleicht er des Menschen Seele mit dem Wasser, das vom Himmel kommt und wieder zum Himmel aufsteigt, und zwar des Kindes Seele

mit dem reinen Strahl, der in Wolkenwellen zum glatten Fels lieblich herniederstäubt, des Mannes Seele mit dem unmutig über Klippen schäumenden Sturzbach und des Greises Seele mit dem glatten See, in dem ihr Antlitz weiden alle Gestirne. Er stellt in „Mahomets Gesang“ mit wahrhaft genialer Phantasie das Streben und Ringen und Siegen der gottbegnadeten, machtvollen Persönlichkeit unter dem Bilde des Stromes dar, der allmählich sich entfaltend immer breiter schwillt, silberprangend die Ebene durchzieht, während die Quellen und Flüsse ihm zujauchzen: Bruder, nimm die Brüder mit! und der dem ewigen Vater, dem Ozean, seine Kinder freudebrausend an das Herz trägt.

Oder in den „Grenzen der Menschheit“ lesen wir die Zeilen:

> Was unterscheidet
> Götter und Menschen?
> Daß viele Wellen
> Vor jenen wandeln,
> Ein ewiger Strom:
> Uns hebt die Welle,
> Verschlingt die Welle,
> Und wir versinken.

Die Zeit bringt uns, und die Zeit nimmt uns wieder hinweg. Vor jenen, den Göttern, rauscht sie vorüber. Sie stehen am festen Ufer und sehen dem wechselvollen Schauspiel zu. Den Menschen gehört nur eine kurze Spanne, wie die Welle auftaucht und wieder untersinkt; jene aber sind ewig, sie rührt nicht Wind, nicht Sturm.

Wenn nun Tasso sich mit der Welle vergleicht, so will er gegenüber dem Felsen Antonio, an dem die Welle barst, an dem der Dichterjüngling gescheitert ist, sein Unterliegen kennzeichnen und demütig sich unterordnen, aber er weiß auch, was die Welle auszeichnet: es ist die Beweglichkeit und sodann die Fähigkeit, die Sterne und den Himmel abzuspiegeln — es „ruhten die Gestirne an dieser Brust“, — „in dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich“. Tasso weiß wie Faust: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“, ja die Dichtung ist nur ein farbiger Abglanz des Lebens. Und wie die Welle sich an die Welle und an das Ufer schmiegt, so umfängt mit Sympathie der Dichter die Welt und stellt sie im Widerscheine dieser Liebe dar. Aber die Beweglichkeit hat auch ihre große Gefahr — sendet die mächtige Natur ihren Sturm, so flieht die Welle und schwankt und beugt sich

schäumend über, und der Glanz verschwindet. So hat Tasso im Sturm des selbstverschuldeten Unglücks alle Ruhe, alle Harmonie der gleichgestimmten Sinne verloren und steht da, als ein gebrochener Mann, als eine schwankende und schäumende Welle. —

Der Welle, der beweglichen, wird hier der Fels entgegengestellt. Er ragt fest und unerschütterlich auf. Das ist sein Vorzug, seine Stärke. Aber er hat auch etwas Kaltes, Starres, Strenges, ja Drohendes. An ihm scheitern die Schiffer. — Und so ruft Tasso Antonio zu: „Überhebe nicht Dich Deiner Kraft!“ —

Und welchen Schluß ziehen wir aus alledem für die Bildung unseres inneren Wesens, welche Mahnung gewinne ich für Sie daraus, meine lieben Abiturienten?

Ich denke, wir sollen die Gegensätze zu versöhnen suchen, das Wesen der beweglichen, die Sonne und die Sterne spiegelnden Welle und das Wesen des festen unerschütterlichen Felsens in uns zu vereinen suchen. Das ist auch ein Problem in der Charakterbildung.

Wenn Sie dem Tasso mit seiner Beweglichkeit und Regsamkeit, mit seiner überschwenglichen Phantasie, seinem sich selbst marternden Gefühlsleben gleichen, so suchen Sie sich zu mäßigen und zu festigen. Und wenn Ihre Art mehr die des Antonio mit seiner kühlen Nüchternheit und klaren Besonnenheit, ja drohenden Festigkeit ist, so suchen Sie das Starre in Bewegung und Leben umzusetzen. Es wird Ihnen im Leben oft ergehen, daß Sie es unmöglich finden, beide Gegensätze in eins zu schmelzen. Aber streben Sie darnach! Erstarren Sie nicht, aber verweichlichen Sie auch nicht!

„Was gelten soll, muß wirken und muß dienen“, d. h. man muß selbsttätig sein, schaffen und sich durchsetzen und doch auch sich anschmiegen, sich einordnen in das Allgemeine. Seien Sie *hart und fest wie ein Fels!* Seien Sie es nicht gegen Ihre Mitmenschen, die Ihnen Liebe entgegenbringen, wohl aber gegen sich selbst, gegen Ihre Launen und Schwächen gegenüber den Versuchungen, die in mannigfachster Gestalt an Sie herantreten werden!

Weich und beweglich wie die Welle: Seien Sie, oder ich sage zu manchen von Ihnen: *bleiben* Sie empfänglich für alles Gute und Schöne, offenen Sinnes für die Herrlichkeit der Natur und für die ewigen Ideen, welche die edelsten Geister der Menschheit erfüllt haben. Lassen Sie diese sich in Ihrem Innern spiegeln, wie die Welle

die Sonne widerspiegelt. Aber seien Sie nicht leves flecti, nicht leicht bestimmbar durch schlechten Umgang, durch verwerfliches Beispiel, seien Sie nicht weichlich und schwächlich gegen sich selbst oder im Kampfe des Lebens.

Was in der Stille jetzt unter dem Einflusse der Eltern und der Schule an Talent und an Charakter sich entwickelt hat, das sollen Sie nun im Strom des Lebens weiter entwickeln. Sie sollen, um diesem Bilde zu folgen, tüchtige Schwimmer werden, und da rufe ich Ihnen ein anderes Dichterwort zu:

> Willst du Großes, laß das Zagen!
> Tu nach kühner Schwimmer Brauch:
> Rüstig gilt's, die Flut zu schlagen,
> Doch es trägt die Flut dich auch.

Das bedeutet: Wohl gilt es, sich abmühen und Widerstrebendes besiegen und tapfer sich zu rühren, aber wer dies gelernt hat, den heben auch die Verhältnisse, der ringt sich empor, getragen vom Glück, das er verdient und das ihn belohnt.

Sie sehen: in mannigfachen Wendungen, die man dem Wasser, diesem beweglichen, schier seelischen Elemente entlehnt, läßt das Problem, wie man das Leben meistert und wie man zum Charakter erstarkt, sich umschreiben.

Und so will ich denn wünschen und hoffen, daß Sie mit günstiger Fahrt auf das Meer des Lebens hinaussteuern, daß Sie Sturm und Unwetter tapfer bestehen, daß Sie die Klippen der Jahre lockender Freiheit umfahren, daß Sie nicht Schiffbruch leiden in Ihrem Glauben und in Ihrer Hoffnung, sondern allezeit am Steuer haben: die Pflicht, das Gewissen, die Gottesfurcht. Und somit seien Sie Gott befohlen!

---

5. Cicero und Horaz,

humanitas und urbanitas.

1903.

Meine lieben jungen Freunde! Sie heute noch einmal vor mir zu sehen, ist mir eine Freude. Eine Freude, die auch durch das Gefühl des Abschiednehmens nicht getrübt werden soll. War es doch für uns alle, die wir Sie unterrichteten, in den letzten Jahren eine angenehme und dankbare Aufgabe, und ein jeder von uns ging gerne in Ihre Klasse. Es ist nur möglich, wenn der Geist des Vertrauens jenes engere Band zwischen Lehrern und Schülern webt, das mit den Jahren immer fester wird und oft das Leben hindurch dauert. Ja, es ist etwas Schönes drum, wenn die Schule mit guter Zuversicht ihre Zöglinge ins Leben hinaus entlassen und später mit Stolz auf die tüchtigen Männer hinweisen kann, die aus ihr hervorgegangen sind. Und es ist anderseits etwas Schönes drum, wenn die Schüler der alma mater, die sie nährte mit Geisteskraft, eine dankbare Erinnerung und ihren Vertretern treue Anhänglichkeit bewahren. Heute erfüllt begreiflicherweise vor allem das Gefühl des Stolzes über das Geleistete Ihre Brust. Sind Sie doch nicht nur neun Jahre oder darüber von Stufe zu Stufe emporgestiegen, sondern haben Sie doch auch die Feuertaufe des so lange — ja länger als sonst gewöhnlich — gefürchteten Examens glücklich bestanden. Man kann die Menschen auch in dieser Hinsicht einteilen, ob sie Examens-Menschen sind oder nicht, ob sie dreist und keck alle ihre Geisteskräfte auch in kritischen Augenblicken beisammen haben, oder ob sie durch das Bewußtsein der Wichtigkeit der Stunde, durch die Verantwortlichkeit niedergedrückt oder durch das Fremdartige und Neue der Lage abgelenkt, der freien Verfügung über ihr Wissen und Können entraten. Es ist noch nicht immer der Wortgewandteste und Unverfrorenste auch der feinste und klügste Kopf. Und da nun einmal beim Examen das Beste sich doch nicht abfragen und aufweisen läßt, und da ihm immer etwas Unberechenbares, Willkürliches und Zufälliges anhaftet, fällt solche Probe oft gegen Erwarten aus. Nicht jedem von Ihnen gelang es, sich ebenso rasch wie in den Wortlaut auch in den Geist der Livius-Stelle (XXVI. 13) hineinzudenken, in jenen herben Geist der Verzweiflung, der aber

doch groß und würdig bleibt und den freiwilligen Tod der Übergabe an den nicht ohne Grund unerbittlichen und unversöhnlichen Feind vorzieht, in die Seelen jener kampanischen Senatoren, die als Helden gekämpft und ihre Vaterstadt verteidigt haben, nun aber, am Ende ihrer Macht angelangt, in feierlicher Runde den Giftbecher kreisen lassen? Wahrlich doch ein erhabenes und erhebendes Schauspiel, eine Tragik, die Menschengröße offenbart, auch wenn sie vom Schicksal bezwungen wird! — Bei der Kürze der zugemessenen Zeit konnte ich leider nicht noch an Horaz anknüpfen, in dessen Ideenwelt Sie mir mit verständnisvollem Eifer gefolgt sind. Ich stand sonst gerade an jenem Prüfungstage unter einem tiefen und starken Eindrucke, dessen Wurzel eben bei Horaz zu suchen war. Ich erhielt nämlich die Kunde, daß ein von mir hochverehrter Mann, der langjährige Direktor des Kieler Gymnasiums, Konrad Niemeyer, ein Mann von klarem und wahrem Wesen und von reinster Humanität und Urbanität, der vor kurzem hochbetagt gestorben ist, für sein Grabmal eine Inschrift bestimmt hat, die ebenso kurz und schlagend wie charakteristisch ist, nämlich das eine Horazische Wort: Vixi!

Sie wissen, wo es steht. Vielleicht entsinnen Sie sich auch noch, daß ich vor zwei Jahren bei der gleichen Gelegenheit, der Abiturienten-Entlassung, auf jenes Wort hinwies und es im Zusammenhange der Horazischen Lebensanschauung deutete. Und es freute mich, daß die Rede, welche ich dem verehrten Manne zusandte, seine besonders lebhafte Zustimmung fand. Denn es traf seine innerste Überzeugung, diese Horazische und — wie ich ausführte — ebenso Goethische Weisheit: „Nur der wird heiter leben und selbstbewußt, der Tag für Tag am Abend sich sagen darf: Heut' lebt' ich, mag der Göttervater m o r g e n den Himmel mit Wolken schwärzen, mag er klar ihn ausspannen im Sonnenglanz“:

Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse „Vixi“: cras vel atra
Nube polum pater occupato
Vel sole puro.

Wenn nun der treffliche Mann auf seinen Grabstein das Wort Vixi setzen läßt, so bedeutet es, am Abend des letzten Tages, nicht nur: „Ich habe gelebt, und es ist nun vorbei mit mir“, sondern:

„Ich habe mein Wesen in lebendiger Tätigkeit vollendet, ich habe aus mir gemacht, was ich konnte und sollte“. Es klingt die frohe, selbstbewußte Zuversicht hindurch: „Ich werde fortleben im Gedächtnisse vieler Menschen, und die Spuren meines Lebens und Wirkens reichen noch über mein Grab hinaus“.

Meine lieben, jungen Freunde! Sie stehen am Anfange des Lebensweges. Aber ich sage: Wohl Ihnen, wenn Sie Ihr Leben so einzurichten streben, daß Sie an jedem Tage das heitere und stolze Gefühl haben: „Heut' lebt' ich, der Tag war mein!“, um am Ende Ihres Seins auch mit Nachdruck und Genugtuung das „Vixi!“ bekennen zu können. Vergeuden Sie nicht zwecklos Ihre schönen Jugendtage, Ihre Jugendkraft! Scheuen Sie das Gemeine und Erniedrigende! Es gilt, seinem Leben, ja jedem Tage den rechten Inhalt zu geben in geistiger und sittlicher Hinsicht. —

Gerade die beiden Römer, die uns in den letzten Jahren so manche Stunde verklärt haben, Horaz und Cicero, haben ihr Leben in diesem Streben eingerichtet. Cicero ist, wie wir in der Schrift „von den Pflichten“ gesehen haben, durchdrungen von der Überzeugung, daß wir „von der Natur ins Leben gestellt sind, nicht des Spieles und des Vergnügens halber, sondern für ernste und wichtige Aufgaben“; und als seine politische und juristische Tätigkeit lahmgelegt war, da war er zwar amt- und berufslos, aber doch nimmer ein otiosus im Sinne des Müßigen und Untätigen; er war vereinsamt, aber doch nimmer allein, denn es umschwebten ihn die Geister der griechischen Denker; er versenkte sich in die Philosophie. Diese war ihm von Jugend auf eine Gefährtin gewesen, und selbst im Getriebe der Geschäfte hatte ihre Stimme ihm nicht ganz geschwiegen. Denn sie war ihm die Bildnerin, die Mutter des Lebens; denn erstens schien sie ihm unentbehrlich zur vollkommenen Beredsamkeit, sodann war sie ihm die Quelle aller Humanität, aller höheren Menschlichkeit, und endlich gewährte sie ihm den Trost und die Stütze der Religion. Darum preist er sie im fünften Buche der Tusculanen wie eine Göttin; es klingt wie ein Hymnus, wenn er anhebt: O vitae philosophia dux! O virtutis indagatrix expultrixque vitiorum! und wenn er sie rühmt als die Mutter alles menschlichen Gemeinwesens, als die Erfinderin der Gesetze, die Lehrmeisterin der Sitten, als die Zuflucht und Hilfe gegen jede Kümmernis. Est autem unus dies bene et ex praeceptis

tuis actus peccanti immortalitati anteponendus. Das ist dasselbe, was dem Horaz das Bekenntnis „Vixi“ eingibt. Cicero kennt die geistigen Werte, die dem Dasein erst den rechten Gehalt geben; er hat die hohe Bestimmung des Menschen erkannt und weiß sie zu erweisen; ihm ist das Dasein der Gottheit wie die Göttlichkeit der Menschenseele eine Gewißheit, die er in sich erlebt; er kennt die Wichtigkeit und Heiligkeit der Pflichten, die er aus den vier Kardinaltugenden ableitet. Und dabei ist es ihm weniger um eine rein abstrakte Erkenntnis zu tun als vielmehr darum, sichere Grundsätze des Handelns in den Wirren des Lebens zu gewinnen. Und wir haben uns des jugendlich feurigen Geistes gefreut, der diese Schriften des alternden Cicero durchweht, der Kraft und Wärme der Darstellung, die den ganzen weiten Umkreis einer Gedankenwelt umfaßt, deren kein denkender, zum Bewußtsein seiner selbst erwachter Mensch sich erwehren kann. Ist Cicero auch kein selbständiger Systematiker, macht er also auf Originalität keinen Anspruch, entnimmt er bald den Kern der Gedanken den Stoikern und die Schale den Akademikern, so hat er doch aus dem Vielen und Mannigfaltigen, welches ihm die griechischen Philosophen boten, in gewissem Sinne etwas Einheitliches gemacht, was die Züge seines griechischen Geistes und seiner im Grunde doch römischen Seele trägt. Obenan steht ihm das Problem, wie wir die Forderungen und das Wesen der eigenen Natur mit den Forderungen der allgemeinen, höheren Natur in Einklang bringen, also das *τῇ φύσει ὁμολογουμένως ζῆν.* Viele beherzigenswerte, für die Charakterbildung bedeutsame Wahrheiten haben wir seinen Darlegungen entnommen. Und ich hoffe, daß diese Welt des philosophischen Denkens Ihnen nicht vergebens erschlossen worden ist, und daß Sie an den jetzt endlich sich auch in weiteren Kreisen wieder mehr regenden philosophischen Bestrebungen Anteil nehmen werden. Sie wissen, wie Cicero seinen Sohn ermahnt, die Universitätsjahre in Athen, in der Schule des Kratippus, zu nutzen und sich eines solchen Studiums im späteren Leben würdig zu zeigen. Welche Wissenschaft Sie auch zu der Ihrigen machen, es fehlt den Einzelheiten das geistige Band, wenn Sie diese nicht in den Zusammenhang des Allgemeinen bringen, wenn Sie nicht die großen Fragen im Auge behalten, die auf Wesen und Wert und Bestimmung des Lebens und des Menschen-Seins hinzielen.

Wir haben es an Horaz bewundert, wie er als echt philosophischer

Dichter das einzelne unter den Gesichtspunkt einer Idee rückt, wie er jedes Tagesereignis, sei es die Abreise oder der Tod oder das Wiedersehen eines Freundes, sei es der Sturz eines Baumes, der ihn beinahe erschlagen hätte, sei es eine Einladung des Maecenas, ihn zu besuchen, sei es ein Fest eines Gottes u. dgl. m., mit Gedanken, mit Reflexionen begleitet. Wir haben aber auch bewundert, wie diese philosophische Grundrichtung seine ganze Gesinnung, seinen Charakter beherrscht. Sie hält ihn fern von Eitelkeit und Selbstüberschätzung, so daß er mit schöner und nachahmenswürdiger Pietät seines Vaters gedenkt, dem er seine höhere Bildung verdankt, der über der Keuschheit seiner Jugend wachte. Sie hält ihn fern von Ehrsucht und Strebertum und führt ihn zu der Erkenntnis, daß nicht die äußerlich aufgeklebte Marke den Wert des Menschen bestimmt, auch nicht Ahnen und vornehmer Name, sondern — „der Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist“, wie es Goethe wendet. Er weiß wohl, daß er Schwächen hat, wenn es bei seinem purum pectus auch nur kleine Fleckchen sind, aber er erzieht sich selbst unablässig, und auch seine Lehrmeister sind die Philosophen der Griechen. Bald klingt das Lob des stoischen Tugend-Weisen hindurch, der allein reich und wahrer König, auch ohne Diadem, sei, bald und vornehmlich die heitere Weisheit des Aristipp und seines Geistesnachfolgers, des Epikur, die den maßvollen Genuß, das *ἔχω, οὐκ ἔχομαι* als Lebensdevise sich erwählt haben.

Ist Cicero uns ein Vertreter antiker humanitas, so Horaz vor allem ein Vertreter römischer urbanitas. „Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht“, sagt Theodor Storm in dem Gedichte an seine Söhne. So ist Urbanität jenes feine, städtische Wesen, jene gewandte, angenehme Rücksichtnahme im Gegensatze zu bäuerischer Plumpheit und Rücksichtslosigkeit, der rusticitas. Sie ist Höflichkeit, die aber durchaus nicht zu unwahrer Schmeichelei wird; sie mildert den Tadel und die Einwände, ohne die wahre Meinung zurückzuhalten oder zur Unkenntlichkeit zu entkräften. Sie schwächt den Zorn und die Leidenschaft ab; sie ist geschmeidiges Wesen ohne Falsch; sie ist eine Tugend des Herzens im Verein mit einer glücklichen Bildung des Geistes; sie ist mit einem Worte Liebenswürdigkeit, gepaart mit Wahrhaftigkeit.

Sie erinnern sich der 7. Epistel des ersten Buches, wo Horaz mit aller Bestimmtheit seinem hohen Gönner Maecenas gegenüber, der ihn nicht in Rom entbehren kann noch will, seine Selbständigkeit bewahrt;

aber alles in so feiner und doch deutlicher, alles in so liebenswürdiger und doch charaktervoller Weise, daß wir den starken Eindruck eines Mannes haben, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und eines Dichters, der auch im Plauderton seinen Stoff künstlerisch gestaltet, d. h. alles einzelne im Lichte eines höheren Allgemeinen, nämlich einer Idee und einer Grundstimmung, zu behandeln weiß. Ja, selbst wenn er den zudringlichen Schwätzer, der ihm auf der Sacra via lästig fällt, abzuschütteln sucht, wandelt sich sein Unmut in die Urbanität vornehm abweisender Gelassenheit. Wer ihm zuwider ist, dem erkennt er die Berechtigung, ihn zu ärgern, nicht zu, sondern er sieht über ihn hinweg, mit verhaltener Verachtung oder mit sieghaftem Humor.

Es ist köstlich, wie bei ihm das Selbstgefühl und die Demut sich zu feiner Abgeklärtheit einer zutreffenden Werteinschätzung des eigenen Könnens verbinden, und wie er sich mit dieser im Umgange auch mit den Höchstgestellten behauptet.

Der Grundzug seines Wesens ist der einer nachdenklichen Beschaulichkeit, einer reflektierenden Natur. Und so verstehen wir es, daß er am sinkenden Abend das Werk des Tages zu überschauen und prüfend sich zu fragen liebte, ob er ihn zum Gewinn sich rechnen könne, oder ob der Tag ein verlorener sei, ob er mit ihm heiteren Geistes abschließen könne ohne Furcht vor dem Kommenden, ohne flatternde Wünsche für die Zukunft. Ich möchte Ihnen ein Gleiches empfehlen. Fragen Sie sich immer am Abend, ob Sie ein „Vixi“ mit Genugtuung darunter setzen können! Suchen Sie Ihren Geist mit philosophischen Ideen anzuregen, wie Cicero und Horaz ihr Leben lang nicht müde wurden, suchen Sie die weit umfassende Geistesbildung, die humanitas des Cicero zu gewinnen und die feinen, edlen Lebensformen der urbanitas eines Horaz sich anzueignen. Bleiben Sie aber auch in dessen Pietät eingedenk und würdig all der Sorge, all der hütenden und verhütenden Erziehungsmühen, die Elternhaus und Schule auf Sie verwendeten, und vergessen Sie nicht, was dem Menschenleben erst den rechten Wert und Gehalt gibt, nämlich die Erkenntnis seiner höheren Bestimmung! —

Gott sei mit Ihnen!

6. Eine Betrachtung der Zeit.
1904.

Meine lieben, jungen Freunde!

So hat sich denn auch für Sie Ihre Schulzeit erfüllet, und ich kann Sie nicht nur mit den besten Wünschen, wie sie meinem warmen Interesse für Sie entsprechen, sondern auch mit schönen Hoffnungen entlassen, die sich auf das gründen, was Sie in Ihrem sittlichen Verhalten und in Ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit an den Tag gelegt haben.

Wenn ich heute nun noch ein Abschiedswort von dieser Stelle an Sie richte, so liegt es wohl nahe, daß ich mich in den Gedankenkreisen halte, in denen wir uns die letzten Jahre hindurch in den deutschen Stunden bewegt haben, und daß ich an eine theoretische Auseinandersetzung das anschließe, was ich für Ihr praktisches Leben in der Zukunft auf dem Herzen habe.

Ich hielt es im Deutschen nicht für meine letzte Aufgabe, Sie in das Wesen der Poesie und somit auch des poetischen Ausdrucks einzuführen, Sie darauf hinzuweisen, wie die phantasiemäßige Bewältigung der Wirklichkeit auch notwendig zu einem anderen Ausdruck in der Sprache führt als das verstandesmäßige Erfassen der Dinge. Wenn ich z. B. sage: „Gott ist ewig", so spreche ich damit ein logisches Urteil aus, in dem ich dem Begriffe „Gott" einen anderen Begriff „ewig" beilege. Die Ewigkeit ist ein völlig abstraktes, gedankenhaftes Wort, ein toter Begriff. Wie spricht der Dichter im Unterschiede von dem Philosophen? Wir lesen es in dem Psalm: „Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Herr, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Hier ist also der leblose Begriff in lebensvolle Anschauung umgewandelt worden. Stufenweise bereichert sich das Bild: die Berge — die Erde — die Welt, d. h. alles, was wir mit unseren Sinnen erfassen, was wir in den Weiten und Fernen mit unserem äußeren und inneren Auge wahrnehmen können, — ehe das alles war, war Gott, und wenn das alles nicht mehr sein wird, wird doch Er noch sein von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Es führt aber ferner die phantasiemäßige Deutung der Wirklichkeit zu einer Verschmelzung des Geistigen und des Sinnlichen, zur

Übertragung des Konkreten auf das Abstrakte und des Geistigen auf das Sinnliche, worauf die Metapher in der Sprache beruht.

Wir haben „Wallenstein" und „Macbeth" gelesen. Ich will Sie nur an einzelnes erinnern. Da nennt Wallenstein dem Illo, der ihn zum Verrate zu reizen sucht, die Treue den nächsten Blutsfreund, als dessen Rächer sich der Mensch geboren fühle, und den Treubruch den gemeinen Feind der Menschlichkeit, das wilde Tier, das mordend einbricht in die sichere Hürde, worin der Mensch geborgen wohnt.

Max Piccolomini bezeichnet die unselige Falschheit als die Mutter alles Bösen und die Wahrhaftigkeit als die welterhaltende Macht; die Not heißt die ungestüme Freierin, der Argwohn ein wärmend Feuer, das, angefacht, verzehrend wird; ja, er wird der böse Dämon, der ins Verderben treibt und um das Haupt des Verblendeten die schwarzen Flügel schlägt."

Kann man anschaulicher die den Sinn, die Besinnung umdunkelnde Angst und Sorge des Ruhmsüchtigen veranschaulichen? Er weiß es: „Der Rache Stahl ist schon für meine Brust geschliffen, denn jede Untat trägt ihren eignen Racheengel schon, die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen". Und ein andermal:

„Weit offen ließ ich des Gedankens Tor und warf die Schlüssel weiser Vorsicht weg." Oder er fragt sich: „Soll brüderliche Zwietracht feuerhungrig durch die Straßen losgelassen toben?" —

Wir sahen im „Macbeth", wie ungeheuer reich die Sprache Shakespeares an Metaphern ist, wie er sie zu häufen liebt, z. B. in jener gewaltigen Szene, wo Macbeth seine Untat schildert:

> Mich dünkt', es rief vernehmlich: Schlaf nicht mehr!
> Macbeth erwürgt den Schlaf, den heil'gen Schlaf,
> Den Schlaf, der wirre Sorgenknäul entwirrt,
> Den Tod vom Leben jedes Tags, das Bad
> Erschöpfter Müh', den Balsam wunder Herzen,
> Den zweiten Gang im Gastmahl der Natur,
> Das Hauptgericht beim Fest des Lebens.

Doch, ich will die Einzelheiten nicht häufen, sondern meine Darlegungen beschränken auf einen der rätselvollsten Begriffe, auf den der Zeit. Und damit die Zeit Ihnen, die Sie jetzt an der Grenze zweier Zeiten stehen, bei der Betrachtung der Zeit nicht lang werde, will ich mich kurz fassen.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was die Zeit denn eigentlich ist? Sie werden gewiß sagen: Die Zeit ist die Aufeinanderfolge von Sekunden, Minuten, Stunden, von Morgen und Abend, von Tagen, Wochen, Monden, Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden. Aber da in dieser Begriffsbestimmung, bei jeder Einzelerscheinung das definiendum bereits vorausgesetzt wird, nannte Kant die Zeit wie den Raum nicht einen empirischen Begriff, nicht etwas für sich Bestehendes, nicht etwas den Dingen Anhaftendes, sondern eine reine, apriorische Form unserer Anschauung.

Wie subjektiv unsere Auffassung der Zeit ist, wie sehr wir auch bei ihr unser eigenes Wesen zum Maße der Erscheinungswelt und besonders des Rätselhaften darin machen, das wird Ihnen einleuchten, wenn wir von dem kleinsten Zeitmaße, der Sekunde, reden. Dies Maß ist doch sicher dem Schlage des Herzens entnommen, da sich bei dem ausgereiften Manne ungefähr der Pulsschlag mit einer Sekunde deckt. Ebenso wie uns die Welt bei der geringsten Veränderung unseres Auges buchstäblich in ganz anderem Lichte erscheinen würde, so bedarf es auch nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie die Zeit und die Veränderungen in ihr uns erscheinen würden, wenn wir etwa 100 oder 1000 mal rascher oder langsamer lebten als in unserer jetzigen Daseinsform. Aber auch schon mit dieser geht dem einen die Zeit dahin so schnell wie ein Pfeil, er möchte sie aufhalten, möchte den Sonnenrossen in die Zügel fallen; dem andern schleicht sie müde und träge dahin, er möchte die schläfrigen Stunden peitschen, er möchte Jahre überspringen. Dabei ist die Zeit ungreifbar. Die Vergangenheit ist nicht mehr, die Zukunft noch nicht, und der Augenblick schon entflohen, sobald wir ihn zu denken beginnen. So vergleichen wir denn das Unbegreifliche mit dem Begreiflichen und übertragen unsere Anschauungen auf das gedanklich Unfaßbare. Wir nennen die Zeit eine Linie, die keinen Anfang und keinen Zielpunkt hat, einen Strom, wo Flut auf Flut sich ohn' Ende dränget; ja jeder findet in ihr, was er in sie hineinträgt. Bald ist sie ein sanftes Wesen, bald ein Sturmesbrausen, bald ein goldiges Morgenrot, bald ein trüber Abendhimmel, ein grauer Wintertag — ich erinnere Sie an Storms Gedicht „Ein Sterbender" —

> Am Fenster sitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
> Und trommelt müßig an die feuchten Scheiben;
> Grau ist der Wintertag und grau sein Haar.

Nimmer auch besieht er aufmerksam
Der Adern Linien auf der welken Hand.
Es geht zu Ende.

Wir nennen die Zeit die Wiege immer neuer Geschlechter und das Grab alles Vergänglichen, die allein Unveränderliche, Ewige, nimmer Schlummernde; wir sprechen vom Webstuhl, vom Geist der Zeit, vom Schritt der Zeit, wie Schiller in den Sprüchen des Konfucius:

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt:
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Was lasen wir im „Wallenstein" und im „Macbeth"? Dort heißt es:

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Ganz ähnlich im Macbeth: „Ich fühle schon die Zukunft in dem Jetzt". Und anstatt die Hexen abstrakt zu fragen, ob sie die Zukunft kennen, fragt Banquo:

Könnt ihr hineinschaun in die Saat der Zeit
Und wißt, welch Korn wird aufgehn, welches nicht?

Oder die Zeit des Erdenlebens nennt Macbeth ein Ufer, eine Sandbank, die im Wasser ebenso leicht auftaucht wie verschwindet; ein andermal grübelt er also:

Ein Wiegen und ein Wogen und ein Wogen,
So kriecht's mit kurzem Schritt von Tag zu Tag,
Bis an den letzten Punkt im Buch der Zeit. —

Doch mit diesen Darlegungen will ich Ihnen nicht nur noch zum Schlusse eine Anregung zu weiterem Nachdenken und Nachforschen geben — worauf ja im Grunde genommen alle unsere Unterweisung hinzielte —, sondern sie sollten mich zu zwei Aussprüchen hinführen, die, wie ich glaube, besonders fruchtbar für diese Abschiedsstunde sein könnten.

Als Gordon den unerbittlichen Rachedämon, den Butler, nur um kurze Frist noch anfleht, da ruft er aus:

> O die Zeit ist
> Ein wundertät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
> Viel tausend Körner Sandes; schnell wie sie
> Bewegen sich im Menschen die Gedanken.
> Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
> Das seinige sich wenden.

Und als das Furchtbare geschehen ist, als Oktavio zu spät kommt, da fährt er auf Butler los:

> Mußt' es so rasch gehorcht sein? Konntest Du
> Dem Gnädigen — (er meint den Kaiser) — nicht Zeit zur Gnade gönnen?
> Des Menschen Engel ist die Zeit. —

Das Wort hat noch einen allgemeineren Sinn. Des Menschen Engel ist die Zeit!

Wie werden Sie dies Wort heute deuten? Ich verdenke es Ihnen keinen Augenblick, wenn Sie es dahin auffassen: die Zeit bringt doch endlich die Erfüllung des Erhofften; sie ist der gütige Genius, der schließlich zum Ziele führt. Was lange währt, wird endlich gut.

Sie haben sicherlich in den letzten, langen Jahren manches Mal geseufzt unter dem Joche der Arbeit, sei es, daß Sie selbst ihr noch nicht gewachsen waren, oder daß gefordert wurde, was dem Maße Ihrer freien Zeit nicht entsprach; manche von Ihnen haben gewiß manches Mal unter den Sorgen, die dieser oder jener Gegenstand Ihnen bereitete, schier verzagen wollen an dem Erfolge; über einer schweren Klassikerstelle, über einem kniffliche Aufsatzthema, über einem Geschichtsvortrage oder am Vorabend eines Extemporales oder last not least über einer schier unlösbar erscheinenden Mathematikaufgabe haben Sie sich den Kopf zerbrochen; und doch hat die Zeit alles schließlich ins Gleiche gebracht, sie ist der Engel gewesen, der über Berg und Tal, durch Sonnenschein und Dunkel hindurchgeführt hat.

Und warum? Weil mit der richtig, d. h. pflichtmäßig verwandten Zeit die Flügel wachsen, der Mut sich hebt und die Leistungsfähigkeit sich mehrt. Mit der Zeit kommt Rat — mit der Zeit pflückt man Rosen!

Aber das Wort: „Des Menschen Engel ist die Zeit" hat auch im Sinne Gordons und Oktavios eine gute Bedeutung für Sie, für

Ihr zukünftiges Leben. Zeit gewonnen, alles gewonnen! So meinen es jene beiden dem ungeduldigen, leidenschaftlichen Iren gegenüber.

Gewiß ist auch der Punkt der Zeit, der Augenblick, eine wichtige Macht; „ein Augenblick kann alles umgestalten"; mit seiner raschen Entscheidung kann er über das ganze Leben entscheiden, ja Schiller nennt den Augenblick von allen Herrschern den mächtigsten, und die Gunst der Stunde, die Gelegenheit, das Glück zu erhaschen, kehrt vielleicht nie wieder; aber es gilt auch nicht minder oft, sich ruhig zu besinnen, auszuharren, nichts zu übereilen, Gras wachsen zu lassen über etwas. Ein keckes Wort ist rasch gesprochen, aber es kann ein Pfeil werden, dessen Widerhaken aus dem Herzen des anderen nie wieder zu entfernen sind. Glauben Sie ferner nicht, daß Ihnen die Wege künftig so glatt geebnet werden wie bisher, daß Ihnen alles so gut gelingen wird, daß Sie darum die Zeit vergeuden und die Pflichten versäumen und die Arbeit aufschieben dürfen — ein paar Semester bummeln, dann einen Repetitor nehmen und sich einpauken lassen; nein: gut Ding will Weile haben.

Und weiter: Es werden sicher, wie auch schon vordem, Stunden über Sie kommen, und das sind nicht die unfruchtbarsten, wo Sie sich in Ihrer ganzen Unzulänglichkeit und Schwäche niedergedrückt fühlen, wo Sie sich selbst prüfen und nicht vor sich selber bestehen können; da verzagen Sie nicht, sondern rufen sich zu: Zeit gewonnen, alles gewonnen! — Aber die Zeit erscheint auch in sittlicher Hinsicht, gegenüber Versuchungen als ein rettender Engel. Unterwerfen Sie sich da nicht dem Zwange der Stunde; werden Sie nicht der leichte Raub des jähen Augenblicks, sondern besinnen Sie sich und denken an das, was Sie Gott, was Sie Ihren Eltern, was Sie sich selber schuldig sind! Machen Sie sich rechtzeitig klar, in welchem Lichte Ihnen das übereilt Getane vielleicht schon am nächsten Morgen, bei ruhiger, nüchterner Erwägung erscheinen dürfte, und brechen Sie so dem Bösen die Wurzel ab, ehe es emporsprießen kann.

Doch wenn wir hören: „Des Menschen Engel ist die Zeit" oder „Die Zeit ist ein wundertätiger Gott", dann denken wir vor allem an die den Schmerz lindernde, Balsam ins wunde Herz streuende Macht der Zeit. Auch Ihnen, meine lieben, jungen Freunde, werden solche Zeiten nicht erspart bleiben, wo jäher Schmerz über Sie hereinbricht, wo der treu sorgende Vater oder die liebende Mutter, oder wem Sie sonst zu Dank und Liebe verpflichtet sind, die Augen auf immer schließt,

oder wo Sie bittere Enttäuschungen oder herbe Niederlagen erleben: dann lassen Sie sich nicht ganz niederwerfen, stehen Sie nicht fassungslos gegenüber dem Schmerze, sondern wappnen Sie sich — die Zeit heilt und mildert alles; *χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός* heißt es in der „Elektra" des Sophokles.

Als Wallenstein die Kunde erhält, daß Max gefallen ist, da sagt er, seinen tiefen Schmerz meisternd:

> Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weiß ich,
> Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten,
> Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
> Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.

Theodor Storm, der wie wenige die Tiefe des Schmerzes an sich selber empfunden und zum Ausdruck gebracht hat, sagt trotz alledem in einem Ritornell:

> Dunkle Cypressen —
> Die Welt ist gar zu lustig;
> Es wird doch alles vergessen.

Aber die Zeit ist auch darin ein Engel, daß sie über sich selbst, über den flüchtigen Augenblick in die Zukunft, in die Ewigkeit weist.

Der Augenblick ruft uns ein memento vivere, die Ewigkeit ein memento mori zu.

Jenes kann leicht zu Genußsucht, zu jenem frivolen Grundsatz après nous le déluge verführen, dieses kann leicht zu Schwermut und Trübsinn führen. Wir nutzen und genießen die Zeit recht und machen sie zu einem heilbringenden Engel, wenn wir beide Mahnungen gegenseitig sich durchdringen lassen, jeden Tag uns zum Gewinne nehmen, ihn edlen Freuden, aber auch einem edlen Streben, das unserer höheren Bestimmung entspricht, dienstbar machen.

So möchte ich Ihnen wünschen: werden Sie keine Genußmenschen, die nur sinnlichen Freuden und materiellen Interessen nachjagen, werden Sie aber auch keine Kopfhänger, die in der Welt nur ein Jammertal erblicken! Stehen Sie fest auf der Erde, aber richten Sie den Blick auch aufwärts zu den Sternen. Seien Sie heiter und tätig, wie die Stunde es fordert, aber füllen Sie Ihr Herz auch mit ernsten Ewigkeitsgedanken. Dann wird die Gegenwart zu einer Vergangenheit, an die Sie ohne Gewissensbisse zurückdenken können, und zu einer Zukunft, wie sie eines edlen, reinen, gotterfüllten Strebens würdig ist.

So mahnt Schiller hinsichtlich der Zeit:

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise:
Nimm die zögernde zu Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat!
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind!

Und somit rufe ich Ihnen zu: mag Ihnen eine lange oder kurze Spanne Zeit auf Ihrer Erdenbahn vergönnt sein, Gott segne und geleite Sie auf allen Ihren Wegen!

---

7. Selbstzucht und Selbstsucht.

1905.

Meine lieben Abiturienten!

Eine Stunde der Freude und zugleich des Ernstes: das gibt dem Abschied von der Schule sein eigenartiges Gepräge.

Wer sein Ziel glücklich erreicht hat, dem gebührt es, froh zu sein, wer aber auch wiederum am Anfange eines neuen Lebensabschnittes steht, der hat allen Grund, ernst sein Wollen und Können zu prüfen und sich über den Weg klar zu werden, den er einschlagen soll. — In den Memorabilien Xenophons haben wir die Parabel vom Herakles am Scheidewege gelesen; Jesus spricht von dem schmalen und dem breiten Wege, und Schiller prägt den Gedanken in den bedeutsamen Satz aus: Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Ich fürchte nicht, daß Sie in kindlichem Leichtsinn denken, mit dem Seelenfrieden habe es für Sie noch lange Weile, Jugend müsse sich erst austoben, „sich ausleben", wie jetzt das Schlagwort lautet. Aber dies schließt einen sehr gefährlichen Irrtum in sich. Freiheit darf nicht Zügellosigkeit sein, oder es geht das köstlichste Gut der Jugend verloren: die Gesundheit des Leibes und die Reinheit der Seele. Die Schule hat sich bemüht, Ihnen nicht nur eine der Bedingungen zu späteren Lebensstellungen in Gestalt des Scheines, den Sie heute erhalten, zu schaffen, sondern auch mit Haus und Kirche im Bunde die inneren Grundlagen Ihres späteren Glückes, d. h. Ihres Seelenfriedens

zu legen. Wir haben auf Ihren Charakter erziehlich und durch Unterweisung einzuwirken gesucht. Wir haben Sie in der Prima als erwachsene Menschen behandelt, doch noch nicht als fertige. Es ist überhaupt eine schwere Täuschung, wenn der Mensch wähnt, mit seiner Charakterbildung fertig zu sein und nicht mehr nötig zu haben, sich selbst in Zucht zu nehmen und sich vor dem schlimmsten aller Übel, vor dem Erstarren und Verknöchern, zu bewahren. Ich möchte heute noch mit Ihnen die Fäden weiterspinnen, die wir im Anschluß an psychologische Fragen und an die Tasso-Lektüre angesponnen haben. Ich möchte Ihnen in dieser feierlichen Stunde mit kurzem Schlagwort zurufen: die Selbstzucht, nicht die Selbstsucht sei Ihres Lebens Führerin! Wie nahe stehen einander beide Worte, nur der Zischlaut trennt sie — aber eine Welt liegt zwischen beiden Begriffen. Wie weich schleicht sich die Sehn-sucht, die Ehr-sucht, die Selbst-sucht ins Herz; wie herb und scharf klingt das Wort Zucht! In unserer Sprache ist die Lautsymbolik — ich habe Sie oft darauf hingewiesen — von wunderbarer Bedeutung. Wie malen schon die Wörter „weich" und „hart" den Gegensatz der Begriffe! In Zucht ist Anlaut und Auslaut voll Schärfe. Und Zucht ist ohne Schrankensetzung und Schrankenwahrung nicht möglich. — Was bedeutet nun Selbstzucht? Es ist die Bezwingung der Selbstsucht, die Niederwerfung des eigenen, begehrlichen, nur sich selbst durchsetzenden Ichs.

Sie standen bisher unter der Zucht der Schule, aber wie das mosaische Gesetz der Zuchtmeister auf Christum hin genannt wird, wie dieser die Menschheit einen kindlichen Gehorsam anstatt des knechtischen gelehrt hat, so wird es Ihnen längst aufgegangen sein, daß es nicht das Rechte ist, nur aus Furcht vor Strafe nicht zu lügen und zu betrügen, daß es vielmehr für denjenigen, dessen sittliches Bewußtsein erwacht ist, Pflicht sein muß, das Gute um des Guten willen zu tun, aus Liebe zum Guten, aus freier Selbstbestimmung.

Aus Selbstsucht stammt alles Arge, Lug und Trug, Neid und Eifersucht, aber auch Genußsucht, Stolz und Trotz. — Selbstzucht fällt mit jener Charakterbildung zusammen, die nicht von außen, sondern von innen die Beweggründe des Handelns entnimmt. Höchstes Glück der Erdenkinder nennt Goethe, wie Sie wissen, die Persönlichkeit. Was bedeutet diese anderes als einen Menschen, der fest in sich wurzelt, sein Wollen und Tun aus den Tiefen seiner Brust her selbst bestimmt,

aber auch zugleich es mit dem Sittengesetz und mit dem Geist des Allgemeinen, dem er wirkend dient, in Übereinstimmung bringt? Schiller kann uns in seinem heroischen Idealismus, in seinem echt Kantischen Pflichtgefühl, das durch keine Hemmungen sich niederbeugen ließ, als Wegweiser dienen; er hat das wundertiefe Wort gesprochen: Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Götterthron. Das ist das Geheimnis. „Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.“ — Den Eigenwillen sollen wir in Gotteswillen aufgehen lassen, die Selbstsucht in Selbstzucht untergehen lassen, auf daß die freie sittliche Persönlichkeit erblühe. Diese ist also nur das Ergebnis strenger, steter Kämpfe, die Frucht und der Preis unermüdeter Lebensarbeit.

Wie können wir aber wohl die Brücke schlagen von der natürlichen Selbstsucht zu der sittlichen Selbstzucht? — Ich meine durch die Selbstliebe. Natürlich nicht jene Affenliebe zu sich selbst, die Eitelkeit und Verliebtheit in die eigenen Schwächen ist, sondern jene Liebe zu sich selbst, die aus sich zu machen strebt, was irgend zu machen ist — d. h. nicht äußerlich mit Karriere und Titeln und Stellungen — sondern innerlich, und dies natürlich wieder nicht im Selbstgenuß, in der Einsamkeit, sondern in dienender und wirkender Tätigkeit als Glied eines Ganzen. So warnt Schiller den Egoisten:

Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst du, Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Sie entsinnen sich, daß wir den Charakter als den in sittlichen Motiven fest gewordenen Willen bestimmten, daß wir ihn wohl von Temperamentseigenschaften, von Starrköpfigkeit, Eigensinn, Einseitigkeit und Beschränktheit, auch von Frühreife, die zu rasch abschließt und selbstgefällig ausruht, unterschieden. Wir haben uns das Problem der Selbstentfaltung im Gegensatze zum Selbstbeharren klar gemacht und so gefunden, daß der Mensch mit seiner Selbsterziehung niemals aufhören soll, weil er erst damit fertig ist, wenn er im wahren Sinne des Wortes reif zum Sterben, reif für die Ewigkeit geworden ist.

Ich brauche nicht zu fürchten, daß für Sie dies bloß schön und hoch klingende Worte sind. Mein Bestreben war immer, Sie an die hohen wissenschaftlichen und sittlichen Probleme wenigstens heranzuführen

und gerade durch die Aufweisung der Schwierigkeit ihrer Lösung Sie selbst bescheiden, duldsam, demütig zu stimmen. — Gewiß sollen Sie in jugendlichem Mut, in jugendlichem Selbstgefühl die Welt fest zu packen suchen, sollen Sie auch künftig den Forderungen jeder Stunde gerecht zu werden suchen. Aber da tut sich schon sogleich wieder ein schweres Problem auf. Wieviel ist gerade in dem jugendlichen Sturm und Drang nur Anpassung an Muster (z. B. früher an Schopenhauer und Hartmann, jetzt an Nietzsche), wie wenig wirkliche Selbstständigkeit der Einzel-Persönlichkeit! Wie viel verworrenes Suchen, wie viel Triebleben, unklare Phantasietätigkeit pflegt da im Spiele zu sein! Es ist eine schwere Kunst für den Jüngling, sein eigenes Selbst zu entdecken und zu erobern und zu behaupten. Das heißt dann Selbstzucht. Aber was niedergerungen werden muß, das ist die Verwechslung von Freiheit und Willkür, Laune, zügellosem Eigenwillen, von Selbstbestimmung und einem Schwimmen im Strom einer größeren oder kleineren Allgemeinheit. Alles Innenleben, das zur Persönlichkeit sich verdichtet, ruht nur auf der eigenen sittlichen Tat, nicht auf Überlieferung durch Schule oder Haus oder Kirche. Es muß in Kämpfen errungen werden. Es ist kein Gewand, das man jemandem überwerfen kann. Persönlichkeit ist höchstes Glück der Erdenkinder, ist höchster Preis der Lebensarbeit. Solche Ziele hat uns wie Schiller besonders Goethe gewiesen.

Welch' Sturm und Drang genialer Zügellosigkeit braust zunächst durch Götz und Werther, durch Gedichte, wie Prometheus mit seinem Titanentrotz, „Adler und Taube" mit dem bitteren Unwillen über die einengenden Schranken kleinlicher Verhältnisse, durch die köstliche Augenblicksdichtung „An Schwager Kronos"! Dem von Selbstgefühl und Tatendrang Erfüllten wird alles zum Gleichnis: die langsam rasselnde Fahrt im Postwagen zum Sinnbild des müde schleichenden Lebens, der Postillon zum Zeitgott —

> Frisch, holpert es gleich, Über Stock und Stein den Trott
> Rasch ins Leben hinein! . . . .
> Auf denn, nicht träge denn, Strebend und hoffend hinan! . . .

Und nun erreicht er die Höhe:

> Weit, hoch, herrlich der Blick
> Rings ins Leben hinein!
> Vom Gebirg zum Gebirg
> Schwebet der ewige Geist,
> Ewigen Lebens ahndevoll.

Und wenn er ans Ende der Lebensfahrt denkt, so wünscht er, nicht langsam zu altern und die Kräfte schwinden zu fühlen, sondern der Tod soll ihn mitten aus voller Frische hinwegführen:

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Noch drastischer lautete ursprünglich der Schluß:

Ein Fürst kommt,
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften!

Da haben Sie den jungen Goethe in seinem Jugendungestüm. Damit schloß er nach den ersten Weimarer Jahren ab. Wir haben uns in die herrlichen Zeugnisse jener Umwandlung versenkt, wie „Seefahrt", „Ilmenau", „Zueignung". Das sind Bekenntnisse eines Mannes, wie sie beherzigenswerter Jünglinge, die ins Leben hinausgehen, nicht finden können.

Ich erinnere Sie an die Zeilen, wo der vom Heimatboden auf schwanker Welle in Sturm und Graus sich weiter und weiter Entfernende, nach dem die Zurückgebliebenen ängstlich ausspähen, geschildert wird:

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend, Seinen Göttern.

Und wie offen und ehrlich rechnet der Dichter mit seinen Jugendirrtümern ab in „Ilmenau" und in der „Zueignung"!

Was ist es, das Goethe in alledem vorbildlich auch für Sie, bekundet? Ich denke, das Ringen eines tiefernsten Geistes um das höchste Ziel, um die Entfaltung der Persönlichkeit, um die Hebung des Schatzes aus den Tiefen des eigenen Herzensschachtes. Wir sehen da in die sich selbst erziehende und zügelnde Seele eines von heißem Temperament und von Leidenschaften durchwühlten Mannes hinein. Und so weist die Muse, die ihn im Morgenduft umschwebt, das Anmaßende seiner Selbstüberhebung, seines Übermenschentums mit den Worten zurück:

Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!

Meine lieben, jungen Freunde!

Die Schwächen anderer erkennen wir sehr bald, aber solche Erkenntnis verdunkelt den Blick für das Gute, das sie besitzen; lieblos aburteilen, stolz sich überheben über andere, das zeugt immer von einem Geiste, der auch sich selbst noch nicht erkannt hat, nämlich in seiner Begrenztheit, um nicht zu sagen, Beschränktheit.

Wie sagt doch Schiller, was der Schlüssel zur Lebensweisheit sei:

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz.

Freilich, wer sich nur immer im Spiegel eitler Selbstliebe betrachtet, der wird auch die andern nur verkennen und mißachten.

Machen Sie es sich zur Richtschnur, andern zu geben, was ihnen gebührt, an Anerkennung, Dankbarkeit, Nachsicht, Liebe; sondern Sie sich nicht in falschem Selbstsinn ab! Gute Kameradschaft halten, das gibt erst Wärme dem Leben, besonders in der Jugend, und suchen Sie Widerstrebende durch Güte, Bescheidenheit, Geduld zu bezwingen: freilich wird es auch Ihnen oftmals dabei ergehen wie dem Tasso einem Antonio gegenüber. Aber verlieren Sie dann den Mut nicht und nicht den Glauben an die Menschen!

An das, was der „Tasso" an Lebensweisheit gerade hinsichtlich der Selbstzucht bietet, habe ich Sie heranzuführen gesucht. Erst das Leben selbst wird Sie zur reifen Erkenntnis auch hiervon bringen. Gewiß ist Tasso kein Ideal, aber auch Antonio nicht. Was dieser zu viel hat, nämlich kühle Überlegung, nüchternen Verstand, Sicherheit, die zu rauher Schroffheit wird, das fehlt dem edlen, gefühlswarmen und gefühlstiefen Dichterjüngling, der bei jeder unsanften Berührung wie eine Mimose sich in sich zusammenschließt, der das Gleichmaß in der Stimmung nicht zu finden weiß, sondern zwischen überschwenglichem Glücksgefühl und trostloser Verzweiflung hin- und herschwankt.

Antonio ist ein Mann voll Selbstsucht. Daraus erwachsen Neid und Mißgunst und Eifersucht auf den gottbegnadeten lorbeerbekränzten Dichter, auf den Liebling der Frauen. Der sonst so kluge und feste Mann kann sich doch nicht insoweit beherrschen, daß er Verachtung und Haß des ihm unleidlichen, weil in manchem überlegenen, jungen Mannes zu verbergen vermöchte. Die Pfeile seiner Augen, seiner Zunge, die Unüberlegtheit, mit der er die schlimmsten

Scheltworte herauspoltert, geben Tasso einen deutlichen Einblick in diese durch und durch nur sich selbst bewundernde und andere bekrittelnde, hämische Seele. Auch als Tasso sich bereit erklärt, Ferrara zu verlassen, ist Antonio lediglich nur darum besorgt, ob man ihm vielleicht die Schuld daran beimessen könnte. Und wenn er den Nebenbuhler charakterisiert, so hören wir ein Urteil, das Neid und Eifersucht geboren haben, nicht aber ein Verständnis des anderen, das auch die guten Seiten in Betracht zieht.

Anders Tasso. Er ist ganz Hingabe, Vertrauen, Milde, Güte. Und kann schöner ausgedrückt werden, was Selbstzucht heißt, als er es mit den Worten tut:

> Es horcht ein stilles Herz
> Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
> Und übt sich insgeheim an jedem Guten —?

Freilich, wenn er im Drange des Gefühls oder gar der Leidenschaft dies betätigen und sein heißes Herz bezwingen soll, so gelingt es ihm nicht; wir sehen ihn vielmehr haltlos wie ein Rohr im Winde schwanken, und am Ende vernichtet er selbst durch sein Ungestüm seine Stellung am Hofe. Und doch schreibt Goethe, als er den Schluß des Tasso in Angriff nahm, Tasso nähere sich seiner Verklärung. Sie haben sich damals verwundert gefragt, wie dies Goethe sagen könne von einem Manne, der sich selbst mit dem gescheiterten Schiffer vergleiche. Aber es hat tiefen Sinn. Antonio ist der Fels, an dem Tasso scheitert, und an dem er sich anklammert. Und nun zeigt Antonio, daß er doch auch ein Herz hat, er ruft dem Verzagenden das bedeutsame Wort zu:

> Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
> Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Wie trefflich läßt sich dies Wort mit dem vorhin erläuterten verwandten Wort der „Zueignung" vereinigen, um uns einen Wink für die echte Charakterbildung, d. h. Selbsterziehung zu geben. In dem Gedicht mahnt die Muse den als Übermenschen sich Fühlenden zur Selbsterkenntnis, auf daß er lerne, wie wenig er mehr sei als andere; hier tröstet der Freund und warnt vor Selbstunterschätzung — Erkenne, was du bist! Erkenne deinen Wert, dein Talent, deine Gaben und laß das Bewußtsein solches Besitzes dich aufrichten! —

Was besagt dies für Goethes Selbstentfaltung selbst?

Als Goethe von der italienischen Reise zurückkehrte, da hatte er die Klarheit und Wahrheit über sich selbst und seine Bestimmung voll gewonnen.

Was in der „Zueignung“, was im „Tasso“ er niedergelegt hat, das klingt auch im „Wilhelm Meister“ hindurch, wenn es da heißt: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“

Und Faust selbst kommt, nachdem er durchs Leben gestürmt ist, zu dem Weisheitsschluß, daß Selbstzucht, nicht eitler Selbst- und Weltgenuß das Rechte sei, und daß Arbeit und Schaffen für andere das wahrhaft Beglückende im Leben bedeute. Nur Selbsterziehung führt zu innerer Reife und innerer Befriedigung.

So hielt schon der delphische Apollo den Ratsuchenden die kurze, aber inhaltschwere Mahnung entgegen: *γνῶθι σεαυτόν*! Erkenne dich in deinem Wert und in deinem Unwert. Sei stolz und sei demütig!

Sie entsinnen sich noch wieder aus der mündlichen Prüfung, wie der greise Phönix, der an sich selbst die Macht und die schweren Folgen der Leidenschaft kennen gelernt hat, und den die Erfahrung eines langen Lebens erzogen und weise gemacht hat, dem Achill, dem selbstsüchtig in Rachegelüsten Beharrenden, zuruft: *δάμασον θυμὸν μέγαν*! Bezwinge das hochfahrende, stolze Herz! Gib nach, nicht nur den Menschen, die in Not dich bitten, sondern gedenke an die Götter, die den Flehenden erhören, gedenke an die Litai, die Töchter des Zeus *ἱκέσιος*! Ein *τλητόν, γναμπτὸν νόημα* der Sterblichen ist nach Homer den Göttern lieb!

So mögen auch Sie Gott und Ihrem Gewissen gegenüber einen lenksamen Sinn sich wahren, mögen Sie Ihr hochfahrendes oder von Leidenschaft erregtes Herz bezwingen und allezeit eifrig an sich selber arbeiten in ernster Selbstzucht! Gottes Segen wird dann nicht ausbleiben. Er geleite Sie auf allen Ihren Wegen!

VII.

Aus neuerer deutscher Dichtung.

1. Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung.

1889. 1899.

Wieder ist es Herbst. Die Nebel brauen im Tal, und die Sonne beleuchtet die Stoppeln, über denen die Altweibersommer-Fäden sich spannen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Wie mich dies herrliche Lied umklingt, alleweil, wenn es zu herbsten beginnt, wenn alles grau in grau getaucht ist und der Regen unablässig rinnt, oder wenn jene Tage anbrechen, an denen die Sonne sich durch graue Dunstschleier hindurch kämpft, um dann nur desto heller zu strahlen und in der reinen, klaren Luft den Blick in die weite Ferne freizugeben. Dann färbt sich rot das Weinlaub an den Veranden der Häuser, dann prangt in den mannigfachsten Farben der Wald, alle Schattierungen des Braun und des Gelb und des Rot dem farbentrunkenen Auge darbietend. Auf den Beeten blühen Astern und Georginen, wohl steif und duftlos, aber es stimmt zu der gesamten Umgebung — die Natur rüstet sich, zu sterben. Aber wie ein Abendleuchten umgoldet es sommerlich die Ermattende — und dann wieder

wird die Sehnsucht nach der vergangenen Pracht, wird die Hoffnung lebendig:

> Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
> Doch warte nur ein Weilchen!
> Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
> Es steht die Welt in Veilchen.
>
> Die blauen Tage brechen an;
> Und ehe sie verfließen,
> Wir wollen sie, mein wack'rer Freund,
> Genießen, ja genießen!

So sang einst Theodor Storm, einer der trefflichsten Söhne des Nordens, in unverwüstlicher Lebensfreude

> — Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
> Ist gar nicht umzubringen, —

als die Sonne noch dem Glücklichen lachte, der nach langen Jahren der Trennung wieder in seine Heimat zurückgekehrt war; so sang er, und als er es niedergeschrieben hatte, da fand der eintretende Freund sein Auge leuchtend; und stolz vor Freude antwortete der Dichter: „Ich habe auch etwas Unsterbliches gedichtet“ und reichte ihm das „Oktoberlied“. — Und als ich selbst zum ersten Mal in das gastliche Haus zu Hademarschen trat, da war es auch Herbst wie heute und wie damals, als der Sänger sein Lied sang: aber heute ist sein Auge längst erloschen, seine Hand, die so Köstliches schuf, verdorrt, sein Herz ohne Schlag, das einst so warm pochte für alles Schöne und Große, für sein Vaterland, seine „graue Stadt am Meer“, seine Lieben und Freunde, zu denen auch ich mich zählen durfte.

Es ist Herbst, und der Herbst stimmt wehmütig und erinnerungsvoll, und so kann ich das Gedenken an ihn nicht meistern, und so will ich denn von ihm plaudern, wie es mir ums Herze ist.

Also, es war ein herrlicher Herbsttag, wie ihn mit seiner durchsichtig reinen Luft, dem blauen, klaren Himmel und dem feinen, bläulichen Duft der Ferne nur irgend die nordische Natur heraufzuzaubern vermag, über Dithmarschens Fluren heraufgezogen. Die Nebel waren geschwunden, die in der Frühe über Strohdächern, Gärten und Wiesen ihren Schleier gewoben und die in der Ferne leicht aufsteigenden und von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßten Höhen wie ein Küstenland von dem grauen Nebelmeer sich hatten abheben lassen.

Nur die braune Heide, die sich starr und schier unermeßlich dahinzieht, war noch in weißen Nebelmantel gehüllt — es war so recht Stormsche Stimmung in der Natur, wie er sie so oft in seinen Novellen so unvergleichlich wiedergegeben hat. Und als ich am Spätnachmittage — die Freundschaft mit dem Sohne hatte mir das Haus geöffnet — mit dem liebenswürdigen Dichter durch das von Abendsonnengold umflossene Dorf und durch den in buntem Laube prangenden Hanerauer Gutspark dahinschritt — die welken Blätter rauschten unter unsern Füßen, die letzten Sonnenstrahlen glitten durch die hohen Stämme dahin, — da war ich ganz gefangen im Zauber der Stunde, im Zauber dieser stimmungsreichen Landschaft und einer kernigen, urwüchsigen Persönlichkeit. — Denn wohl ist es wahr, daß auch der Fremde aus den Werken eines Dichters einen tiefen Eindruck der Welt, die jenen umgab und so werden ließ, wie er ward, gewinnen kann, aber Zug um Zug in dem Charakterbilde wird erst klar, wenn man „in Dichters Landen" selbst Land und Leute kennen lernt und somit den rechten Untergrund gewinnt, auf dem sich die kraftvolle Individualität aus der Gesamtheit heraushebt, doch nimmer, ohne aus ihm des ganzen Seins markige Kraft, in der Tiefe wurzelnd, zu ziehen. Wer den friesischen Bauer in seiner Steifnackigkeit, seinem eisernen Trotz und unbeugsamen Eigensinn kennt, hinter dem sich nicht selten eine tiefe Gemütswärme und leidenschaftliche Gefühlsart verbirgt, und wer im Schatten hochstämmiger Buchen am weißen Strande der blauen Ostsee gewandelt, wer an der rauschenden Westsee den Sturm sein Weltmeerkonzert hat aufführen hören, wer die grüne Marsch mit den unzähligen Rindern auf der Rasendecke gesehen hat, in welcher die Wassergräben zwischen den einzelnen Fennen wie Silberstreifen in der Morgensonne funkeln, wer den geheimnisvollen Reiz der braunen Heide empfunden hat, wie sie sich endlos hinausdehnt, erschreckend einförmig, wer dahingeschritten ist am heißen Sommertage über den roten Erikateppich, in dem es von allerlei Getier wimmelt, das die Schwüle auszubrüten pflegt, während die Luft von Wohlgerüchen durchwürzt ist, die Heuschrecken zirpen, die Bienen summen und die blauen Argusfalter ihn umgaukeln: der wird allenthalben in Storms Dichtungen den heimatlichen Brodem spüren, und auf den werden sie einen doppelten Zauber ausüben. Aber zugleich findet ein so feiner Natursinn, eine so malerische Gestaltungskraft, welche für alle elementaren Erscheinungen den

stimmungsvollsten Ausdruck findet, allenthalben ein Echo, wo es Menschen empfänglichen Sinnes gibt. Und wie wußte er mit lebendigem Wort „der Stunde Zauber“ zu künden, wie ließ er sich nichts entgehen von all den kleinen Wundermitteln, mit denen die Allmutter Natur ihre Lieblinge an ihr Herz zu ziehen weiß, von all den Reizen, mit denen sie auch dahinsterbend noch zu wirken vermag! So auch an jenem unvergeßlichen Oktobertage. Wie spielten die Lichter an den Baumreihen dahin über den Moosteppich, wie malerisch und düster lag der Weiher zu unseren Füßen! Dann umfing uns dichtes Tannendunkel, und plötzlich standen wir auf einem von Nadelholz rings umrahmten Friedhofe der kleinen Mennonitengemeinde.

Voll Wehmut neigte sich der Dichter zu einem Grabhügel hernieder, unter dem man erst vor kurzem eine wunderschöne Mädchenblüte zu ewigem Schlummer hinabgesenkt hatte. Und hier im Kreise der Toten ward die Erinnerung an das Vergangene, an die eigene Kindheit, an alle die, deren Augen über seiner Kindheit gewacht hatten, an seine Heimatstadt Husum immer lebendiger. Die Gestalten tauchten vor seinem Geiste auf, die er in dichterischer Umbildung in seinen Novellen dargestellt hat und die einst lebenswarm und lebensfrisch durch die Straßen von Husum dahinschritten, — ist es doch immer die höchste Kunst des Dichters, Phantasie und Leben, Wirklichkeit und Traumwelt des eigenen Herzens zu verschmelzen.

Lange wandelten wir durch die schweigende Stille der Parkanlagen dahin, oft an dieselbe Stelle zurückkehrend. „Das kommt vom Plaudern“, sagte mein freundlicher Begleiter, der in diesem wundervollen Winkel, in dem uns bald der Atem des Buchenwaldes, bald der schmeichelnde Tannenduft entgegenwehte, wohl täglich Nahrung und Anregung für sein der Naturschönheit so innig zugewandtes Dichtergemüt finden mochte. Auf das lebhafteste plauderte er von diesem und jenem lebenden oder toten Dichter, besonders herzlich von dem unlängst verstorbenen Iwan Turgenjew, mit dem er einst herrliche Wochen in Baden-Baden verlebte, von seinem Intimus Paul Heyse, der ihn schon wiederholt in seiner Dithmarsischen Abgeschiedenheit besucht hatte, und von Gottfried Keller, der damals noch im Leben wandelnd in herzlichstem Briefwechsel mit Storm stand, obgleich sie sich niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Auf das pietätsvollste bewahrte dieser jedes Zeichen der Freundschaft, das Keller ihm gegeben, ja jedes Zettelchen auf,

denn alles, was der kernige Schweizer schuf, mutete ihn wie frischer Erdgeruch oder wie frisches Schwarzbrod an. Mit leidenschaftlich herzlichem Anteil sprach er von Eduard Mörike, den noch immer der Unverstand nicht nach Gebühr zu schätzen wisse, und schalt ferner den Wahn mancher modernen Romanciers, die, wenn sie einmal eine Novelle statt eines dickleibigen Romans fabrizierten, zur Entschuldigung erklärten, dies nur zur Erholung getan zu haben. „Ich arbeite meine sechs Monate und darüber an einer Novelle, und da will solch Hans Quast von Erholung reden.“ Mit Recht betonte er, wie in dem engen Rahmen der Novelle kraft der zusammengedrängten Form der vor- und zurückschauenden Erzählung und der scharfen, psychologischen Begründung und Lösung eines sittlichen Konflikts ebensogut das Höchste geleistet werden könne, wie im Epos und Drama; und so nannte er die Novelle geradezu die epische Schwester des Dramas.

Zurück schritten wir durch das stille Dorf, über das inzwischen sich schon abendliches Dunkel gebreitet hatte; aber nicht ließ der vortreffliche Mann es sich nehmen, mich noch durch seinen mit wahrhaft herzlicher Liebe zu jedem gepflanzten Baum oder Strauch gehegten Garten zu führen. Als der Abend voll hereinbrach, fand er uns in dem behaglich vom Ofenfeuer durchglühten Studierzimmer. Das war ein echtes Dichterheim, dies Arbeitszimmer. Den Hauptschmuck bildete eine Reihe schöner Stiche aus alter Zeit, unter denen die Chodowieckischen besonders hervorragten, und eine mit feinstem kritischen Sinne gesammelte Bibliothek. An dem nach Osten gerichteten Fenster stand ein bequemer Lehnstuhl; dort mußte es sich trefflich träumen lassen mit dem Blick auf die freundliche Landschaft, besonders in der Dämmerung, der Zauberstunde der Erinnerung und der schöpferischen Phantasie. Und wie traulich verflossen die Stunden inmitten der Familie! Denn ein glückliches Eheleben ward ihm zum zweiten Male zu teil. — Welch reiche Schätze an Autogrammen, Photographien, Illustrationen zu seinen Werken, an Briefen u. s. w. enthielten seine Mappen, welch auserlesene Schätze seine Bücherschränke! Wie heimisch mußte man in diesem edlen Kreise sich fühlen! Aber der Mittelpunkt war stets der freundliche Hausherr, der mit seinen lieben leuchtenden Augen mir gegenüber saß und mit seiner melodischen Tenorstimme ganz vortrefflich vorzulesen wußte. Und als die guten Menschen — die beiden Eltern und die jüngste ausgelassene Tochter — trotz der späten Stunde es sich nicht nehmen

ließen, mich zum Bahnhof zu geleiten, da wußte ich, daß der verlebte Tag mit allen seinen Einzelheiten mir ein steter Schatz glücklicher Erinnerung bleiben werde — wie er es auch bisher geblieben ist — auch wenn noch manche andere folgen sollten. Und es folgten gar manche. Kam Pfingsten heran oder waren es besonders schöne Sommer- oder Herbsttage, da kam auch aus Hademarschen eine Karte zu mir hergeflogen, ich solle einmal wieder herüberkommen. „Nachtquartier ist selbstverständlich für Sie bereit.“ Und solche Morgen mit ihm im Studierstübchen zu verleben, ward bald für mich ein geradezu weihevoller Genuß. Da las er aus Kellers Briefen vor, die Lob und Kritik seiner Novellen in herzlichster, neidlosester Anerkennung mischten und stets die Würze des Humors trugen. Da breitete er neue Pläne von Novellen aus, an denen er im Geiste spann, erzählte von seiner Art zu schaffen, wie wohl blitzartig das Ganze ihm fertig vor der Seele stehe, wie langsam er aber ausgestalte, besorgt um jeden Ausdruck, wie er dann oft die Arbeit unterbreche, in den Garten gehe und nicht raste, bis er gerade die einzige treffende Wendung gefunden u. dgl. m. Mit hohem Interesse verfolgte er allezeit das Schaffen seiner Freunde, und nicht bloß Heyses und Kellers und Wilhelm Jensens, sondern auch der jüngeren, von denen ihn Detlev v. Liliencron am meisten fesselte. „Da ist Kraft, da ist Grazie!“ Und wie wünschte er, daß dies gärende Talent zu reiner Klärung, zum Bilden des wirklich fleckenlos Schönen gelangen möge! Auch die Muse Hermann Heibergs gab zu manchen Gesprächen Anlaß; ist doch die Mischung von Herbem, Realistischem und Romantischem bei ihm besonders interessant, und hat er doch wie alle schleswig-holsteinischen Dichter eine hohe Gabe, die Landschaft der Heimat mit Stimmungsgehalt, mit poetischem Duft zu umkleiden. Und wenn ich ihm brieflich Probleme mitteilte, ihre Lösung von ihm erhoffend, dann verfehlte er nicht, mich wieder einzuladen, mit der bescheidenen Randglosse: „Nur erwarten Sie nicht zu viel von meiner Weisheit.“ Besonders der Begriff des Tragischen, den er so durchgreifend in die Novelle einführte, war häufig Gegenstand mündlicher und schriftlicher Debatte.

> Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
> Es kommt der Tod daher; du kannst ihn nicht besiegen;
> Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was da gewesen;
> Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

Ihm wurzelte die tragische Weltanschauung in Resignation im

Wissen und Glauben. Aber sie ist nicht nur wehmütig-elegische Stimmung über die Unlösbarkeit der Welträtsel, über soviel Trauer und Elend im Menschenleben, über die Hinfälligkeit auch des Schönsten und Blühendsten auf Erden, sondern es ist die Erkenntnis, der Storm in einem seiner Briefe Ausdruck gab: „Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben (so in Aquis submersus; denn an eine Schuld des Paares habe ich nicht gedacht), für die Schuld der Vererbung, des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken daher (so im „Stillen Musikanten", bei welcher Novelle übrigens die schließliche Apotheose nicht zu übersehen ist). Wer im Kampfe dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held, und so ist's in Aquis submersus u. a." Besonders energisch wandte er sich gegen die Auffassung, welche für die Tragik, für die düstern Ausgänge seiner Novellen, Schuld, d. h. speziell eigene Schuld des Helden, und dann Buße verlangte. „Das ist mir zu eng, zu kriminalpolizeilich", pflegte er dann auszurufen. — Diese Auffassung des Tragischen bildet gleichsam den Nerv der ganzen Dichtung Storms. Und wer wollte sie nicht unterschreiben?

Genug, wir blieben, auch getrennt, in mannigfachem Gedankenaustausch. Aber auch alles Persönliche, das mich betraf, fühlte er mit. Und als mich schwerstes Leid niederbeugte, rief er mir in warmen Worten zu: „Begrabe nur dein Liebstes, dennoch gilt es weiter leben" — wie auch er sich selbst einst zu trösten gesucht hatte, als ihm seine unvergeßliche Konstanze von dem tückischen Schicksal im Glanze der Schönheit und der Kraft entrissen wurde. Ich mußte zu ihm eilen und verlebte zwei trostreiche Tage bei ihm. — Allzeit dankbar war er, wenn ich mit Wort und Schrift auf seine Dichtungen hinwies, die er mir stets mit freundlicher Widmung, sobald sie vom Verleger kamen, sandte und freute sich, wenn es mir gelungen war, „mit durchdringender ethischer und poetischer Besprechung ihn innerlich aufzubauen". Und nach Empfang meines ihn eingehender würdigenden Geburtstagsgrußes in den „Preußischen Jahrbüchern" im September 1887 schrieb er: „Wie gut ist es, daß ich nicht im vorigen Winter dahingerafft wurde, um endlich auch von anderen zu hören, was ich seit 40 Jahren bei mir selbst

gewußt habe!" — Und es ist wahr — aber bei einer so intimen Dichtungsweise, wie die Storms ist, wieder natürlich —: nur allmählich ist im Laufe der Jahrzehnte selbst in dem engeren Heimatlande der Kreis der Verehrer Stormscher Poesie zu einer großen weiten Gemeinde in Deutschland und Österreich angewachsen. Es ist so bequem, um mitreden zu können, immer nur eine Dichtung eines berühmten Poeten zu kennen; wie oft hört man auch heute noch nur „Immensee" immer und immer wieder nennen, als ob er nichts anderes als diese Novelle, die ihn zuerst berühmt machte, geschrieben hätte; und wie wenige wissen, daß er in der Wurzel seines Wesens Lyriker, ja vielleicht als solcher noch größer ist denn als Novellist! Aber an seinem Jubiläumstage, an seinem 70. Geburtstage, den 14. September 1887, huldigte ihm nicht nur seine Heimat, sondern ganz Deutschland, ja auch aus Österreich und Amerika flogen die Glückwünsche und Ehrenbezeugungen herbei. Da der greise Dichter den voraufgehenden Winter sehr krank gewesen war — „es gibt so Zeiten", schrieb er mir, „in denen ich am Abgrund entlang wandele" — und sich erst im Laufe des Sommers wieder gekräftigt hatte, mußte er sich schonen und konnte leider der schönen Feier nicht beiwohnen, die wir in Kiel am Vorabende veranstalteten. In der Frühe des Festtages fuhren wir gen Hademarschen. Von den zeitgenössischen Dichtern hatte nur Wilhelm Jensen herbeieilen können, und köstlich war es, wie er seinem älteren Freunde in schwungvoller beredter Weise den Zoll des Dankes und der Verehrung darbot. So in seiner Tischrede, so auch am Abend im engeren Kreise, im Hause des Dichters. Es war ein erhebender, tief rührender Moment, als der auch schon ergrauende Mann dem greisen Freunde die Hand auf den weißen Scheitel legend mit seiner höchst eigenartigen, teils monoton und pastoral klingenden, teils wundersam bannenden Vortragsweise seinen Brief in Versen vorlas, den er an ihn zum Tage gerichtet hatte. Es schloß die schöne Epistel:

Grau entfärbt
Steht neben Deinem weißen Scheitel nun
Ein Mann, den bald ein Menschenalter lang
Die Freundschaft Dir verband. Doch ungealtert,
In erster Kraft der Jugend blieb der Dank
Die reiche Frühlingsmitgift meines Lebens,
Der einst für Dich die Knabenbrust geschwellt.
Oft sprach ihn meine Hand Dir, thu' sie's heut

In alter Liebe denn mit hohem Stolz
Des freud'gen Wissens, daß nicht wertlos Dir
Der Gruß erklingt, den Deine Hand jetzt hält.
Und wenn ich je mit gläubigem Kindessinn
Zu unsrer alten Sonnenmutter bat,
Daß sie mir lächelnd nickte, so gewähre
Sie heut mir eins: sie möge lange noch
In milden Herbstestagen, heitren — stillen,
Dir Haupt und Brust mit Licht und Duft erfüllen!

Das Schicksal hat es anders gewollt, hat diesem herzlichen Freundeswunsche seine Erfüllung versagt — schon nach Jahresfrist leuchtete nicht mehr dem Trefflichen die Mutter Sonne. „In der Gruft bei den alten Särgen steht nun ein neuer Sarg."

Ich ahnte es nicht, als ich am frühen Morgen nach seinem Geburtstage von ihm Abschied nahm, daß es das letzte Mal sein sollte, daß ich diese treue Hand drücken und in diese tiefen blauen Augen schauen durfte. Noch manchen schriftlichen Gruß tauschten wir. „Mit Dankgefühl" hatte er die Widmung meines Buches über das Naturgefühl entgegengenommen, mit wachsendem Interesse las er sich in dasselbe hinein, „sympathisch berührt" als inniger Freund der Natur. Ja, es ehrte ihn selbst, als schon im November 1887 „von sachkundigster Seite" das Werk volle Zustimmung, die er „ebenso wertvoll wie erfreulich" nannte, in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" fand. — Aber schon in den Briefen des Winters klangen immer deutlicher die Klagen über körperliche Schwäche hindurch. Die Arbeit an seinem „Schimmelreiter" machte ihm Not. Dann im Januar und Februar 1888 regte sich neue Schaffenskraft und Schaffenslust. „Mir schwirrt ein neuer Stoff im Kopf herum: „Das Armesünderglöckchen", schrieb er und bat um Literaturangaben. Dann hatte er noch die Freude, daß sein „Schimmelreiter" die begeistertste Zustimmung von Paul Heyse und Erich Schmidt erfuhr, seine Tochter mußte mir die bezeichnendsten Briefstellen ausschreiben. Schon zu Pfingsten ging es ihm recht schwach; die Anzeichen eines Magenkrebses mehrten sich; anfangs Juni berichtete er von „schlaflosen qualvollen Nächten": „Hab' ich mich auf mein Zimmer geleiten lassen, so lieg' ich 10 Minuten keuchend im Lehnstuhl, um nur die zum Leben nötige Luft wieder zu bekommen." Die sonst so festen und schönen Züge seiner Handschrift verrieten die Mühe, welche sie dem Schreiber bereitet hatten. Noch am 16. Juni sandte er freundlichen

Gruß und Dank — ich hatte ihm eine Photographie meiner Kinder gesandt; wie herzlich stand es da in großen Zügen geschrieben: „Mögen sie Ihnen dauernde Freude bereiten!“ Aber dann folgte: „Mir geht es nicht gut; schon die gänzliche Arbeitsunfähigkeit ist mir Qual.“ Es sollten die letzten Zeilen seiner Hand sein. — Am 4. Juli verschied er. — Bis zum letzten Atemzuge hatte er sich unablässig mit neuen Motiven getragen. Als an seinem Sterbetage schon der rechte Arm gelähmt und unfähig zum Schreiben war, forderte er noch — vielleicht kaum mehr völlig begreifend — in Sterbephantasien Feder und Blatt; das Letzte, was die Seinen von ihm hörten, waren die Worte: „Meine liebe Frau ... Gedanken! ... Gedanken ...“ So arbeitete es noch rastlos in seinem Geiste, während der Körper dem grausen Übel erlag. So schnitt ihm buchstäblich der Tod sein bis zum letzten Augenblick reges inneres Schaffen ab, — und seine letzten Worte galten der Liebe zu den Seinen und den unablässig arbeitenden Gedanken — Gedanken! —

Einen gar traurigen Gegensatz bot der 6. Juli 1888 zu dem 14. September 1887 in dem traulich-idyllischen Dorf Holsteins, wo der herrliche Dichter die acht letzten Lebensjahre*) im glücklichsten Familienkreise, geehrt und geliebt und bewundert von seinen Dorfgenossen, verbracht hatte! Denselben Weg, den noch vor einem Jahre eine jubelnde Festgesellschaft, eine singende Knaben- und Mädchenschar mit Kränzen und Lichtern gezogen war, um den greisen Jubilar zu feiern, schritt an jenem traurigen Sommertage ein Zug trauernder Menschen hinter dem Sarge des Teueren her. Auch jetzt hatte sich das Dorf mit Flaggen

---

*) Von seinem äußern Leben und dem Werden seiner Novellen und Lieder berichtet am ausführlichsten und in treuer Pietät das Buch von Paul Schütze „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung“, Berlin 1887. Es war die „Festgabe zum siebzigsten Geburtstag“. Kurz vor dem Tage selbst ward der jugendliche Verfasser von einem Blutsturz befallen und hauchte wenige Tage nach demselben seine Seele aus. Das ging auch dem Alten tief zu Herzen. Wie klagte er: „Ach, er hat sich durch mich (durch all' sein Sorgen für meinen Geburtstag) den Tod geholt.“ Wer den jungen Gelehrten in den letzten Jahren gesehen hatte, wußte längst, daß seine Tage gezählt waren; doch natürlich warf dies erschütternde Ereignis seinen Schatten auf das sonst so schöne Fest. — Trefflich hat über Storm Erich Schmidt geschrieben, zuerst in der „Deutschen Rundschau“ 1880, dann „Charakteristiken“ S. 431 f., Berlin 1886. Schließlich darf ich auch wohl an meine kleine Studie erinnern: „Theodor Storm und der moderne Realismus“, Berlin, Eckstein 1888.

geschmückt, aber sie waren halbstock und schwarz behangen: auch jetzt streuten Mädchen Blumen, aber dunkle Schleifen trugen sie im Haar und an der Brust, und die kleinen, blassen, ernsten Gesichter gaben Zeugnis, daß auch sie es ahnten, wen sie dahin geleiteten, woher es keine Rückkehr gibt. Zum Bahnhofe ging zunächst der Zug. Der Tote hatte bestimmt, daß man ihn in der Familiengruft seiner heißgeliebten Heimat bestatte. Und so traf der Sarg am Nachmittag um 4 Uhr an jener Stätte ein, nach welcher es den Lebenden, wenn er fern war, immer mit der ganzen Macht der Sehnsucht und des Heimwehs gezogen hatte. Nur wenige Freunde hatten von auswärts kommen können; zu schnell und überraschend war die Trauerkunde gekommen. Aber man sah den Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein und andere Herren der Regierung, von Dichtern Hermann Heiberg, E. v. Waldt-Zedtwitz, und nun schloß sich auf dem weiten Wege zum St. Jürgen-Friedhofe ein langer Zug Husumer Bürger an, denen man den ungeheuchelten Schmerz an den Gesichtern ablesen konnte. Übersäet mit kostbaren Palmen und Kränzen war der Sarg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz:
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Walde die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten,
Maililien und Buchengrün.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling.

So sang der Dichter einst in der Zeit des knospenden Frühlings, da man sein Liebstes ihm hinausgetragen hatte, als Frau Konstanze bestattet war. Nun in der Zeit der Rosen, die er so liebte, die er in seinem Garten hätschelte wie Kinder, ward auch er an ihrer Seite gebettet, um auszuruhen von des Lebens Mühen. Unsern rauschen die Wipfel des Schloßparkes, in dem er als Kind geträumt hat, unfern rauschen die Wogen des ewigen Meeres, das er in seinen Dichtungen so herrlich besungen hat. Und es war, als klagte, als führe stöhnend über das Land der Meeressturm — nun, da man den größten Sänger

der Heimat in die dunkle Gruft senkte! Wohl war es Anfang Juli, aber nicht leuchtete helle, lachende Sommersonne auf die Fluren herab, sondern, wie sonst nie um diese Zeit, fegten wilde Stürme Tag aus und Tag ein die schweren Wolken daher und peitschten in unablässig rauschendem Regen die Dünen, die Stadt und den Wald und die Heide. Trauert auch die Natur — so fragte das ahnende und gedrückte Herz, — daß nun der Sänger der Rosen und der Nachtigallen dahingegangen, daß ihm nun die Feder entglitten ist, der wie kein zweiter die Schönheit, die romantische Poesie seines Heimatlandes in ihrer ganzen reizvollen Eigenart zu schildern wußte, sei es nun das brausende Meer oder der Sturm, diese gewaltige Naturorgel, oder die grüne Marsch oder der Buchenwald mit seinem erhabenen Blätterdome, seinen Vögeln und seinen Schatten, oder die Heide mit dem Erikaduft, den flatternden Schmetterlingen und dahinhastenden Käfern und Eidechsen!

Von Blumen überschüttet ward der Sarg in die Gruft gesenkt. Alles vollzog sich genau den Worten gemäß, mit denen das Gedicht „Ein Sterbender" schließt: „Auch bleib der Priester meinem Grabe fern . ." Wie er einst in aller Frühe seine Konstanze ohne kirchliches Geleite hatte hinaustragen lassen, so wollte er auch im Tode selbst nur „Wahrheit", d. h. getreu bleiben dem, was er als Überzeugung gewonnen und wonach er allezeit gelebt hatte. —

Und was ist uns heute Theodor Storm? Er ist lange nicht so bekannt *) wie sein großer niederdeutscher Genosse Klaus Groth, der treffliche Recke, dessen zu gedenken auch mir immer das Herz warm macht, oder wie Hermann Heiberg, der halb realistische halb sentimentale Roman-Erzähler; man kennt ihn nicht so gut wie seine großen Konfratres auf dem Gebiete der Novelle, Paul Heyse und Gottfried Keller. Der Grund liegt nicht nur darin, daß seine ganze Empfindungs- und Darstellungsart so fein, so intim poetisch ist, ohne sensationell, ohne in irgend einer Weise aufdringlich, prahlerisch, effekthaschend und effektschillernd zu sein, nicht nur darin, daß ein tiefes, inniges Gedicht wirklich in seiner Tiefe und Größe zu erkennen, zu genießen nicht die Sache des großen Haufens ist, sondern vielleicht in einem Doppelten. Zunächst bemißt oder moderner ausgedrückt: „wertet" man Storm gewöhnlich nach „Immensee", nach jenen lyrischen Resignationsnovellen, die

*) So schrieb ich 1889. Seitdem ist es freilich anders geworden.

wenig Handlung bieten, deren Helden zum Leiden, zum Verzichten geboren sind und daher sich gegen das widrige Schicksal nicht aufbäumen, sondern duldend dahinleben, ohne ihrer Wünsche Ziel zu erreichen. Man vergißt also, welche reiche Entwickelung Storm durchlaufen hat, wie er aus der weichen, träumerischen psychologischen Novelle der Resignation sich zur episch-dramatischen Novelle emporrang, wie den Umschwung „Aquis submersus“ und „Renate“, den Höhepunkt „Hans und Heinz Kirch“, „Der Doppelgänger“ und „Der Schimmelreiter“ darbieten. — Und sodann hält man ihn für spezifisch norddeutsch, und das trennt heute immer noch, so schwer man es glauben möchte. Man hört nicht nur in Schwaben, sondern auch am Rhein gar oft das Wort: Storm ist so norddeutsch-schwerblütig, so nordisch-weich, das behagt uns weinfrohen Seelen nicht. — So leichtfertig tut man das Schaffen eines Mannes ab, der in Sprache und Stil, in Zeichnung der Situationen und Charaktere, der in Lyrik und Novelle ein Meister ersten Ranges war.

Und vor allem: ist denn, was echt norddeutsch ist, nicht auch echt deutsch? Ist Sinnen und Träumen, Sehnen und Dichten, Hangen und Bangen, kernige Wahrhaftigkeit und Gesinnungstreue nicht echt deutsch? Und so ist in der Tat die Art Storms zu empfinden und zu denken, zu singen und zu sinnen durch und durch wurzelecht und deutsch. — Daß er zu den großen Talenten in der Lyrik seit Goethe gehört, das zu veranschaulichen war nicht die geringste Aufgabe, die ich mir in meinem Buche über „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“ (Berlin, Hertz 1896) gestellt hatte. Er hat Lieder von einer Reinheit der Empfindung, einem Wohllaut der Sprache, von einer Innigkeit und Zartheit, von einem Ernst der Lebensanschauung, von einer Tiefe des Wahrheitsgefühls, von einer glühenden Liebe zum deutschen Lande geschrieben, daß nur Unkenntnis und Unverstand leugnen können, er stehe in der ersten Reihe der Lyriker nach Goethe, zusammen mit Heine, Uhland, Mörike, Eichendorff. Die Poesie des nordischen Landes und die Poesie des Familienlebens und die Poesie ernster Mannesanschauung haben bei ihm durchaus eigenartige und tiefsinnige Töne gefunden, und das staatliche Erleben seines Volkes, zur Zeit der dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein, die ihn in die Verbannung trieb, wird bei ihm, wie bei wenigen Poeten unserer Literaturgeschichte, zum Selbsterlebnis, das patriotische Lied zu einem Gelegenheitsgedicht ohne rhetorisches Pathos, ohne deklamierende Reflexion.

Die Stormsche Lyrik kennt keine historischen, epischen Balladen, sie kennt keine metaphysischen und keine didaktischen Gedichte. Es ist alles rein lyrisch, alles reines Empfinden und reine Anschauung in musikalischer Klanggebung; und zieht sie auch nicht die Kreise über die Geschichte der verschiedenen Zeiten und über die weite Gedankenwelt des modernen Menschen, so ist sie doch so vieltönig, wie nur irgend das Stimmungs-, das Gemütsleben eines Menschen sein kann. Was menschlich ist, wie Suchen und Finden, wie Entsagen und Besitz, wie Seligkeit und Schmerz, es klingt hier wieder, und zwar in einem tiefbewegenden Ausdruck. Um Lieben und Hassen, um Leben und Sterben, diese ewigen Menschheitspole, dreht sich auch seine Lyrik; der Stoff ist daher schlicht, entbehrt der Neuheit, entbehrt der Wirkung auf die breiten Massen, er bietet Empfindung und in Empfindung getauchte Gedanken, wenig Handlung, aber es ist die künstlerische Eigenart, deren Strahlenbrechung uns unwiderstehlich fesselt, es ist der ganze echte, in sich geschlossene Mensch in seiner Weichheit und in seiner Herbigkeit, in seinem gesunden Ideal-Realismus, der unsere Bewunderung und Liebe heischt, und zu dessen Liedern, die in knapper Schönheit uns grüßen, wir immer wieder zurückkehren können, um von dem poetischen Zauber ihrer seelischen Melodien immer aufs neue gefangen zu werden*).

Storm's Novellendichtung zeigt eine stufenweise sich steigernde Entwickelung. Mag auch der eigenartige Duft seiner Poesie über allen liegen, so läßt sich doch in der Erzählungstechnik ein Aufsteigen von der lyrischen Stimmungsnovelle, welche eine Reihe feinfühlig entworfener psychologischer Momentbilder ohne viel Handlung bietet und wesentlich Resignationspoesie ist, zu der dramatisch bewegten ja tragischen Novelle aufweisen, welche mit dem oft herben Realismus doch immer den lauteren Idealismus verbindet.

Das Beschauliche liegt dem Norddeutschen im Blut; besonders wenn des Tages Helle sich allmählich in das Dunkel des Abends verliert, wenn die Dämmerung hereinbricht, wenn die Erscheinungen ringsumher schattenhaft verschwimmen, oder wenn das milde Mondlicht sich

---

*) Ich erinnere nur an „Abseits", „Der Meeresstrand", „Juli", „Die Nachtigall", an „Tiefe Schatten", „Für meine Söhne", „Abschied", „Von Katzen" u. s. w. u. s. w., vgl. m. „Lyr. Dichtung". S. 94—119.

über die schweigende Erde ergießt und das Leben in Natur und Menschenwelt immer mehr verstummt, dann erwachen die inneren Stimmen, dann werden Erinnerung und Sehnsucht lebendig und weben ihren verklärenden Schleier um früheres Glück und früheres Weh, mildernd das Herbe, dämpfend das Überwallende; viele Wünsche des jugendlichen Herzens blieben unerfüllt, viele Hoffnungen wurden vernichtet, wenige Blütenträume reiften; da gibt es kein Sträuben, kein Aufbäumen gegen das Gewordene, man muß resignieren. Das ist der Grundakkord der Resignationsnovellen wie Immensee, Abseits, Die Halligfahrt, In St. Jürgen, Eine Malerarbeit, Drüben am Markt u. a. Das über Bilder an der Wand gleitende Mondlicht oder das Blättern in Tagebüchern und Albumskizzen führt den Erzähler, der meist in der Ich-Form berichtet, in die Vergangenheit*). „Es war eine andere Zeit;“ tropfenweise wird uns das einzelne zugemessen, das sich dann zu einem höchst stimmungsvollen Ganzen verbindet; alles wird mit wenigen Strichen gezeichnet; man muß zwischen den Zeilen lesen, das Angedeutete ausdeuten können. Zu diesem Träumerischen der Resignationsnovelle paßt durchaus das Kolorit, welches der Natur geliehen wird. Vornehmlich ist es die Stille, die geschildert wird, das sanfte Rinnen der Nacht, das leiseste Geräusch, welches das Schweigen unterbricht, wie das elektrische Knistern des Laubes, das feine Getön der Insektenwelt, der Atem der Abendluft, der durch die Bäume weht, das stumme, ruhelose Blitzen der Sterne, das Fallen eines Blattes, der ferne Schrei eines Hirsches, das Gleiten einer Schlange u. s. f.

---

*) So heißt es in „Immensee“: „Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszuruhen. Wie er so da saß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiterrückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem, schwarzem Rahmen. ‚Elisabeth‘ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; er war in seiner Jugend.“ Oder in „Abseits“: „Mamsell hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Heide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Schein der untergehenden Sonne, und wie schwimmend in Duft gehüllt stand fern am Horizont der Turm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe; es mochte wohl ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war.“

Alles das wird sehr wirksam und harmonisch in die Stimmung des Helden verflochten. Natur und Menschenseele stehen in geheimer Sympathie. — Es geschieht wenig in diesen Novellen; die inneren Erlebnisse überwiegen weit die äußern; jede Faser des Herzens wird mit der unerbittlichen Strenge und Wahrheitsliebe eines Physiologen seziert. Unglückliche Liebe und Vereinsamung im Alter bilden das Hauptthema. Andere der Novellen vor „Aquis submersus“ (1875), das einen Höhe- und Wendepunkt bezeichnet, sind nur knappe Pastellbilder voll lyrischen Zaubers der Resignation wie „Posthuma“, „Im Sonnenschein“, „Im Saal“, „Unter dem Tannenbaum“ u. a. Von sonnigstem Humor aber umflossen ist die prächtige Novelle „Beim Vetter Christian“ (1872), welche mit den „Zerstreuten Kapiteln“, den amüsanten Skizzen aus dem Husumer Kleinstadtleben, anmutig die Reihe der Resignationsnovellen unterbricht, ebenso wie die tiefe, selbsterlebte Wahrheit bergende Novelle „Viola tricolor“, welche das Problem der zweiten Ehe in trefflicher und harmonischer Weise behandelt, und die vielleicht duftigste aller Storm'schen Novellen „Psyche“, über welcher Sonnengold leuchtet, und durch welche frischer Meereshauch weht. Mit Recht schließt sie: „Und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück.“ — Ein so heiteres Bild am Ende einer Novelle begegnet uns seitdem kaum wieder bei Storm; aber die Resignation der voraufgehenden Epoche verdichtet und steigert sich fortan zu echter Tragik. Das Lyrisch-Weiche schwindet mehr und mehr, die Charaktere werden fester umrissen, werden bestimmter und charaktervoller in ihrem Handeln; alles wird episch-dramatisch.

Wie die Einkleidung der meisten Novellen überhaupt in die Form der Erinnerung, der Ich-Erzählung es ermöglicht, das Jugendleben des Dichters zu rekonstruieren, der so gerne aus der Märchenzeit seiner Kindheit plaudert, so erkennt man in den nun folgenden Dichtungen des reifenden Meisters noch mehr als früher, wie seine Gestalten den Untergrund des Lebens und der Wahrheit haben, wie sie der Wirklichkeit abgelauscht sind, oft in ihrer ganzen Herbheit und Natürlichkeit, oft in ihrer humorvollen Liebenswürdigkeit oder in ihrer Seltsamkeit. Die Geschicke, welche uns vorgeführt werden in der großen Reihe von Aquis submersus (1875) bis „Ein Doppelgänger“ (1886), sind meist tief tragisch. Mannigfach sind die Probleme, welche einer solchen tra-

gischen Weltanschauung der Dichter entnimmt, mannigfach die Probleme des häuslichen und des ehelichen Lebens. So ist es Härte des Vaters gegen den Sohn in „Carsten Curator“, „Eekenhof“, „Hans und Heinz Kirch“, so Feindschaft der Brüder in der Novelle „Die Söhne des Senators“ (mit heiterem Ausgang) und „Zur Chronik von Grieshuus“, so ist es grimme Eifersucht und wilde Leidenschaft der Frau im „Fest von Haderslevhuus“. — In wilde, rauhe Zeiten führen manche Novellen zurück, und in diesen tritt ein völlig eigenartiger Stil uns entgegen, welcher meisterhaft die kulturhistorische Färbung den Vorgängen gibt, nirgends den Stempel der Manier tragend — wie in so vielen sogenannten historischen Romanen der Gegenwart, — sondern überall den der feinsten Anempfindung und Nachdichtung. Mit hoher Kunst werden eigene Erinnerungen und Chronikenberichte und Tageblätter aus ferner Vergangenheit verwoben. „Aquis submersus“ ist in Hinsicht des Aufbaus, so verschlungen er ist, und des Ausdrucks wohl die vollendetste. Andere reichen mit voller Wucht in die Gegenwart hinein, wie „Hans und Heinz Kirch“, mit der ergreifenden Schlußszene, in welcher der sozialdemokratische Tischler dem alten gebrochenen Greise, der auf ein einstiges Wiedersehen seines grausam verstoßenen Sohnes hofft, mit dem Hohn auf die Ewigkeit entgegentritt. Die Novelle ist durchaus realistisch, mit knapper, herber Darstellung und scharfer, prägnanter Charakteristik; das Seemannsleben ist ebenso wahr geschildert, wie die häusliche Familientragödie ergreifend ist. Im Kerne des Herzens weich und voll Liebe, nach außen hin hart und unerbittlich, das ist Hans Adam Kirch — und wer hätte, wenn er in Schleswig-Holstein Bauern und Schiffer beobachtete, nicht viele von derselben Art gefunden?

Eine Tragödie aus der kleinen Hütte des armen Arbeiters ist „Ein Doppelgänger“. In dieser Novelle vergiftet die offenkundige Tatsache, daß er, ein einfacher Arbeiter, einst im Zuchthause gewesen, das Glück eines Menschenpaares. Die böse Welt stößt den Armen immer wieder von sich; der gute Kern in ihm bleibt unentwickelt und wird von der Leidenschaftlichkeit seines heißen Temperamentes überwuchert. Den Fleck, den er sich auf seine Ehre geladen hat, kann er nimmer wieder fortwischen, und dies vergebliche Ringen zerstört Glück und Leben. In armseliger Hütte spielt sich die Novelle ab; ich kenne nur Zolas „Germinal“, das mit ähnlicher ergreifender Naturwahrheit — denn das ist Naturalismus im edlen Sinne! — das Fühlen und

Denken dieser unteren, oft so bedauernswerten Menschenschicht schildert. Ist es auch ein armer, unseliger Mann, der uns hier in seiner Leidenschaft und Schwäche vorgeführt wird, es ist ein ganzer Mensch. Alles leibt und lebt. Nicht bloß der Irrende. Wie wahr ist auch sein liebes, büßendes Weib geschildert — wie treffend der Wechsel des Glücks und des Elends! Vor allem ist die Novelle von dem Geist echter Humanität durchweht. Das Schicksal ist wohl oft hart gegen den Menschen, aber am härtesten ist doch der Mensch gegen den Menschen. Der eine vergiftet und vernichtet des anderen Leben — anstatt zu vergeben und zu vergessen. Es liegt eine wahre, tiefe Tragik hierin. Was hätte aus John Glückstadt werden können, wenn ihn das Leben anders gebildet, wenn ihn die Welt anders behandelt hätte — so treibt ihn das Verhängnis von Stufe zu Stufe. Er büßt eigne und fremde Schuld. In denselben Brunnen, an dem er sein Glück gefunden, dessen Tiefe er einst mit dem Stein ahnungslos gemessen hat, den er dann umzäunen läßt und dessen schützende Bretter er stiehlt, um seinem Kinde ein warmes Weihnachtsbett zu geben, findet er ahnungslos — auf dem Wege des Diebes — seinen Tod. So erschütternd diese Verknüpfung, so meisterhaft ist hier die Kunst des Dichters. — Man muß bewundern nicht bloß, wie hier ein schwer Irrender mit goldenem Schimmer der Poesie und der Humanität umwoben und so uns menschlich nahe gebracht wird durch ergreifende Darstellung, sondern auch, wie die Schaffenskraft des Dichters im hohen Alter keine Ermüdung und Erlahmung zeigte, vielmehr nur sich steigerte und vertiefte. — Dasselbe gibt sich in der letzten Novelle, dem „Schimmelreiter“, kund; ja, man kann sie die Krone seiner Dichtung überhaupt nennen. Die packendste Lebenswahrheit paart sich mit jenem wunderbar stimmungsvollen Zauber der Stormschen Dichtungsweise, der nicht zum wenigsten auf der einzigartigen Mischung von Weichem und Hartem, von Kraft und Zartheit, von Tragik und Humor beruht. Das Leben an der Westsee, wie es von dem ewig wogenden Meere bedroht und bedrängt ist, tritt uns mit höchster Anschaulichkeit entgegen, ebenso die einzelnen Gestalten, welche dieser friesische Boden trägt, Gestalten von eiserner Willenskraft und doch von zartestem Empfinden. Wie wunderschön ist das Liebesleben dieser schweigsam-trotzigen, doch geduldig harrenden und warmfühlenden Menschen geschildert! Mit erschütternder Folgerichtigkeit spielt sich das Leben des Helden ab, der mit

seiner unbeugsamen Energie sich zum Deichgrafen emporringt, aber zugrunde geht, weil der Mensch ohnmächtig gegenüber den Naturgewalten und — weil niemand ohne Schuld und Fehle ist.

Grandios ist die Schilderung der Katastrophe, wo Hauke mit Weib und Kind in den Fluten umkommt. Hauke Haien hat in genialer Eingebung erkannt, daß die alten Deiche zu steil sind und weniger Anprall dem Meere gestatten würden, wenn sie sanfter abfielen; und so ist ein neuer Deich nach seinem Plan gebaut, und 1000 Demat Landes sind dem Meere abgewonnen. Da — nach einem heftigen Sturm sieht er mit Schaudern, daß ein neuer Wasserlauf den alten Deich unterspült und für diesen es nur eine Rettung gibt: den Durchstich des neuen. Vergebens sucht er Schutz vor dieser Erkenntnis, vergebens möchte er sich selbst die Gefahr hinwegleugnen, wenn wieder eine Sturmflut käme! Und sie kommt, grauser als je zuvor. Umbrüllt von den schaurigen Böen hält Hauke auf seinem Schimmel — der alte Deich bricht. „Ist Eure Schuld, Deichgraf, nehmt's mit vor Gottes Thron!" schreit es aus dem Haufen der Arbeiter zu ihm herauf. „Herr Gott, ja, ich bekenn' es, ich habe meines Amtes schlecht gewartet!" Da sieht er von der Werfte herab einen Wagen fahren — es ist sein Weib, sein Kind — ihm entgegen — sein Schreien fegt der Wind dahin — die Flut braust immer mächtiger in den Koog — Wagen und Pferd überflutend — „das Ende!" spricht Hauke und stürzt, dem Schimmel die Sporen in die Weichen bohrend, in den Graus hinab, um mit den Seinen zu verderben. „Der Mond sah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Wasser, die bald den alten Koog völlig überflutet hatten."

Es weht durch die ganze Novelle wie herbe Seeluft und Sturmesatem, und nicht ohne geheimes Behagen an dem Schauervollen verwebt der Dichter den Aberglauben, welcher im Volksmunde die überragende Gestalt des Deichgrafen zu einer Spukgestalt umgeschaffen hat, in meisterhafter Weise mit den Fäden der Erzählung. —

Storm wurzelt in der Romantik; er löste sich los aus ihren Zauberbanden, aus dem rein lyrisch-weichen Stimmungsbilde und erhob sich zu tragischer Kraft, zu episch-dramatischer Größe, soweit diese in der Form der Novelle sich ausprägen kann. Er umspannt eine Welt, und ist diese auch umschränkt, so ist sie doch die des deutschen

Bürgerhauses, ob nun des reichen Patriziers und des Senators, ob des Pfarrers und Arztes, des Bauern oder Handwerkers, des Kollaborators oder des Etatsrates; es ist die Welt der kleinen Leute, aber auch der großen, wie der Junker auf ihren Landsitzen; es ist die Welt der Seestadt, der Schiffer und Fischer, aber auch die des Dorfes, des Heidbauern und des herumziehenden Zigeuners.

Führt er uns ein altes Handelshaus vor, so wird das ganze Haus anschaulich lebendig, wie in den „Söhnen des Senators": nicht nur der würdige und gutmütige Herr Christian, nicht nur die liebenswürdige, frische, kleine Frau Senatorin, sondern auch der wackere, ewig schnupfende Buchhalter Friedebohm, und im Hause des feindlichen Bruders der strenge, harte Mann oder seine Haushälterin Antje Möller mit ihrer spitzen Zunge und der intrigante Advokat Siebert Sönckſen.

Ob es nun ein kleines, hinkendes Schneiderlein ist, ob ein unruhiger, zappeliger Projektenmacher, ob ein armer Musikant, eine seelisch darbende alte Jungfer oder eine lustige Künstlerseele, ob ein Förster oder Arbeiter oder Deichgraf: sie stehen glaubhaft vor uns, wir leben und fühlen und leiden mit ihnen.

Sagt Jakob Grimm mit Recht: „Poesie ist das Leben, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache," so war Storm ein echter Poet; er gibt uns ein treues Spiegelbild des Lebens, das ihn umgab, und das in seiner Phantasie sich künstlerisch umgestaltete; er umkleidet es mit dichterischer Anschauung und Empfindung und stellt es dar in meisterhafter Sprache.

Wie ein echter Künstler verbindet er das idealistische und realistische Element. Das erkennt die Gegenwart immer mehr. Das erkennen auch allgemach die Stürmer und Dränger vom Jahre 1889. Es war damals ein eigenartiges Schauspiel: wie der Sturmwind durch die Bäume rast und die dürren Zweige und welken Blätter dahinfegt, so fuhr die grasgrüne Jugend durch unsern deutschen Dichterwald. Ibsen, Zola, Dostojewski waren ihre Losung. Aber es währte nicht lange dieser Hexensabbath, dieser Taumel des Zerstörens, der freilich auch viele fruchtbare Keime hervorrief. Bald erkannte man, daß naturwahr, daß naturalistisch doch auch schon manches vor den „Jüngsten" Geschaffene sei, wie z. B. Goethes „Wahlverwandtschaften", und so riefen die Dramatiker als ihre Muster Hebbel und O. Ludwig aus und stürmten Gerhart Hauptmann nach; die Epiker scharten sich zunächst

um Hermann Heiberg, dann um den greisen Theodor Fontane, und die wenigen echten Lyriker unter den „Jüngsten" hoben Theodor Storm auf den Schild.

War also Storms Dichtung der 50er Jahre so manchem Zeitgenossen als eine Offenbarung goldener Kunst erschienen — ich habe oft Männer so reden hören —, so wirkt er auch heute noch nach, ja seine Wirkung wird immer tiefer und weiter werden, je mehr der Kampf, der im letzten Jahrzehnt in unserer Literatur wogte, sich gelegt hat und zu ruhiger Selbstbesinnung führt. Freilich wird es noch lange währen, bis wirklich das Bedeutsame, das seine Dichtung birgt, in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird.

Denn Storm war ein Lyriker und Novellist, auch ein feinsinniger Märchenerzähler, wie wir ihrer nur wenige in unserer Literatur besessen haben, und so ist er auch heute noch fähig, mit seiner Kunst die Seelen zu erwärmen, zu rühren, zu erheben, zu erschüttern. Er war aber auch ein ganzer, in sich fest ruhender Mann von selbstständigster Überzeugung; er war ein echt deutscher Patriot, nicht nur in seinem Denken und Empfinden, sondern auch in seinem Wollen und Handeln. Er ließ sich nicht knechten, sondern er konnte „auch die Trompete blasen" und blies sie mit Mannesmut ins Land hinaus.

Drum Ehre dem Andenken eines so feinfühligen, gestaltungskräftigen Dichters und eines so wackeren deutschen Patrioten!

Anhang.

In der Stadt Theodor Storms.

(14. Sept. 1898.)

Altvertraute Stätten nach Jahren wiedersehen, schließt immer eine mit Schmerzen gemischte Freude in sich. Wohl grüßen uns lieb und traut Stadt und Dorf, Busch und Strauch, grüßen uns aus ihnen vergangene Stunden mit ihren Freuden, ihrem Sinnen und Sehnen. Aber so vieles ist anders geworden, nicht nur wir selbst, sondern auch manche unvergessene Örtlichkeit, und vor allem die Leute, mit denen wir lebten. Wie viele wurden im Laufe weniger Jahre hinweggetragen vom Strome ihres Berufes, ihres Amtes in andere Gegenden des Vaterlandes; an ihrer Stelle wirken Fremde, die nichts von uns wissen;

und wie viele sind inzwischen den Weg gegangen, von dem es keine Rückkehr gibt!

In solchen Gedanken schmerzlich-süßen Erinnerns fuhr ich mit der westholsteinischen Bahn (Neumünster-Heide) dahin, jene Straße, die mich so oft zu dem lieben, herrlichen Meister der Dichtung, zu Theodor Storm, nach dem friedsam abgelegenen Hademarschen geführt hatte. Wohl klingelte noch ebenso wie früher die langsam sich hinbewegende Lokomotive, wohl war die Landschaft noch dieselbe: weite Heidestrecken mit kurzem Eichengestrüpp, oder Waldkulissen mit Buchen und Tannen und Birken, freundliche Dörfer, saubere Gehöfte; wohl ragte auch bald stattlich Hanerau mit seinem schönen Park auf, und nun auch jenes mit Schiefer auf dem Dach und an der Westseite gedeckte Haus in dem Schwesterdorf Hademarschen, wo Storm die letzten acht Jahre seines Lebens so glücklich und schaffensfroh verbracht hatte; aber er selbst ruht schon längst in seiner alten Heimatstadt Husum, die auch das Ziel meiner Wanderfahrt war.

Es hat einen eigenartigen Reiz, eine Stätte aufzusuchen, die man nur durch die Dichtung kennt, die Bilder der Wirklichkeit und die der Phantasie zu vergleichen, jene Mischung von scharfer, treuer Beobachtung und poetischer Verklärung zu ergründen. Namentlich aber, wenn ein Dichter so klar und anschaulich schildert und zugleich so pietätvoll das Vergangene hegt und festhält wie Storm, wandelt man immer auf seinen Spuren, ist von seinem Geiste umweht, ja von seinen Gestalten umdrängt. Freilich wie diese nicht mehr im Leben zu finden sind, so sind auch manche Häuser zerfallen (wie das Geburtshaus des Dichters) und ist das Aussehen der Stadt heute ein anderes als zu Lebzeiten Storms. Gasglühlicht und Telephondrähte gab es dazumalen noch nicht, und das Wort: „Es ist ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster“, kann man nicht mehr auf das heutige Husum anwenden; auch liegt es längst nicht mehr abseits vom Verkehr der übrigen Welt, sondern zwei Eisenbahnlinien berühren es, und eine bedeutende Viehausfuhr, namentlich nach Rheinland und Westfalen, bringt Leben und Bewegung und Wohlstand in die Stadt, wovon die wohlgepflasterten Straßen und modernen Neubauten zeugen. Am Markt erblickte Storm das Licht der Welt; das inzwischen umgebaute Haus wurde in diesen Tagen mit einer Inschrift geschmückt; auch die alte

Kirche steht nicht mehr, die in „Renate“ eine Rolle spielt; aus Furcht vor dem Umsturz riß man sie nieder!

Wandert man durch die Süderstraße, so begegnet man dem aus Aquis submersus bekannten Wort:

Geliek as Rook un Stoof verswindt,
Also sind ock de Minschenkind.

Überall, ob am Markt, am Schloß, am Park, ob am Rathause, am Kuhsteig, am Osterende, wo der Scharfrichter seines Amtes waltete, spüren wir den Hauch des Dichtergeistes, der die zum Teil verschwundene Welt festhielt und diese Stätten mit dem unvergänglichen Zauber der Dichtung umwob. Wer wird wohl nicht voll Wehmut vor dem Sankt Jürgen-Stift stehen, vor seinem Friedhofe! Als ich am frühen Morgen das Grab unter den hohen Linden suchte und die Stätte nach den Beschreibungen leicht fand, ward es mir doch schwer zu glauben, daß diese graue steinerne Gruft, die sich nur wenig über den Erdboden erhebt, die keine Inschrift ziert, die Ruhestätte eines Dichters sei. Ein altes Mütterchen trippelte bald heran und erklärte mir, daß die drei großen Platten vor der Gruft aufgehoben würden, falls ein neuer Sarg dem alten beigesellt werden sollte, daß Stufen tief zu den auf eisernen Stangen schichtweise aufgestellten Särgen hinabführen, daß erst seit dem vorjährigen Tode des Bruders freundliche Epheuranken die kahle graue Gruft umspinnen; aber trotz der etwas verwahrlosten Umgebung ist es dem Dichter ein lieber Gedanke gewesen, nicht nur als Glied der Kette vergangener Geschlechter sich anzureihen, sondern auch von lebendiger Jugend umspielt zu werden, die trotz der Warnungstafel so gerne unter den hohen Bäumen auch heute noch ihr Spiel treibt. —

Träumend wanderte ich weiter; bald glaubte ich, der graue Scheitel der Jungfer Hansen schaue wehmütig aus dem „Kloster“ heraus, bald sah ich Bötjer Basch die Süderstraße wirren Kopfes dahineilen und die Jungens hinterdrein, bald hörte ich den Amtschirurgus aus der Dachluke des Rathauses sich zum Kronprinzeu von Preußen proklamieren, bald glaubte ich den unheimlichen Herrn Etatsrat mit seinem Sohne Archimedes dahinschreiten zu sehen oder den gewandten Pole Poppenspäler seine Künste zeigen. Und wenn ich aus dem Hotelfenster auf die weiten Fennen, auf die schimmernden Gräben, auf das blinkende Wattenmeer hinausschaute oder auf dem Deich in Windesbrausen da-

hinschritt, wurden die Gestalten des „Schimmelreiters“, der „Halligfahrt“ und „Psyche“ lebendig.

Doch es war der 14. September, und reiches, frisches Leben umflutete mich und riß mich aus dem Sinnen und Träumen. Mit Flaggen waren die Häuser geschmückt, und Freude und Erregung las man auf allen Gesichtern. Bald hieß es denn auch: Der Herzog kommt! Der Herzog Ernst Günther aus dem alten schleswig-holsteinischen Geschlechte! Die Wagen rollten heran, und bald saß im Schloßpark an der Denkmalsstätte eine stattliche Festesversammlung. Man hatte den Eindruck einer engen Stadt- und Provinzialfeier; dies erhöhte die Intimität und erschien in mancher Hinsicht dem Charakter der Stormschen Art angemessen. Wie ein Husumer das Denkmal meisterlich geschaffen hat, wie der Husumer Theodor Storm-Gesangverein treffliche Lieder bei der Feier sang, so hielt auch ein geborener Husumer, Professor Toennies-Hamburg, die Festrede. In ausgezeichneter Weise wußte der Redner in die Tiefe der Eigenart Storms hinabzuleuchten. Er tat dar, wie Storm uns das erfreuliche Bild eines Mannes gäbe, der seiner Sache, seiner Kunst mit ganzer Seele hingegeben gewesen, der in der Kunst das Vollkommene erstrebte, der aber auch die Meisterschaft erreichte; es sei eben in ihm gewesen die große Liebe, die Liebe, die alle Zweifel und Enttäuschungen überwindet, die nicht nach dem Erfolge des Tages fragt, jene schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt; jene Liebe zum Kleinen und Großen, jener Pulsschlag warmen Blutes, das Liebe empfunden, Liebe erfahren hat, das in die poetische Gestaltung, nicht aus spielerischer Laune, sondern durch eine innere Notwendigkeit hinübergeht, in den Gebilden der Phantasie und ihrer äußeren Form sich ausdrückend, wie in Wachs das Siegel; jene zarte Minne nicht minder wie die echte große Gattenliebe, die Liebe zu den Kindern, zum Leben im Hause; die Liebe zur Heimat, zur Vaterstadt, zu den vergangenen Geschlechtern, die Liebe zum Vaterlande, zu deutscher Art und Sitte, die Liebe zum Volke, zu den „kleinen Leuten“, die humorvolle Liebe zu allem, was volkstümlich in Aberglauben und Gespensterfurcht ist; jene versöhnende Weltansicht, die auf das Unergründliche als auf die Wurzel des Ergründlichen zurückgeht; jene innig-sinnige Naturliebe, die Wald und Meer, Heide und Moor, Sommer-Mittagsschwüle und Herbstblätterduft, Vogelsang und Schmetterlingsweben umspannt; jene Liebe zur Musik,

die alles Erdenleid in Wohllaut aufzulösen vermag. — Mit treffenden Worten schilderte der Redner, wie in Storm Mensch und Dichter eins gewesen, wie er ein ganzer Mensch, ein redlicher, ernster, treuer Mensch liebevollen Herzens gewesen.

Alles das machte den tiefsten Eindruck, während der Westwind über uns dahinfuhr und manches herbstliche Blatt auf uns niederwehte, und als dann, umhaucht von solcher Stormschen Naturstimmung, wir die Hülle fallen sahen und uns in Bronze das Antlitz grüßte, das im Leben uns so oft geleuchtet hatte. Das sind Augenblicke, die man im Leben nimmer vergißt, die sich einprägen in Herz und Sinn mit ehernen Lettern. Und als dann das Denkmal der Stadt übergeben und vom Bürgermeister Menge mit zündender Rede übernommen war, setzte der Chor wieder ein mit der wundervollen Möllerschen Komposition des Liedes „Am grauen Strand, am grauen Meer“. Kränze wurden niedergelegt, in denen die Erika, die Lieblingsblume des Dichters, vorherrschte.

---

2. Gustav Frenssens „Jörn Uhl“.

Eine Zeiterscheinung und ein Lebensbild.

„Jörn Uhl!“ Wie fremd mag dieser friesische Name dem Ohr des Oberdeutschen klingen, und wie schwer ihm über die Zunge gehen! Und doch hat er im Sturm die Herzen sich erobert, in Nord und Süd, in Ost und West. Auf allen Lippen ist er seit drei Jahren, und noch nie hat ein Buch in deutscher Sprache einen solchen Triumphzug gehalten. Man denke: an die 180 Tausend Exemplare sind verbreitet worden, und sein Dichter, der selbst dem einfachen Handwerkerstande entstammt, hat den Talar des Dorfgeistlichen ausgezogen, hat einen Marschhof gekauft für seinen Bruder und sich selbst ein Haus nahe der Heimatstadt Meldorf und der Dithmarscherbucht erbaut, ein Haus mit ruhiger Breite und stattlichem Ziegeldach und mit einem Dachreiter darauf, der den Blick über Land und Watt und Stadt vergönnt, und das ganze Gewese umgibt ein weiter, breiter Garten.

Das sind wahrlich alles Dinge, die märchenhaft erscheinen in unserm lieben Vaterlande, wo Dichten und Darben nicht bloß lautlich

durch Alliteration miteinander verbundene Worte, sondern auch inhaltlich nahestehende Begriffe zu sein pflegen.

Bei „Jörn Uhl“ geschah das Seltene, Überraschende: die Kritik war diesmal wunderbar einmütig in Lob und Anerkennung und Staunen — denn was besagt es, daß dieser oder jener das Buch „langweilig“ fand, das richtet sich wohl von selbst, — aber das Unerhörte war, daß, ehe die maßgebende Kritik in die breiteren Schichten ihr Urteil trug, der gesunde Volksinstinkt dies Juwel in dem wirren Wust der Tageserscheinungen schon entdeckt hatte und nun immer lauter der Ruf, der von keinem Geringeren als Paul Heyse zuerst ausgegangen war, in alle Gaue erscholl: „Wir haben wieder einen Dichter! Habemus poetam!“ — Man war der sensationellen, weltanschauungslosen Milieuromane, der ins Unnatürliche zugespitzten Seelenanalysen müde, man wollte nicht immer im Staube daherziehen oder sich durch den Sumpf zerren lassen, wenn man in seltenen Mußestunden sich der Dichtung hingab; man wollte wieder reines, klares Quellwasser; ohne Bild: man wollte echtes, gesundes Volkstum. Und das ward hier geboten. — Mancher fragte wohl, stutzig über den Erfolg: Ist es nur Modesache? Haben wir wieder, wie einst einen Johanna Ambrosius-Rummel, nun einen Jörn Uhl-Rummel, einen Frenssen-Kultus? Nein, diese helle Begeisterung, welche in der zünftigen Kritik ebenso wie in der Kauflust des Publikums sich kundgab, war keine Mache — wenn auch natürlich immer viele nebenher laufen und nur nachsprechen und nachtun, — sondern sie ruhte auf der richtigen Erkenntnis, daß hier eine gesunde Kost an Gedanken und Anschauungen und Empfindungen dargereicht werde, wie sonst so selten in unserer nervös überreizten Zeit. So sind es denn vor allem innere Gründe, innere Werte, die dem Werke zu der gewaltigen Wirkung verhalfen.

Es ist tatsächlich — das kann niemand leugnen — ein ungewöhnlicher Roman von seltener Gestalten- und Farbenfülle, von seltener Kraft des Gehaltes und des Stils und von Gedankentiefe.

Ein kleiner Fleck Erde in Dithmarschen ist es nur, den die Erzählung umspannt, und doch eine ganze Welt, die das Menschendasein in Höhen und Niederungen widerspiegelt, eine Welt, abgelegen, fremd für die meisten Leser, etwa wie für den verwöhnten Städter eine kahle Dorfkirche, die ohne Schmuck und Zierat, ohne Firlefanz und Prunk, aber für den tiefer Schauenden so traulich und beschaulich und erbaulich

ist; denn auch sie vereinigt Zeitliches mit Zeitlosem. — Hier ist Heimatkunst und Höhenkunst zugleich, um moderne Schlagwörter zu brauchen. Man spürt: in so tiefgründigem Erdreich des Heimatsinnes liegen die Wurzeln starker dichterischer Kraft und gedeihen am schönsten.

Wir sehen den Helden werden; es ist ein Bauernbursche, aber ein ganzer Kerl, ein echtes, kerniges Menschenkind; keine Falte seiner Seele bleibt uns verborgen in all dem Wandel der Jahre, im Wechsel von Weichheit und Herbigkeit. Wir erkennen: ob die Menschen auf den Höhen wandeln oder in den Niederungen, es ist immer dasselbe: wer viel und ernst fragt und forscht und sinnt und grübelt, wer bewundert und staunt und demütig verehrt, dem öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein; wer das Stoffliche und Sinnliche geistig bemeistert, wer in der Wirklichkeit wurzelt und auf den festen Boden der Tatsachen sich stellt, aber zugleich den Blick in jene Tiefen richtet, „wo die reine Wahrheit wohnt", wen die Natur mit ihren schönen und furchtbaren, bodenlos tiefen und dunklen Augen anschaut, daß er im Innersten erbebt, wer da weiß, daß hinter unserm Leben ein Geheimnis liegt, ja daß wir nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt, leben: der ist durchgedrungen zur Reife des Menschentums.

Zu solchen Erkenntnissen führt uns dieser Roman. In ihm steckt ein ganzer, echter Friese oder Niedersachse, ein Norddeutscher mit jenem herben, strengen Zug und doch mit jener weichen, nachdenklichen und herzlichen Art, die nur hinter der Sprödigkeit sich zu verstecken liebt. Wir erleben Tatsachen in Fülle, wir sehen in das Leben und Treiben zahlloser Menschen hinein, sehen die wachsende Verderbnis alter Geschlechter auf altererbten Höfen der reichen Marsch, ja es tummeln sich in der Erzählung die Gestalten in einer Mannigfaltigkeit und zugleich in einer Naturwahrheit und Echtheit, die uns aus dem Staunen nicht herauskommen läßt, und es ist uns, als ob es dem Verfasser im Leben ebenso ergangen sei, bis daß er alle die Gestalten bannte und ihnen auf den Grund ging. Aber es umgibt sie alle auch ein geistiges, inneres Band; es webt sich um Natur- und Menschenwelt geheimnisvolle Symbolik; der Dichter ist nicht nur ein „Gestalter", sondern auch ein vates und ein Philosoph; ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen. Und darum stimmt das Lesen seines Buches

so nachdenklich, darum zögert man, hält inne, sinnt, verweilt, kehrt zurück. Und in alledem hat man den besten Prüfstein des Echten.

„Was soll man von einem deutschen Manne mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehre und Lust und Vertrauen habe zu allem Guten?" heißt es einmal. Und ich frage ebenso: Was soll man von einem deutschen Roman mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins widerspiegele und den Leser so fasse und ergreife, daß er vor der Tiefe und Wahrheit, die in der Welt und ihrem dichterischen Spiegelbilde sich verbirgt, andächtig erschauere?

Natürlich ist auch dies Werk bedingt, und seine Welt umgrenzt. Bedingt in der Heimat, in dem Erdboden, dem Klima, der Natur, in der Geschichte, in der Poesie seiner Heimat, bedingt als Zeiterscheinung auch in der Literaturentwicklung, inmitten deren der Verfasser steht. Schleswig-Holstein ist ein ganz besonders von den Musen begnadetes Ländchen. Und was macht seine Dichter, was macht Hebbel, Groth, Storm, Jensen, Liliencron und so auch Frenssen so groß? Ist es nicht das Heimatgefühl, ist es nicht die Kraft, die in diesem wurzelt? So herb und knorrig manches an dem einen und an dem andern, so lieblich und weich wieder anderes ist: ist dieses Widerspiel nicht ein Abbild der zwiespältigen Reize jenes so wundersam reich von der Natur ausgestatteten Ländchens? Wie anmutig lockt dich die Ostküste mit ihren blauen Förden, mit ihren herrlichen Buchenwaldungen, ihren schweigenden Seen, ihren üppigen Wiesen und Kornfeldern! Und im Westen braust die Nordsee an das von Dünen umgürtete Land, das in seinem Marschboden unerschöpflichen Reichtum birgt, aber auch in seiner grünen Weide mit den blinkenden Gräben und den weidenden Ochsen, mit den von Bäumen und Hecken umfriedeten Höfen des ästhetischen Reizes nicht entbehrt. Und den mittleren Streifen Landes nimmt die Geest ein. Der Boden ist leicht und sandig; das Korn gedeiht hier nicht in seiner üppigsten Fülle; weite Strecken sind von Kiefern bewachsen, andere sind Moor- und Heideland. — Und doch, welcher Zauber liegt über der Heide! Wie am Meer ergreift uns das Gefühl der Abgeschiedenheit und der Einsamkeit und der Unendlichkeit des Raumes; mit seiner Einförmigkeit wirkt eben das weite waldlose Land wie die weite blaue See, wie der weite blaue Himmel. Es schleicht sich wie Ahnung des Ewigen ins Herz. Alles das bildet

den Grundzug der schleswig-holsteinischen, besonders der Stormschen Dichtung, die bald von Schwermut über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, bald von Daseinslust und unverwüstlichem Lebensgefühl getragen ist.

Außerordentlich wirksam ist für das Gemüt eines Dichters die Mannigfaltigkeit und die Verschiedenartigkeit der Eindrücke gerade in der Natur; und was von dieser gilt, das hat auch in der Kunst seine Bedeutung; ja wir können sagen: das Vortreffliche, Bedeutsame in ihr beruht allemal auf einer glücklichen Harmonie anscheinend unvereinbarer Gegensätze.

So steckt auch in dem Buche Frenssens einerseits so viel Sinn für praktische Tüchtigkeit, nüchterne Tatkraft und bürgerliche Ehrbarkeit, daß wir an Freytags „Soll und Haben“ erinnert werden, und anderseits so viel weiche, sinnige Stimmung, so viel Träumerisches und Mystisches und Märchenhaftes, daß wir an Storm gedenken, und wiederum anderseits so manche Krausheit und Sonderbarkeit, wie wir sie bei Raabe gewohnt sind, so viel saftige Menschlichkeit, wie wir sie bei Keller oder Jeremias Gotthelf finden, mit dem ihn auch eine gewisse Vorliebe für geistliche Betrachtungen, sowie der Mangel an Scheu verbindet, das Derbe auch ungescheut derb auszudrücken; es steckt aber auch so viel Schalkheit und Humor, sei er nun idyllisch oder grotesk komisch, in dem Buch, daß auch Reuter, Jean Paul, Dickens bei ihm Gevatter gestanden zu haben scheinen.

Doch ist alles das nicht mißzuverstehen. Gewiß ist auch Frenssen in die Schule jener großen Meister gegangen, ehe er selbst die Höhe, welche „Jörn Uhl“ verrät, erreichte, aber alles das soll nicht eine Abhängigkeit im engeren Sinne erweisen, sondern nur zeigen, in welche Reihe er, ein Eigener wie jene, zu stellen ist. Liegt es nun doch einmal uns Deutschen im Blut, das Rubrizieren und Schematisieren. — Wollen wir Frenssen literargeschichtlich einfangen und festnageln, dann müssen wir in der Tat ihn, der freilich auch von dem modernen Naturalismus gelernt hat, unseren besten Erzählern des vergangenen Jahrhunderts an die Seite setzen.

Es wäre interessant, des näheren zu untersuchen, warum denn Storm oder Keller oder Raabe einen solchen Erfolg nicht hatte, also z. B. Raabe mit seinem „Hungerpastor“, seinem „Abu Telfan“, seinem „Schüdderump“ u. ä. — Es sei hier nur angedeutet: Raabe ist

sicher viel reicher an Geist und Bildung und führt daher den Schauenden und Denkenden noch tiefer in das mannigfache Wesen der Menschenseele hinein und weitet den Blick noch weiter; aber der süße Kern erschließt sich nur der Mühe ernsteren Nachdenkens, die Schale ist oft rauh und kraus, die Sprache oft schwer; die Beziehungen sind nicht gleich deutlich, die Gedankensprünge vielfach überraschend. — Anders „Jörn Uhl". Freilich an Abschweifungen und Episoden gestattet er sich noch mehr als Raabe, und das mag eine ästhetische Schwäche des Werkes bedeuten, obgleich niemand die köstlichen kleinen Kabinettstücke, diese wie die Homerischen Gleichnisse selbständig in der Dichtung dastehenden Bildchen aus dem menschlichen Leben, entbehren möchte. Aber so locker im ganzen der Aufbau ist, so gedrungen und knapp und klar ist doch der Stil im einzelnen; die Symbolik, d. h. der verschleierte Sinn, die Idee, ist volkstümlicher als bei Raabe, der Stoff ist moderner; er reicht kräftig in die Gegenwart hinein, ohne weite Umwege über das Timurkie-Land und das Mondgebirge zu machen. Und was Frenssen mit Raabe weiter verbindet, ist das gesunde, urdeutsche Empfinden. Aber dies wird, im Gegensatze zu dem mehrfach pessimistischen Grundton Raabes, zu sittlich religiösem Idealismus gesteigert.

So erhebt sich Frenssen auf den Schultern seiner großen Vorgänger; aber er bietet kein entlehntes Mosaik, sondern eine eigene Welt voll eigenartiger Gestalten und Vorgänge. Und wie ist der Dichter zu solchem Tun gereift? In unablässiger Arbeit. Er hat sich darüber selbst ausgesprochen: „Fleißig bin ich immer gewesen", sagt er, „das darf ich bekennen, denn ich bilde mir darauf nichts ein. Das mußte mal so sein. Aber eigentlich erst seit einem Jahre komme ich dazu, auch Früchte von meinem Fleiße zu ernten. Und merkwürdig! Erst schrieb ich „Die Sandgräfin" — da ließ ich nichts von dem hinein, was mir eigentlich aus der Seele wollte, weil ich meinte, das sei zu kraus und zu wunderlich und nicht unterhaltend genug. Das ist mein schwächstes Buch geworden, aber es hat uns vielen Spaß gemacht. Dann in den „Drei Getreuen" ließ ich schon ein paar von den Bildern lebendig werden, die ich bisher für mich behalten hatte; und gerade das Wunderliche schuf mir Freunde. Und endlich der „Jörn Uhl", bei dem ich auf nichts Rücksicht nahm, auf keinen Menschen, auf keine Technik, auf kein Schwanken und Fragen und Zagen, auf nichts als

auf mich selbst und auf das, was eben doch mal heraus wollte: der hat mir den Erfolg gebracht. Wie ich mich da gefreut habe, das kann nur der so ganz empfinden, der glaubt, er sei einen langen, verkehrten, mühevollen Weg gegangen, den er nur aus Eigensinn immer weiter verfolgt hat, und als er die Hoffnung schon fast verlieren will, da steht er plötzlich vor dem Ziel. Er glaubt's erst nicht recht, aber er sieht: der verkehrte Weg war der rechte. Aber schwer war der Weg; denn ich bin auch in meinem Amte fleißig gewesen." — — Wer die „Drei Getreuen" gelesen, wird finden, daß der Roman vor allem an einem Fehler, der auch in „Jörn Uhl" noch nicht ganz überwunden ist, leidet: am Fehler der Überfülle; er ist zu reich; eine Gestalt drängt sich in des Dichters und des Lesers Interesse vor die andere; aber vieles einzelne ist auch dort in Seelen- und Naturmalerei unerhört schön.

Und wie arbeitet Frenssen? Oder besser: wie schafft er? „Ich sehe Gestalten und Szenen wie in einem Nebel. Da taucht einer auf, geht vorüber, sieht mich an und verschwindet; ich weiß nicht, soll ich ihm nachgehen, oder wird er wiederkommen . . . Ein kleiner Mann mit krummen, S-förmigen Beinen schleicht um mich her; den glaub ich schon fest gepackt zu haben. Ich sehe auch einen großen Fabrikhof, auf dem sich ein paar alte Freunde treffen. Einen Sarg, der auf der Bahn ausgeladen wird, die Arbeiter stoßen ihn und machen Witze, als ob er ein Stück Ware sei . . . Einen, der aus der Fremde kommt und alles verändert findet . . . Aber das schwankt und zittert noch alles, und ich weiß nicht, wie es werden wird. Ich bin überhaupt nicht sehr für die Technik. Meine Buchleute gehen mir voraus, ich schaue ihnen nach und folge ihrem Weg, und wenn ich niederschreibe, was ich von ihnen sehe, und ich hin und wieder den Trieb fühle, etwas aus diesem oder jenem Grunde an dem Geschauten zu ändern: dann ist es mir, als ob ich unrecht tue." Und wie sieht es damit aus, daß die Gestalten dem Leben entlehnt sind? „Sehen Sie, das ist so. Von dem einen habe ich das Äußere genommen; zwei, drei andere müssen dann mit dem Innern aushelfen. So ist der Thieß Thiessen in seiner Gemütsart nach einem Mutterbruder von mir gezeichnet, einem kleinen Weber, der an einem uralten großen Webstuhl sein Leben lang arbeitete. Das Äußere aber hat Thieß von einem Manne, der noch lebt. Zuweilen aber deckt sich auch kein Mensch mit

dem Bilde, das ich gesehen habe, und erst viel später treffe ich einen, der so aussieht, wie es sein muß. So geschah's mir vor kurzem in Heide. Meine Frau und ich gingen den Geestbauern entgegen, die vom Markte kamen. Plötzlich hören wir eine Stimme und bleiben stehen. „Das ist Thieß Thiessen", sagen wir beide wie aus einem Munde. Denn so mußte der Klang seiner Stimme sein, und dieser Klang hatte mir im Leben noch immer gefehlt."*) — —

Frenssen ist der Heim Heiderieter des Romans, der aus dem Staunen und der Verwunderung nicht herauskommt, der, auch wenn er nur über die Heide geht, sich sagt: Nun soll mich bloß wundern, was ich heute noch erlebe. Und er erlebt unabläſſig etwas — auch Enttäuschungen und Überraschungen, denn er kommt nach seiner leidigen Gewohnheit ins Träumen — und denkt nach seiner Gewohnheit viel bei allem, was er sieht, ja auch manchmal zu viel, wenn er z. B. eine graue Sandstrecke aus der Ferne für einen Schimmel hält und beim Näherkommen meint, es sei Wodans weißes Roß gewesen.

Es heißt einmal in „Jörn Uhl" von der Geschichte Wietens: sie ist so weit wie die Welt und so tief wie das Menschenleben. Damit ist das Höchste bezeichnet, was in Roman oder Novelle oder Drama erreicht werden kann.

In dem echten Dichter ersteht die Welt gleichsam aufs neue; er sieht und hört, was dem Alltagsmenschen verborgen bleibt; jede Stunde, jedes Erlebnis sagt ihm etwas Besonderes, kündet oder löst ihm ein Rätsel. Überall tun sich ihm Bilder auf und erblühen ihm Ideen. Und seine Kunst besteht darin, in wenigen Worten ein plastisches Bild, in wenigen Sätzen uns Gedanken darzubieten. Alles muß Lebensfarbe, Saft und Kraft, muß Anschaulichkeit und zugleich Tiefe haben. Wir müssen spüren: der Dichter sah den Erscheinungen auf den Grund, und diese spiegeln sich in seinem Hirn und Herzen in eigenartiger Weise; wir müssen spüren: er hat der Natur ins Herz gesehen mit beseelendem Auge, so daß auch sie eine Sprache findet, er kennt den Zauber der ziehenden Wolken, der über das Meer dahinschwankenden Schatten, den Donner der Wogen, die leuchtenden Blitze; er hat in die Kindesseele geschaut, wie in die ringende Mannesseele und in das zarte

*) Noch schärfer und deutlicher hat Frenssen sich über sein Schaffen ausgesprochen in dem Weihnachtsalmanach seines Verlegers, der Groteschen Verlagsbuchhandlung.

Leben und Weben des Frauengemüts: kurz, er muß ein Mensch sein, dem nichts Menschliches fremd ist und dessen Denken von Herzblut genährt, von Sympathie für alles erfüllt ist, was Leben heißt, auf daß sein Buch so reich und tief, so stark und gewaltig werde wie das Leben selbst.

Fragen wir, ob der Roman diesen Anforderungen entspricht, ob das, was er darstellt, eine Welt im Kleinen ist, ein Mikrokosmos, der auch im engen Rahmen jene Kräfte und Mächte wirksam zeigt, die unser Leben bedingen und beseelen, ob die Charaktere Persönlichkeitsgehalt tragen, und ob zur Rundung eines echten Kunstwerks Wahrheit und Schönheit, Tiefe und Kraft sich verbinden.

Nach den echt Raabischen und tiefsinnigen Eingangssätzen, die von Mühe und Arbeit handeln und ein nachdenkliches Werk versprechen, das der Verfasser wohl fröhlich, doch mit zusammengebissener Lippe und ernstem Gesicht geschrieben habe, spüren wir sogleich auf den ersten Blättern, in den wie in Holz gezeichneten Bildern, die Sicherheit der Linienführung und die Plastik und die Anschaulichkeit der Dinge und Personen, die uns vorgeführt werden. Auf dem reichen Marschhofe des Klaus Uhl wird ein Mädchen geboren, während der Vater im Hause ein Gelage abhält; schlimme Vorzeichen ängsten die Frauengemüter. Wieten Penn, das Großmädchen, ahnt das Kommende; die Frau stirbt. — So wächst Jörn, der jüngste von vier Brüdern, ohne Mutter auf. Wieten vertritt deren Stelle in rührender Fürsorge. Der Knabe schaut in das Haus wie in eine weite Welt, die erst entdeckt werden muß; er und Elsbe, die kleine Schwester, und der Spitz sind unzertrennlich; als Kamerad tritt Fiete Krey hinzu, doch er kann nur abends kommen, denn des Tages ist er unterwegs mit dem Hundefuhrwerk weithin in die Marschdörfer und muß Bürsten und Heidebesen, Striegel und Leuwagen verkaufen. Zwei Sorten Menschen gibt es dort oben im Dithmarscher Lande: die Kreien und die Uhlen. Jene sind ein unruhig Geschlecht, mit wendischer Blutmischung, und sitzen auf der sandig-moorigen Geest und leben als Tagelöhner oder wandernde Handelsleute; diese, die Uhlen, ein langgesichtiges, stolzes Geschlecht, sitzen auf ihren lindengeschmückten, reichen Höfen der Marsch. Aber auch in diese ist der böse Geist der neueren Zeit gedrungen; Hoffart und Verschwendungs- und Trunksucht sind mit jenen betrügerischen Agenten eingezogen, die den Bauern goldene Berge verheißen, wenn

sie ihr Kapital in weit gewinnreicheren Unternehmungen verwendeten als in ihrem eigenen Grund und Boden. — So geht es auch auf dem Uhlenhofe bergab; der Vater und die drei älteren Söhne sind unablässig in Gelagen und Wirtshäusern unterwegs, und der erste Zorn steigt dem jungen Jörn ins Herz und Hirn, als Elsbe ihm erzählt, die Mutter sei gestorben, weil der Vater nicht aufgepaßt, weil er — besoffen gewesen, sagt mit wilder Derbheit der Knabe.

Die Gespräche der Kinder, ihre Spiele und Feste sind mit so vielen kleinen, feinen Zügen ausgestattet, daß die Farbenechtheit individuellen Lebens hervorleuchtet. — Ob Jörn und Lisbeth Junker, des Schulmeisters Enkelin, in der Geißblattlaube oder am Bache plaudern oder zum Tanze gehen, ob sie beim Onkel Thieß, dem Heesebauern und Siebenschläfer, der alles verkehrt macht, die unglaublichsten Dinge, die Explosion und den Untergang eines großartigen Bootes, d. h. eines von Thieß zurecht gezimmerten Kälbertroges, erleben: wir erleben es mit, denn alles ist mit knappen Strichen, aber derb anschaulich hingestellt. — Die wilde Elsbe und die feine, sippe Lisbeth stehen im Gegensatz, wie der grüblerische Jörn und der bewegliche Fiete Krey oder gar der alte träge Thieß in seiner Schläfrigkeit. „Das Beste in der Welt ist die Arbeit,“ sagt Jörn; „die Arbeit ist ein Fluch,“ meint Thieß und stellt mit Genugtuung fest, daß jede Erfindung die Arbeit weniger macht. — Der Knabe Jörn wird immer ernster und nachdenklicher, je mehr er das wüste Leben des Vaters und der Brüder und die Folgen überschaut; er wird ihnen zum unruhigen, wandernden Gewissen; er liebt die Bücher; er soll Landvogt werden, nach der Meinung des Vaters; aber als Thieß ihn zur Prüfung nach Meldorf fährt, stellt sich heraus, daß er wohl Englisch bei Lehrer Peters gelernt hat, aber kein Latein, wie es das Gymnasium fordert. Wieten hatte in ihrer Befürchtung recht, daß es doch wieder schief gehe. Fiete Krey, der mit Elsbe von Heiraten spricht, wird vom Hofe gejagt und wandert hinaus in die Welt, und der Herrensohn, der erkennt, wie alles im Hof und Haus vernachlässigt wird, zieht dessen blauleinene Stalljacke an, um zu schaffen und zu arbeiten und zu retten, was noch zu retten ist.

„Jörn Uhl! Wer ist in der Zeit dein Bildner gewesen, da der Menschengeist weich wie Wachs ist, das auf Eindruck wartet? Wer war dein Führer in der Zeit, wo die Eltern uns nicht mehr halten

können und andere Leute nicht nach den Zügeln greifen, die hinter uns dreinschleifen, wo wir die Straße hinunterrasen, die auf den Marktplatz des Lebens führt, auf jenen Platz, wo das Schicksal so ernst fragt: „Was bist du wert?" Denn so steht es ja: Zu allen Lebenszeiten haben wir bestellte Ratgeber und Führer, Eltern, Schule und Gesetze, Erfahrungen, Frauen, Sorge und Not; aber in den Jahren, wo ein Frühlingssturm nach dem andern den jungen, überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt, da sind wir ungestützt und unberaten. Hei, wie knackte es! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig." Auch Jörn Uhl soll harte Narben davontragen, denn das Leben bildete ihn, die bittere, herbe Erfahrung, nicht eine weiche Mutterhand leitete ihn oder ein ernstes Vaterauge. — Die plötzliche Leidenschaft zu der Sanddeern braust wie ein Sturm durch sein Inneres, aber er findet sich zurecht durch die Arbeit, wenn auch, um desto stiller und wortkarger zu werden und immer tiefer sich in sich selbst einzuspinnen. Jörn baut seine Seele aus und studiert Littrow, „Die Wunder des Himmels". Der „Wietkieker" wird zum Sternengucker. — War ihm der Konfirmandenunterricht quälig gewesen, so kann er in der Kirche nicht darüber hinweg, daß der Pastor ein fester Trinker und Kartenspieler ist. Der Schneider Rose gibt ihm Weisheit auf den Weg, die er besser brauchen kann: „Immer an Gottes Seite und immer gegen die Hunde, das Schlechte!" Wieten fürchtet, er werde hintersinnig, und wie Jörn in seiner Dienstzeit zu Rendsburg, wo Geert Dose so hübsche, spaßige Geschichten erzählt, selbst sagt: „Ich kann nicht ordentlich lachen; es ist, als ob mein Gesicht gefroren ist," so ruft ihm der Dichter selbst zu: „Auf, junges Blut! Daß Jörn Uhl kein Narr wird!" — Voll Hoffnung kommt er wieder nach Hause, aber da lernt er in wenigen Stunden etwas Großes und Neues: bittere Sorge um einen Menschen haben. „Der Mann in ihm hatte die Stunde seiner Geburt." Die Sorge um Elsbe weckt ihn, um Elsbe, die von dem leichtsinnigen Harro Heinsen nicht lassen will, und für die allerdings der von Jörn bestellte Hüter, Thieß Thiessen, ein schlechter Hüter ist. Sie verfällt ihrem Geschick und folgt Harro nach Hamburg. — Da bricht der Krieg aus; Jörn und Geert Doose müssen ins Feld; mit packender Gewalt, mit wilder Anschaulichkeit der in jagender Eile sich aneinander reihenden Einzelbilder wird das Schaurige des Krieges, die furchtbare

Grausamkeit der Schlacht geschildert: das Rollen und Tosen der Geschütze und Geschosse, das Stöhnen und Ächzen der Verwundeten und Sterbenden. Man spürt: die Schilderungen ruhen auf Berichten von Leuten, die all das Entsetzliche mitgelebt und mitgelitten haben. — Als Jörn, vom Typhus genesen, heimkehrt, sieht er das Elend greifbar vor sich: wie an andere Bauernhäuser hat die bittere Sorge mit schwerer Hand auch gegen das Tor der Uhl gedonnert, und der Urheber des Verfalls, des nahenden Bankerotts, Klaus Uhl, stürzt in der Frühe trunken vom Wagen, da die Pferde vor einem in der Sonne blitzenden Pfluge scheuen, und seitdem ist er irr und wirr. Die übrigen Söhne müssen den Hof verlassen, und Jörn übernimmt das mit Hypotheken überlastete Gut. Jahre folgen voll schwerer Arbeit und Mühe — denn gerade den Segen der Sorge, den Segen der Arbeit will ja das Buch verherrlichen, — aber hinein in die saure, sorgenvolle Arbeit fällt auch Sonnenschein, der Sonnenschein der Liebe. Durchaus eigenartig, voll Duft und voll herber Kraft ist dies Liebesleben zwischen Jörn und Lena Tarn, dem Großmädchen, das für Wieten nur zu „singig" ist, da sie unablässig bei der Arbeit heiter und fröhlich ein Liedchen singt. Ein entzückendes Wesen ist diese frische, urgesunde Natur, und mit wundervoller Keuschheit hat der Dichter die keimende Liebe umwoben. Als junge Frau ist sie ein Bild fröhlichen Gedeihens in Mühe und Arbeit; sie lebt wie ein Kind vom Tage, lustig wie ein Vogel, und sucht die Sorgenfalten auf des Mannes Stirne zu glätten. Aber sein Herz ist wie ein Haus mit einer hohen Mauer rund umher, sie kommt nur bis vor das Tor seiner Seele, was sollte sie — so gut, so lieb, so fröhlich — in seine dunkle, sorgenvolle Seele sehen? Aber als ob sie wüßte, daß sie nicht viel Zeit hätte, warf sie eine Fülle von Liebe und Freude auf alle, die um sie wohnten. — Und wie knapp, erschütternd knapp, wird dann das Entsetzliche geschildert: der Sturz aus all dem stolzen Glück der jungen Mutterschaft in das — Grab! Markig, schier atemlos folgt hier Satz auf Satz. Wer das nicht miterlebt, der kennt das Leben, der kennt den Tod nicht. — Die Sterbende sieht noch einmal in seine Seele, als der starke, herbe, schweigsame Mann in schwerfälligen Worten ihr sagt, wie lieb er sie gehabt! — Die Trauer im Dorf, die Rückkehr Jörns von der Beerdigung: alles lapidar! Und wie nun die Brüder Schimpf und Schande auf die Familie häufen, ihm zur Last liegen, Schulden machen und trinken,

ja ihn höhnen und die Hand wider ihn heben — da wendet sich sein Charakter immer mehr dem Herben und Brüchigen zu. Schwer lastet auf Jörn das Leben: der Hof überschuldet, der Vater blöde, der Bruder ein Lump, Lena Tarn im Grabe. — Lisbeth Junker kommt im Herbst zu Besuch, sie plaudert mit dem kleinen Jürgen, aber der große Jörn sieht zu ihrer feinen Schönheit auf wie ein Knecht zu der Prinzessin, und nach Hamburg zurückgekehrt, weint sie, bis sie sich satt geweint. — Die Uhl ist tot! — Aber die Sterne helfen Uhl über manche dunkle Stunde hinweg. Auch die Menschen, der kleine Junge, der Pastor, den er oft besucht und dessen Vater zu sagen pflegt: „Ich brauche nicht mehr in Büchern zu lesen, mein Leben ist ein Buch." — Aber das rechte Buch ist auch Leben! — Und was dies Buch enthält, ist ein bitteres, schweres Leben: die herrlichsten Hoffnungen werden wiederum zertrümmert. Jörn hoffte auf seinen Weizen, und den knicken die Mäuse. Alles ist auch da knapp, klar, großartig geschildert. Er wird fast irre darüber. Anklagende und entschuldigende Gedanken jagen sich in seinem Hirn. Wieten sorgt für ihn und bringt ihn auf andere Gedanken. Sie selbst sucht Trost bei den Unterirdischen im Goldsoot — aber als sie jung war, waren alle diese Dinge lebendig, doch nun ist das so allmählich gestorben. Jörn ist der Skeptiker. Wieten meint auch: „Man muß eben so weg arbeiten, bis es Abend wird, und immer gut und lieb sein, so viel man kann." Was sagt Christus? Jörn meint: das Gleiche; „er war gegen alles Verknittert- und Verbittertsein, gegen alles Vonobentreten und Alleswissenwollen, gegen alles Hassen und Hartsein . . ." So finden die beiden Trost in den Worten Christi, wie sie diese auffassen. — Dann beruhigt ihn die große, hehre Einsamkeit der Heide und das Horchen auf das Arbeiten der ewigen, verborgenen Mächte im Dunkel des Waldes, im Rauschen in den Lüften. Er ist wieder gefaßt. Und Wieten wundert sich über sein stolzes, schönes Gesicht, daß sie erschrickt. — Thieß kommt und mahnt, den Hof aufzugeben: „Aber das Davongehen ist nicht leicht — da ist kein Ständer im Haus und keine Latte, da ist kein Rethalm auf dem Dache, dem ich nicht zugenickt habe — ich lasse Lena Tarns mühselige Arbeit fahren, und ich verkaufe ihr fröhliches Singen an fremde Leute. . ." Vorzeichen deuten auf den Brand der Uhl. — Und der Blitz, der heimlich gezündet auf dem obersten Heuboden, macht sich auf, und die Uhl brennt nieder. Der

gelbe Gast — der vorher eine dunkle Katze mit Glühaugen gewesen — reißt alles nieder. Und zugleich macht sich ein anderer, ein finsterer Gesell auf — der Tod; Wieten tritt mit weitgeöffneten Augen zur Seite und macht ihm Platz: der alte Klaus Uhl stirbt. — —

Von da ab weht eine andere Luft durch den Roman und durch die Seele Jörns. Die satte Gedrungenheit schwindet, die behagliche, oft romanhaft ausschmückende Darstellung beginnt; wir wünschten, der Roman schlösse mit dem Brande; doch auch im Folgenden ist vieles liebenswürdig und anmutend. Nun, da seine Sache ganz verloren ist, wird Jörn in sich fest und ruhig; ja es kommt mit der Gewißheit eine Heiterkeit über ihn; er gewinnt wieder ein Auge für das Leben und das Glück; er taut auf, nicht nur unter den Strahlen der milden Oktobersonne, sondern auch unter dem Einflusse holdseliger Weiblichkeit — Lisbeth Junkers. Sie sind beide überrascht, als sie den Ton der Kindertage wiederfinden; er, daß sie, die Feine, Glückliche, mit ihm, dem rohen Bauern, sich abgibt, sie, daß er so fröhlich und herzlich ist. — Er findet bei Thieß mit seinem Kinde und seiner Lade, die seine ganze Habe umschließt, ein Unterkommen, und Lisbeth kommt zu ihnen hinaus; sie gehen in die Heide, spielen Läufern, lassen sich von Heim Heiderieter Geschichten erzählen, fahren zusammen zu dem alten Kriegskameraden, und allmählich spüren sie beide es, was in der eigenen Brust und in der des anderen vor sich geht. — Und die Heimfahrt und die nächtliche Zwiesprach, voll reinster Keuschheit und Herzensinnigkeit, besiegeln es. Es fällt ihm wie Schuppen von den Augen. Seine ganze Vergangenheit scheint ihm verfehlt, als eine große Unwahrheit. Er hat von oben angefangen anstatt von unten — er hat einen großen Marschhof verwalten wollen, anstatt mit einem kleinen Geesthof zu beginnen — er ist in der Irre gegangen. Nun hat er sich selbst gefunden, seine eigene Seele entdeckt und will nun von unten anfangen. Der Kriegskamerad hat ihm die Wege gewiesen; Jörn will lernen, will die technische Hochschule besuchen und Ton graben oder Wasserläufe anlegen, um Hochzeit auf dem Heeshof zu halten mit der feinsten kleinen Deern im ganzen Land, und in Hemdsärmeln geht er hinunter in ihr Schlafgemach und erzählt ihr alles, und sie herzt ihn in glühender Liebe. Jörn Uhl war voll von Staunen. — —
Er geht auf die Hochschule in Hannover. Dort ist er der Landvogt oder der König der Jungen; sie hängen an ihm in Liebe; nach zwei

Jahren kehrt er heim über Hamburg. Auch Fiete Krey landet dort mit Elsbe, doch die schleicht davon mit ihrem kleinen sechsjährigen Mädchen. — — Endlich nach qualvollem Warten, am Weihnachtsabend, begrüßen sie die Ärmste. Noch einmal braust in Jörn Uhl der Unmut wider seinen Vater auf, der alles verschuldete, aber Lisbeth begütigt ihn. Er sagt: „Du hast es gesehen: verhärtet und vereist ist ein ganzes Stück von seiner Seele." Unter den Sonnenstrahlen ihrer Liebe schmilzt aber alles Eis von seiner Seele! Das Schlußkapitel zieht die Summe: „Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen, wenn einer Zutrauen hat und starken Willen." — Und als Heim Heiderieter mit Jörn Uhl am Goldsoot zusammentrifft — er möchte gerne wissen, was Jörn Uhl so über sein Leben denkt, über das Schwere, das er durchgemacht hat — da sagt er zu ihm: „Dein Leben ist nicht ein geringes Menschenleben — was soll man denn erzählen, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?" Jörn fügt hinzu: „Wir müssen alle in Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt." Und er zieht das Ergebnis seiner Lebensweisheit mit dem Wort: „Je älter ich werde, desto unwissender werde ich, und desto größer wird mein ehrfürchtiges Staunen." Heim soll von ihm sagen: „Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann; darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte." —

Unwillkürlich mündet so schon eine Inhaltsangabe der Dichtung in eine Darstellung der Grundidee aus. Aber wir sind doch noch einigermaßen davon entfernt, mit diesen wenigen Grundstrichen die Bedeutung des Romans als eines von Eigenart getragenen Kunstwerkes und als eines auch im engen Rahmen treuen Spiegelbildes des Lebens erschöpft zu haben.

Ein dichterisches Kunstwerk muß zunächst vom Zauber edler, reiner Sprache einer starken Individualiät getragen sein. Nichts verrät Ursprünglichkeit der Anschauung und der Empfindung in höherem Grade als die Bilder und Vergleiche; der echte Dichter entnimmt immer neue aus der Tiefe seiner Beobachtung, und vor allem paßt er sie im Munde der dargestellten Personen der Gedanken- und Lebenssphäre an, in der diese wurzeln. Ungemein reich ist gerade in dieser Hinsicht „Jörn Uhl". Wie drastisch heißt es z. B.: „Sechs Kinder habe ich." — „Genug an der Raufe für einen Arbeitsmann, der im

Winter Heidebesen und Bürsten macht", oder von dem Torfbauern Thieß: „Bei seinen waghalsigen Reden geht Thieß vom festen Grund in das Moorige," — oder: „Wenn ein großes Ereignis plötzlich unter die Menschen tritt, als ein finsterer Riese, dann zucken die Seelen der Berührten — und sie sind wie tiefgepflügtes Land, aus dem der starke Geruch frischer Erde aufsteigt." Wie anmutig sind einige Vergleiche aus dem Vogelleben: „Hell klang seine frische Jungenstimme durch das morgenstille Haus; wie der erste Vogel im Garten am frühen Morgen stolz auf sein Lied und zugleich schüchtern ist, so sang er." Oder: „Der Schein der roten Laterne flog wie ein großer roter Vogel hin und her, als suchte er in wilder Angst einen Ausweg."

Mädchenanmut wird also veranschaulicht: „Sie sah so unberührt aus, so fein und frisch wie ein sonniger, stiller Sonntagsmorgen, wenn man keine Sorgen hat." — Von Lena heißt es: „Sie lehnte sich über ihn am Abend und reihte ihre drolligen, bunten Einfälle aneinander und ließ sie vor ihm spielen, wie die Mutter die bunte Kette über dem liegenden Kind."

Vor allem die innere Entwicklung Jörns und seine inneren Kämpfe werden in packenden Bildern deutlich: „Die Entdeckungen, die er an Menschen und Ereignissen machte, verschloß und verstaute er, wie ein Schiffer die Ladung unten im dunklen Schiffsraum verstaut."

Wie der grüne Heinrich bei Keller durch die schöne Judith, so wird Jörn durch die Sanddeern in seiner Sinnlichkeit geweckt. „Diese acht Tage hatten in dem jungen Blute so gearbeitet, als wenn ein Garten, der am Abend noch in stiller Ruhe lag — es rührte sich kein Blatt am Baum, alle Zweige waren voll vom dichten, blanken Laub, und alle Stege waren rein — aber gegen Mitternacht setzte ein Sturm ein und tobte bis an die Morgenfrühe. Da lag am Morgen alles zerzaust, unrein und verwüstet. Aus Ruhe und Frieden waren Not und quälige Unruhe geworden."

„Die Tage wirkten auf ihn, wie ein bitterkalter Winter mit wundervollen Sternennächten auf den jungen Baum. Vom Frost bis ins Mark getroffen, zieht er sein Leben in sich hinein und führt es still zwischen Wachen und Schlafen weiter, zwischen hellen Ängsten und süßen Träumen. Allmählich, wie die Sonne ihm lange schmeichelt, stundenlang ihre weiche Wange an seine Rinde legt, taut er auf und wird fröhlich."

„Wer Jörn aber in diesen Jahren begegnete und ein kluger und feiner Mensch war und hat nur einen einzigen Blick in diese scheuen, tiefliegenden, bitterernsten Augen getan, der hat wie in eine alte Bauernkirche hineingesehen, in Dämmer und Dunkel, goldene Sonnenstrahlen schräg durch hohe Fenster; und ganz hinten hat er auf dem goldglänzenden Altare hohe, stille Lichter brennen sehen." — Wer möchte mit Worten den geheimen Zauber deuten, der in dieser Symbolik liegt? — „Hörte er," heißt es ein andermal, „in der Kirche die alten Bibelstellen, da war ihm wie einem Menschen, der am Waldesrande liegt, umsäumt und umsurrt von Vögeln und Mücken, und hört in der Ferne im Walde einen Brunnen rauschen mit vollem und schwerem und reinem Wasser." — „Er kam nicht zum Genuß seines Glücks. Er trank wie ein Hirsch, der gejagt wird, der rasch am Wasserlauf sich aufs Knie legt und, erst halb satt, schon wieder aufspringt, weil er Jäger und Hunde hört." — Prächtig malen auch kurze Zeilen, wie die folgenden: „Er tat zuerst ganz erstaunt, dann wurde er verlegen. Endlich kam er aus weiter, dunkler Ferne wieder in sich selbst hinein." — „Der — tote — Bauernhof steht still, wie ein Nagel, der in der Wand rostet." — „Das Strohdach hing als müde, schwere Augenwimper über die Fenster herab."

Am schönsten und tiefsten ist aber wohl der Vergleich des zu neuem Leben erwachenden Jörn mit dem jungen Wald im Frühjahr: „Wenn über dem jungen Wald, der in Schnee und hartem Frost liegt, der Westwind anhebt sanft zu wehen, dann beginnt es in den Tannen von oben bis unten leise zu knattern und zu splittern: es will sich nicht biegen, es muß brechen. Aber die weichen Lüfte schmiegen und schmeicheln um all die Eiskristalle, gleiten und streicheln. Und wie es geht: das Weiche siegt zuletzt überall auf der ganzen Erde. Die Liebe siegt. Das Klingen und Klirren und Waffengerassel hört auf. Die Eiskristalle lassen die blanken Lanzen fallen; es schmelzen ihre Harnische; es laufen ihnen die Augen über; sie sinken der weichen Luft in die Arme. Wenn einer nun durch den Wald geht, hört er, wie es gleitet und fällt, und wie es im Träumen leise und eintönig redet. — Schön ist es, zu sehen und zu hören, wenn der Wald auftaut. Schöner noch ist es, dabei zu sein, wenn ein Mensch auftaut." — Dieses schöne Gleichnis, das um viele zu vermehren wäre, möge uns zu der Behandlung der Natur überhaupt überleiten. Die Schilderungen

sind zumeist knapp, aber darum nicht minder anschaulich, sei es von der Geest, von der Marsch, von Heide und Moor, von dem Goldsoot u. s. w. Die Natur ist dem Dichter eine Bildnerin, die mit einfachsten Mitteln Schönes und Starkes zu schaffen vermag. — So lesen wir einmal von dem Garten und den beiden Kindern, die am Teiche unter den Linden angeln: „Das ganze Bild war sauber gemalt, mit großer Liebe, ein wenig simpel und ehrbar und ein wenig fruchtbar, und hing in Gottes bester Stube."

Ähnliches malen folgende Zeilen: „Es war ein schöner Sommertag; die weiße Dorfstraße lag still und leuchtend zwischen den grünen Bäumen; die Linden am nahen Straßenrand überschatteten die Fenster; die Stube war voll dunkelrotem, heimlichem Licht." Vom Morgen heißt es: „Die Heese lag noch schwarz unter dem dunkelgrauen, lichtlosen Himmel, aber allmählich schoben sich mächtige goldene Radspeichen überm Wald hinauf, die bis oben an den Himmel reichten. Und bald schob es seine rotglühende Achse über den Waldweg." — Besonders der Abend und die Nacht werden packend veranschaulicht, sei es ganz knapp, wie in den Zeilen: „Der Mond stand in den Pappelzweigen, und das Wiesel lief über den Weg," und „Wie ein Teppich von Gold und Silber lag der Mondschein auf der Diele," oder reicher, wie in der echt poetischen Stormschen Stimmungsmalerei: „Im Hause war es totenstill. Draußen rieselte und plauderte der Regen. Aus den Apfelbäumen kamen weiche Vogelstimmen. Es lag ein weiches Schwellen und Dehnen zwischen den Büschen, und die Zweige tropften schwer, als wenn mit jeder klaren fallenden Kugel ein winzig feines, schönes Wesen von Zweig zu Zweig zur Erde glitte. Er sah hinaus und wartete und glaubte zu hören, wie es leise lachte und wie die Blätter sich auftaten. Ums Fenster war ein buntes Regen und Leben: Mücken fuhren auf und nieder, Spinnen machten sich auf, suchten und fanden Genossen und gingen jeder an seine Verrichtung." Ähnlich ist auch dies: „Es war eine wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte noch ein wenig in den Bäumen, als wenn ein Kind abends im Bett leise weint, weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am Horizont, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer kommt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein wenig, als wenn eine Mutter ein Wiegenlied summt. Dazu schien der Mond fast voll, nur noch ein wenig schmal im Gesicht,

und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene Lanzen auf die Erde, daß alles auf ihr sich duckte und still war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise miteinander."

Wir sagten vorhin: Der Dichter sieht mit beseelendem Auge in die Welt; das Starre, Tote gewinnt Bewegung, Leben. Gerade in der gesteigerten Feinheit und Tiefe, mit der die urewigen Zusammenhänge zwischen Geist und Natur in dieser Weise ihre dichterische Deutung finden, unterscheidet sich die moderne Dichtung von der älteren. Konventionell, d. h. überliefert, herkömmlich, abgegriffen und anderseits individuell, d. h. eigenartig, persönlich, frisch und lebendig: das sind die Gegensätze, die den Schablonendichter von dem gottbegnadeten scheiden. Nicht sonderlich neu mutet es uns an, wenn in „Jörn Uhl" geschildert wird, wie der Ostwind mit seinen dicken Backen dasteht, sich über den Abhang beugt und lacht, oder wenn das Moor und die Menschen gleichzeitig den Atem anhalten, oder der Tag das letzte Licht löscht, so daß er nichts wie Nacht sieht, oder die schneidende Kälte mit feinen, eisigen Ruten schlägt. Viel anschaulicher ist es schon, wenn die goldenen Heerhaufen der Sterne auf dunkler Straße, hunderttausend Mann, mit blanken Kürassen und funkelnden Lanzen daherziehen. Hübsch heißt es: „Die Abendsonne rollt goldene Kugeln über das Moos," oder: „Die Bäume hinter Lisbeth hatten sich ein wenig zu ihr hinübergebeugt, um alles zu hören." — Wundervoll ist der Zauber der Natureinsamkeit im Rauhreif gedeutet: „Es kam ein kalter Nebel und zog mit einem trägen Winde dünne, graue Tücher über das ganze Land. Die Sonne stand wie ein weißlich-trüber Fleck, so groß wie ein Haus am Himmel. Und im Vorbeiziehen ließ der Nebel in jedem Baum und an jeder Hecke, an der er vorüberging, von seinem losen Gewebe hangen: da lag das ganze Land in Rauhreif. Da wurde es noch stiller. Die vielen tausend Stimmen, das Leben, Regen und Rufen, das sonst die Luft auch dieser Einsamkeit erfüllt, hielt an sich. Die Vögel hielten sich lautlos in der Nähe der Häuser; die Krähen flogen stumm zu ihrer Nachtherberge. So sehr bangte und verwunderte sich die Natur. Die Menschen, die sonst auf das beständige Rauschen, das durch die ganze Natur geht, nicht achten, verwunderten sich jetzt, da es verstummt war. Wenn zwei zusammen des Weges gingen, standen sie still, sahen sich an, blieben stehen, hoben die Finger und sagten leise: „Hör' doch!" — Die Tannen am Waldrande standen

gerade und schlank, vom Scheitel bis zu den Füßen in Silberbrokat, Bräute, bereit zur Hochzeit, und hinter ihnen in fallenden, weißen Schleiern die dichte Schar der Jungfrauen. Halb schön erschien ihnen der Zauber, halb schaurig, und sie sahen jeder erstaunt auf seine Nachbarn, so lange das geringe Tageslicht da war. Als es aber Abend wurde, da wandelte sich die ganze seltsame Herrlichkeit. Da sahen sie einer den anderen im Totenhemd; das war mit vielen weißen Spitzen kalt und steif besetzt. Da nahm das Grauen überhand." — Großartig ist die Beseelung des Blitzes, der stundenlang im Hause gelegen hat, ehe er zündet: „Da meinte der Blitz, daß Haus und Menschen sein wären, und machte sich leise auf den Weg. Er wand sich mit langem, glattem Leib, blank wie ein gutgebrauchter Spaten, langsam zwischen Heu und Dach. Wo er, mit den dünnen Armen vorlangend, hingriff, schwelte rote Glut auf. Als er sah, daß, aus Mangel an Luft, die Flamme nicht aufkommen konnte, glitt er schwelend bis ans Fenster. Das Fenster zersprang. Die Eule, die im Giebel saß, flog mit lautem Uhschrei auf; . . . plötzlich sprang der gelbe Gast mit Katzensprung aufs Fensterbrett, hob die Gardine und schlug die Fenster ein. Da gab es frischen Zug; die ganzen Decken stürzten in die Stube, der Nachthimmel schien hinein."

Wie hier die Natur und die Elemente persönliches, menschenähnliches Seelenleben gewinnen, so ist es anderseits auch eine notwendige Anschauungsweise der Inneres und Äußeres verschmelzenden Phantasie, dem lediglich Gedankenhaften, dem Abstrakten, Gestalt und Leben zu leihen. So heißt es einmal: „In der Tiefe ihrer Seele zuckte und lachte heimlich die Freude," oder weit drastischer: „Die beiden stolzen Königinnen, Treue und Liebe, zankten sich und spuckten sich vor Wut ins Gesicht," oder: „Wie traurig steht es um die Menschen, wenn selbst das Gute in uns gegeneinander aufsteht und die Zähne fletscht!" oder bei der unglücklichen Elsbe: „Ihre heimathungrige Seele streckte die Arme aus und griff nach den Seelen derer, welche sie in der Heimat lieb hatte."

Und kann weiter die innere Angst und Unruhe, welche Jörn und Wieten empfinden, wie sie den Pflug im Mondlicht glänzen sehen und schon in banger Ahnung das Unglück mit den scheuenden Pferden voraussehen, wohl ergreifender geschildert werden als mit jener mystischen Verkörperung des Seelen- und Wesenlosen, das sich nicht

greifen läßt und doch da ist, das in unserm Blute kocht und zugleich in jedem Winkel zu lauern scheint? Da lesen wir: „Ihre Seelen wurden wider ihren Willen in schwarze Tiefen hinabgezogen, die sich grenzenlos dehnten, und hatten nicht die Kraft, wieder heraufzukommen; und es erhob sich ein Kriechen in den dunklen Ställen, ein Schleifen auf den Böden und ein schweres Schlürfen und Schleppen auf den langen Dielen, und die große Doppeltür zwischen den Staatsstuben sprang mit hohlem Stoß auf. Sie konnten aber alle nicht aus dem Schlafe kommen; sie wurden von großen schwarzen Händen in der Tiefe gehalten."

Das Volk hört in dem Ruf der Eule das unheimliche, todverkündende „Komm mit! Komm mit!" So hört auch jener unglückliche Knabe, von dem Wieten erzählt, eine Stimme, die Stimme einer alten, schwachen Frau, aus der Mergelkuhle: „Komm her! Komm her!" Denn den Menschen ist es, als ob in den bloßgelegten Tiefen, dieser offenen, tiefen Wunde, die sie gerissen haben, dunkle, böse Erdenkinder lauern, um die Leiden der Mutter zu rächen, und dem kleinen Mädchen ist es, als griffe schon eins der Ungeheuer aus der Mergelkuhle nach ihrer Hüfte." — Die erregte Phantasie sieht geheime Mächte, die stumm und mit geschlossenen Augen im Nebel stehen, übergewaltige, dunkle Gestalten. Jörn hört inmitten der eigenen Verzweiflung und der großen, furchtbaren Stille und Einsamkeit vom Walde her ein schweres Stoßen und Dunsen. — —

Doch das Wesentliche in einer Dichtung ist die Naturwahrheit der Begebenheiten und die Echtheit der in ihr dargestellten Menschen. Mögen wir zweifeln an der Entwicklung, die Jörn Uhl nach dem Brande als Ingenieur nimmt, mögen wir auch die Sanddeern, namentlich in ihrer hohen Philosophie, etwas unwahrscheinlich und Lisbeth etwas blaß und matt finden, sonst sind doch die Menschen so farbenecht und farbensatt, daß wir sie so leicht nicht wieder vergessen. — Deutlich vor uns steht Klaus Uhl, der große Marschbauer mit dem glänzenden, wohlwollenden Gesicht, der Tonangeber und der Verderber vieler anderer, denn bei wohlwollender und friedlicher Natur ist er ein Narr vor Hochmut und Verschwendung. Wir können verstehen, daß Thieß ihm nicht sein Geldwegwerfen und sein Saufen am meisten übel nimmt, sondern sein Lachen, mit dem er alle Menschen anlacht, bloß seine arme, kleine Frau nicht. Deren Art paßt nicht ins Haus

der Uhlen; ihre Eltern waren so merkwürdige, drollige Menschen gewesen; sie hat aber neben dem stolzen Mann gelernt, sich zu bescheiden, und sie begehrte doch nichts weiter vom Leben, wie es heißt, als eine kleine, gemütliche Sitzgelegenheit an der Sonne.

Die drei Herrensöhne, schmale, hellhaarige Köpfe, arten an Leichtsinn und Hochmut dem Vater nach und denken nur an Saufen und an liederliche Mädchen; Jörn sondert sich von ihnen schon durch seine äußere Erscheinung ab, und noch mehr durch sein schweigsames, grüblerisches Wesen; von früh an sieht er mit neugierigen Augen in die Welt und hat eine wachsende Liebe zu den Büchern; trotz seines stillen und steifen Wesens mögen ihn aber alle gern leiden, nur dem Vater und den Brüdern ist er ein Dorn im Auge, eine stete stumme Anklage. Er bietet das Bild eines tiefdenkerischen, wortkargen Bauern dar, mit langem Gesicht und langen Gliedern, etwas wunderlich, mit einem Stich ins Hochmütige; er findet sich schwer ab mit der Welt, mit der Kirche, mit Gott. Aber er ist voll Gediegenheit. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften und den Sinn auf etwas Großes lenken: das ist seines Lebens Grundsatz, den er mit eiserner Beharrlichkeit durchführt, und der ihn schließlich zum Ziele, d. i. zum inneren Frieden leitet.

Seine Schwester Elsbe ist eine echte Uhlin; klein und üppig gewachsen, mit schönem, dunklem Haar und den weichen Linien frischester Morgenblüte, voll wilder Glut, voll überschäumender Lebenslust und Lebenskraft, wie man sie oft bei solchen Menschen findet, die, von großen und starken Eltern geboren, kurz von Natur geblieben sind. „Ich muß etwas lieb haben," sagt sie schon früh, oder: „Ich will tanzen, bis ich umfalle." Sie folgt ihren Sinnen, nicht dem Gewissen und der Sittlichkeit, und muß es bitter büßen. Und vor wem stünde nicht — wie das Vreneli Jeremias Gotthelfs — schier greifbar und von unwiderstehlichem Zauber umflossen Lena Tarn? Stark und stattlich von Gang, ihr Gesicht von frischen Farben, weiß und rot und weich gerundet, das Haar gelb und ein wenig gewellt; nur an den Ohren waren kleine Locken, so groß, daß man einen Finger hineinstecken konnte. An Leib und Seele ein Bild kraftvoller Gesundheit und unauslöschlicher Heiterkeit. Ein Sonnenkind, das zu früh der Tod auf die weiße Stirne küßt, hinter der im Leben immer so drollige, bunte Einfälle ihr Spiel trieben. — Feiner und zarter,

aber auch ungleich schemenhafter als Lena ist Lisbeth Junker; sie hat in Haltung, Haar und Augen etwas Helles und Auffliegendes („wie ein Vogel piepst du, Heintüüt"), und in den grauen Augen und um den festen, roten Mund liegt ein Zug des Ernstes; aber als ihr Glück erblüht, wird sie wieder jung wie ein Vögelchen. — Wer gewänne nicht Wieten lieb, Wieten Klook, die ihr eigenes Lebensglück opfert und treu dem Wort, das sie der Sterbenden gegeben hat, unablässig für die Mutterlosen sorgt? Sie ist die Vertreterin der Volksseele mit ihrem Tiefsinn und ihrer Mystik; das Leben ist für sie eine Reihe von Bildern, von denen eins trauriger ist als das andere, und so kann sie stundenlang, während sie die fleißigen Hände rührt, stumm vor sich hinsehen, mit einem traurigen, stillen Gesicht. Widerwillig doch nur ward ihre Seele aus der Sonne tiefer und tiefer in den Schatten geführt; sie fand das Ewige nicht mehr in der Sonne, sie suchte es im Dunkeln. Sie fand das Bild der Welt und des Lebens nicht mehr in der hellen, grünen Waldlichtung, sondern in der grauschwarzen Luft, die unter alten, hohen, dichten Tannen ist.

Eine Prachtfigur, die allein schon Frenssens Gestaltungskraft im hellsten Lichte zeigt, ist Thieß Thiessen, der kleine hagere Mann mit dem feinen Webergesicht, der des Vaters freundlich drolliges Wesen geerbt hat. Wer sähe ihn nicht, den Siebenschläfer, wie er im Schatten eines Torfhaufens liegt, die Mütze übers Gesicht gelegt — denn dieser Platz, sagt er, schrie mich förmlich an: Thieß, lege dich eine Weile hierher! Und dann springt er auf, kerzengerade wie ein Pfahl. — Bei Thieß ist alles Leben, aber es schläft; am liebsten möchte er eine Fußtour durch Rußland und China gemacht haben, begnügt sich aber später mit dem Studium von Gerstäcker, Stieler und Grube. „Das Haus, in dem Thieß Thiessen fast sein ganzes Leben zugebracht hatte, und der Kopf, den Thieß Thiessen auf den Schultern trug, hatten eine unzweifelhafte Ähnlichkeit miteinander. Unaufgeklärt blieb allerdings für alle Zeiten, wer sich nach dem andern gerichtet hatte, ob Thieß' Kopf im Laufe der vielen Jahre dem geliebten alten Hause ähnlich geworden war, oder ob das Haus sich etwas nach Thieß gerichtet hatte. Das Haus Thieß Thiessens war lang und schmal; das hohe dunkle Strohdach hing über die kleinen, blinkernden Fenster tief herab; vorne war ein kleiner, waghalsiger Giebel. Der Kopf Thießens war sehr lang und schmal, und das lange dunkle Haar hing tief über

Ohren und Stirn herab bis an die blanken, blinkernden Augen; seine Nase war klein und, wenn nicht waghalsig, doch kühn; eine feine, geschwungene Nase in einem kleinen, verwitterten, vertrockneten und verknitterten Webergesicht." — Köstlich ist die Fahrt nach Meldorf geschildert, wo Thieß vorne sitzt und Jörn hinten: „Hast deinen geistigen Kram gut beisammen, Jörn? Wir wollen den Sandweg fahren, daß nichts davonspillt. Das tue ich auch, wenn ich Backtorf zur Stadt fahre." Und wer empfände nicht Mitleid mit dem Ärmsten, wie er acht Jahre lang nach Elsbe sucht und klagt: „Ich habe alles verschlafen," während seine kleinen blinkenden, suchenden Kinderaugen um Hilfe flehen und suchen „wie Schwalben, die zwischen Bäumen im Garten fliegen". Und rührend klingt es aus seinem Munde: „Wieviel Heimweh überhaupt in dieser großen Stadt ist, das glaubst du gar nicht." Und als er endlich Fiete Krey am Hafen erblickt, da nimmt er keine Rücksicht auf alle die fremden Menschen, er ruft und klagt so lange: „Mein Fiete! mein Fiete!" bis endlich dieser aufmerksam wird durch die Leute, die da mitschreien: „Fiete! Sperr die Augen auf! Der Alte da mit dem Torfsack." „Das Wort „„Torfsack"" fiel als eine geworfene Leine über Fiete Kreys Seele und fing sie." — Thieß ist der Hauptvertreter des herzbezwingenden Humors in diesem sonst so grüblerischen, tiefdenkerischen Roman; aber seine Lichter spielen auch sonst hie und da lustig hinein; ich erinnere an Jasper Krey mit seinen Totenkränzen, die er zu früh der Erbtante spendet und dann an den Wänden seiner Stube aufhängt, denn „du weißt, Jörn, wir Kreien haben Sinn für das Bunte und Schöne." — Jedenfalls gewinnt bei Fiete Krey auch alles, was er auf seinen Handelswegen in Marsch und Geest an Lebensweise sammelte und was eine grobdrähtige, realistische Ware war, und anderseits die alte bunte Volksweisheit Wietens in seinem Rundkopfe einen wildromantischen, indianerhaften Anstrich, so daß sein Weg ihn schließlich auch zu den Rothäuten führt, freilich auch zu schweren Erfahrungen. —

Das Volkstümlich-Humoristische wird in dem Roman auch durch die Sprache gehoben, die sich durchaus nicht scheut, im Salon nicht übliche Ausdrücke zu verwenden, wie: Schleef, spatteln, Jux, hilde, Lapps, Tapps, tühnen, Schups, verbiestern, von Tuten und Blasen nichts wissen, plierig, gröhlig, quasseln, anschnacken, mopsig, dusselig, dösig und ähnliche mehr. — Dieser offene Sinn für das Kernige,

Gesunde, Volkstümliche, den die hervorstechendsten Charaktere wie auch die übrigen zahlreichen Nebengestalten verraten, und den auch die Sprache offenbart, tritt auch in der Behandlung des Verhältnisses beider Geschlechter zueinander hervor. Sie ist von wunderbarer Offenheit, die jedoch stets durch Reinheit gebunden bleibt. Wer möchte jene köstliche Episode, die wie so manche andere freilich den künstlerischen Aufbau der Handlung stört, missen, die Erzählung von jenem spröden Mädchen, das sich gegen das stemmt, was die Natur bald mit lächelnder, bald mit ernster und fast drohender Stimme auch von ihr verlangte? Aber Trotz und Stolz siegen über die Liebe. Und nun fährt sie allein in den stillen Abend hinein, und da hört sie einen Vogel kläglich seinen Genossen rufen, und da sieht sie die leuchtende Gestalt des Knaben, der dem Goldsoot entstiegen ist in jugendlicher Schönheit. Und sie sollte zur Natur gesunden. Sie erkennt in der Tiefe ihrer Seele, wo die reine Wahrheit wohnt, wo Gott und die Natur noch in trautem Bunde miteinander hausen, daß der da der Kamerad ihres innersten Wesens war. Und ihr Herz schreit vor Weh und Sehnsucht nach dem Geliebten, und wie dieser die langsam Fahrende einholt, ist ihr Herz weich, ihr Sinn offen für seine Liebe.

Von Jörns Jünglingsjahren wird gerühmt: Das war für ihn ein besonderes Glück, daß er in gefährlichen Jahren mit diesem Kinde — es ist Lisbeth Junker — zusammengeführt wurde, das alles Gute und Feine in ihm wachhielt und stärkte. Die Sanddeern, die selbst an unseliger Liebe krank ist, entfacht in ihm die Sinnlichkeit, freilich nur zu kurzem Auflodern, aber er schaut doch der Natur selbst damit in die schönen und furchtbaren, bodenlos tiefen, dunklen Augen, und jene acht Tage, wo er in Entsagung sich bändigen muß, durchwühlen seine Seele bis auf den Grund, denn ihm war der geheimnisvolle, dunkle Zauber nahe getreten, den das Weib in seiner vollen Blüte auf das Jünglingsalter ausübt, ein Gefühl, das sowohl etwas von Anbetung, wie von ernster, gesunder Sinnlichkeit hat.

Aber er verbarg das alles in den geheimsten Tiefen seiner Seele und hütete es ängstlich, und so war es ihm in seinem Dienstjahr unerträglich und fast körperlich schmerzhaft, wenn die Prahler diese heiligen Geheimnisse der Natur unter Lachen ausbreiteten. — Und wie keusch und rein weiß der Dichter die Liebesszenen zu behandeln, welcher Zauber liegt über jener nächtlichen Zwiesprach Jörns und Lenas! —

„Jörn Uhl“ ist kein Buch für Kinder und Halberwachsene, denn als ein Lebensbuch hat es Recht und Pflicht, auch die Schattenseiten und Untiefen zu spiegeln; aber wegen seines sittlichen Freimutes und auch wegen seiner religiösen Anschauungen es verdammen, wie es geschehen ist, verrät einen engen Geist. In schleswig-holsteinischen Blättern und Broschüren spielte sich ein Kampf ab zwischen den Geistlichen, die Zetermordio über den Abtrünnigen schrieen und ihn von ihren Rockschößen abzuschütteln suchten, und denen, die stolz waren, daß in ihren Reihen ein Mann wie Frenssen erschienen sei, ein Dichter von Gottes Gnaden, ein ganzer, ein ehrlicher deutscher Mann, der da ist ein mannhafter, fröhlicher Verkündiger des herrlichen Gottesevangeliums! Es hat etwas ungemein Peinigendes, wenn ein Amtsbruder den anderen, der nicht bloß Geistlicher, sondern auch Dichter ist, nicht in seinen Predigten — die übrigens in 35000 Bänden verbreitet wurden, — sondern in einem Roman mit einer Kritik zu fassen sucht, die keinen anderen Maßstab kennt als den des kleinen Lutherischen Katechismus und fragt: Wie steht Frenssen zu dem Gesetz Gottes, was hält Frenssen von dem Christ Gottes, was hält Frenssen von dem Worte Gottes, was weiß Frenssen von der Offenbarung Gottes, — um allüberall in Frenssen den unklaren, widerspruchsvollen Eklektiker zu erkennen und den falschen Propheten festzunageln. —

Ist es aber überhaupt recht, frage ich, von einer Dichtung die Lösung philosophischer oder religiöser Probleme, die Lösung des Welträtsels zu fordern? In erster Linie stehen dem Dichter die Erscheinungen, nicht die Quellen der Erscheinungen; man darf nimmer nach kurzatmigen Philosophemen und engbrüstigen Kategorien an den tiefsinnigen Worten der Dichter herumdeuteln; man muß sie in ihrer Eigenart, in ihrer wechselreichen Stimmung zu verstehen suchen. Ein anderes ist ein Dichter, in dem das naive Volksbewußtsein im Bunde mit dem hohen Kunstverstande zum Ausdruck gelangt, der die Begriffe Schicksal, Sünde, Gnade, Leben auf und über der Erde und ähnliches mehr nicht als Theologe, sondern als Poet behandelt oder im Munde seiner verschieden gearteten Personen auch verschieden behandeln läßt, ein anderes ist ein Pastor auf der Kanzel — und wie Frenssen das Wort Gottes an geweihter Stelle zu deuten und seinen Dorfgenossen ans Herz zu legen und mundgerecht zu machen verstand, davon zeugen seine „Dorfpredigten“, die Anschaulichkeit mit Herzenswärme und Gemütstiefe verbinden.

In „Jörn Uhl“ mag gewiß sich das Pastorale hie und da etwas vordrängen, es mag auch der brave Geistliche, der da Jörn Uhl den inneren Halt wiederzugeben sucht, die Tiefe der christlichen Lehre nicht ausschöpfen; es mag auch manches Wort, z. B. das der Sanddeern zu hoch gestochen sein, obwohl die Kritiker sehr irren, die da behaupten, solche philosophisch grüblerische Köpfe, wie Frenssen sie unter den Bauern zeichne, gebe es überhaupt nicht; wer je mit Dithmarsischen Landleuten, d. h. wenn sie aufgetaut und nicht mehr bis oben hin zugeknöpft waren, sich häufiger unterhalten hat, der weiß, daß von einem grüblerischen Schäfer oder Torfbauern oder Ackersmann zu jenem Bauernjungen aus Langenhorn, der jetzt ein großer Professor ist, kein so ungeheurer Schritt ist. Der Menschenschlag des Landes dort ist vorwiegend für Philosophie und Mathematik beanlagt, und da kommt er denn — wie in Jörn Uhl zu lesen — bald auf blankes Eis und kommt leicht zu Stellen, wo unter dunkler, durchsichtiger Decke die grünliche, unermeßliche Tiefe gähnt, in der es von Gestalten wimmelt, die er nicht bewältigen noch deuten kann . . . Und wer ferner der Geistlichen in Holstein eine größere Zahl kennt, der weiß auch, daß in den reichen Dörfern ein Pfarrer, der Karten spielt mit den Bauern und auch mal ein Glas über den Durst trinkt, keine so große Seltenheit ist. Wer wird aber anderseits nicht auch so milden und freundlichen begegnet sein, wie der ist, der Jörn über manche schwere Stunde hinweghilft und nichts anderes sein will als ein schlichter, ehrlicher Mensch, der mit ehrlicher Arbeit und Liebe die Leute für das Evangelium gewinnt?

Und weiter: Kann man denn die halb kindlichen, halb verworrenen Anschauungen, die sich Jörn, besonders in Jugendjahren, von Gott und Weltzusammenhang macht, dem Pfarrer Frenssen oder auch nur dem Dichter Frenssen zur Last legen? Es fragt sich dabei doch nur, ob solche Anschauungen in dem Charakter des Jörn begründet sind, ob sie also naturwahr sind oder nicht, nicht aber, ob sie nach diesem oder jenem Glaubensbekenntnis wahr sind.

Was ist Wahrheit?

Bei dieser Frage scheiden sich die Geister. Frenssen bekennt sich eben zu den Leuten, die mit Goethes Faust sagen: „Daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen“, und zu jenen Künstlern, denen ein reines, unschuldiges Betrachten, ja eine

Verehrung des Gegenstandes ohne religiöse Gesinnung nicht denkbar ist, die mit Goethe sprechen: „Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das Heiligtum. Was niemand mit auf die Welt bringt, und worauf doch alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: das ist die Ehrfurcht." Die demutvolle Anbetung des Höchsten, das wir nicht enträtseln können, steht auch dem Dichter Frenssen über allem Dogmatischen. So heißt es: „Wir lernten das meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging; von Büchern wird man nicht klug." — Wundervolle Aussprüche von dieser Grundauffassung legt er seinen Leuten in den Mund oder flicht er auch selbst ein, wie sie ihm gerade aus dem Herzen in die Feder fließen. Wer wollte aber darauf ein System Frenssenscher Philosophie oder Theologie bauen? Wer sich wundern, wenn nicht alles über den rätselhaft dunklen Willen des Schicksals und ähnliches, aneinandergereiht, ohne Riß und Widerspruch ist? Alles Sentenzenhafte ist ja halbwahr, halbfalsch und kann uns doch tief packen und in gewissem Zusammenhange völlig überzeugen. Hat es nicht tiefen Sinn z. B., wenn es heißt: Schuldig sein und den Kampf um das Gute aufgeben, das ist Tod; schuldig sein und doch für das Gute streiten, das ist rechtes Menschenleben? —

Nach schweren Verfehlungen kommt jener Unselige, von dem eine Episode uns erzählt, zu der Erkenntnis, daß sein Streit ein Streit gegen das Ewige war, gegen das, was allem zugrunde liegt, und daß dieser Streit vergeblich war, weil er unmenschlich ist.

Und wie ist es mit Jörn Uhl, als über ihn „das Gefühl der Unzulänglichkeit der Menschenkraft kommt, das Gefühl der Bedürftigkeit, das Gefühl: Wohin meine Seele, in deiner schrecklich großen Einsamkeit und Verlassenheit? — Da war es doch gut, daß er in der Schule vom „Vater im Himmel" gehört hatte; sonst hätte er sich in dieser Stunde vor den übergewaltigen dunklen Gestalten, die feindlich rings um ihn standen in der Nacht, allzusehr gefürchtet, ja er hätte sie vielleicht angebetet. Aber nun lief er in bangem Vertrauen zu den unsichtbaren, starken, segnenden Mächten, die im Evangelium sind. Und das war ein gewaltiger Schritt, den der bisher immer noch so sichere Jörn Uhl da machte. Denn nur dem Demütigen gibt Gott

Gnade, wie ein kluger Mann richtig gesagt hat. Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren: nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden." — Und auf wie starkem Idealismus ruht das andere Wort: „Es liegt hinter unserm Leben ein Geheimnis. Wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt . . . Wer weiß etwas? Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zu viel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knieen lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers."

Aber dies Nichtwissen ist kein hoffnungsloses, sondern die Gewißheit durchbricht es: „Es arbeitet und wühlt Gutes und Böses an und in den Menschen und kommt wie ein bunter, lauter Volkshaufe vor Gottes Thron und schaut ihn an. Er wird Ordnung in den Wirrwarr schaffen."

„Alles, was geschaffen ist, ist unter Mühe und Not gestellt, aber in dem Mühen und Wühlen ist ein tieferer Sinn; eine geheimnisvolle Kraft ist überall tätig, und diese ist das Gute, und das wird überall siegen. Wenn man das nicht glaubt, woher soll dann ein ernster, nachdenklicher Mensch den Mut zum Leben nehmen?" —

Dieser hohe, sittlich-religiöse Idealismus ist es vor allem, der „Jörn Uhl" so hoch über Sudermanns Roman „Frau Sorge" erhebt, mit dem er so manche verwandte Züge trägt, in dem aber gerade der versöhnende Aufblick zu der Macht des Ewigen fehlt, so daß der straffere Aufbau und die genaue Einzelschilderung doch nicht über diesen Mangel wie über manche Übertreibung und Unwahrscheinlichkeit hinwegtäuschen können, denn die Selbsterlösung aus den Banden der Sorge vermag er uns nicht glaublich und psychologisch folgerichtig darzustellen. Das vermag aber „Jörn Uhl", und darin liegt seine große Wirkung. Aus Nacht zum Licht ringt sich eine ernste und tiefe und gesunde Seele empor. Der Pessimismus wird geläutert und verklärt in schweren Kämpfen und Irrungen durch jene obsiegende

Erkenntnis, die in die Worte ausbricht: „Die Gleichgültigkeit macht alles tot, die Liebe macht alles lebendig."

So mündet auch diese Dichtung wie die unserer Besten, wie die eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, eines Raabe in die Verherrlichung jenes Menschentums aus, dessen Blüte die unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe ist und dessen Frucht das Wort in sich schließt:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

VIII.

Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.

(Die folgende Rede ward im Sommer 1902, zum Besten der in Rengsdorf inzwischen erbauten Bismarcksäule, im Kasino-Saale zu Neuwied gehalten.)

Wem unter Ihnen ist nicht die wirkungsvolle Szene in Schillers Don Carlos erinnerlich, wo der König vieler Throne, Philipp II. von Spanien, inmitten alles Glanzes tief unglücklich und verlassen sich fühlend, die Vorsehung bittet: Schenke mir einen Menschen! Gib mir den seltenen Mann mit reinem, offenem Herzen, mit hellem Geist und unbefangnen Augen; laß unter Tausenden den Einzigen mich finden! — Dies Wort mag jenem anderen schwäbischen Dichter vorgeschwebt haben, dem im Jahre 1849, wo über Deutschland unerträgliche Schwüle des politischen Lebens brütete, die sehnsuchtsheiße Frage sich entrang:

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt in Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur einer aus den Millionen! . . .
Nur eine eisern harte Faust! . . . —

Wenn je der Sänger ein Seher gewesen, so war er es in dieser ahnungsreichen Bitte an das Schicksal. Der Heros kam, ein ganzer Mann mit eiserner Faust. Otto von Bismarck-Schönhausen.

In ihm sollte der nationale Gedanke seine Verkörperung finden, und mit seinem Werk, dem einigen, starken, deutschen Reich, wird auch immerdar sein Andenken fortleben. — Die Spätergeborenen werden uns beneiden, in dem Zeitalter Bismarcks gelebt zu haben, und wer je — wie gleich mir wohl mancher auch unter Ihnen — das Glück gehabt hat, ihm ins blitzende Auge zu schauen und seiner langsamen, aber immer schlagenden Rede zu lauschen, der vergißt nimmer den unbezwinglichen Bann, in den diese machtvolle Persönlichkeit jeden, der ihm nahte, schlug. Und je weiter die Zeit sich von Bismarck entfernen wird, desto größer wird er dastehen, aber auch vielleicht desto wunderbarer und unbegreiflicher.

Sein Werk liegt am Tage, aber etwa auch ebenso sein innerstes Wesen? Und wie aus diesem das Werk entsprang? Erst jetzt fließen die Quellen für die Erkenntnis reichlicher, aber damit tun sich auch immer neue Probleme für die historische Forschung auf. —

Doch Bismarck war uns mehr als bloßer Staatsmann, der Geschichte gemacht hat. Wir sehen zu ihm auf, wie zu Luther, wie zu Kant, wie zu Goethe. Diese sind uns Vertreter des höchsten und reinsten Deutschtums nach der religiösen, nach der philosophischen, nach der poetischen Seite hin. — Wir können manche Parallele zwischen Bismarck und Goethe ziehen. Nicht nur in dem, was wir ihnen danken: der eine hob uns im Reiche der Geister auf die Höhe der Weltliteratur, Bismarck hob uns im Rate der Völker auf die Höhe der Weltmacht. Sodann auch in dem, was wir deutsche Denk- und Gemütsart nennen. Sie sind Weltweise, Träger eigenartiger Weltanschauungen, sie zeigen, wie in einem echt deutschen Geiste Leben und Welt sich spiegeln.

In Luthers Tischreden, in Goethes Gesprächen mit Eckermann und dem Kanzler Müller, in seinen Briefen sprudelt ein reicher Quell des innersten Gefühlslebens und der tiefsten Lebensweisheit. Nicht anders bei Bismarck in seinen Reden, Ansprachen und Briefen.

Man möchte wähnen, Bismarck, der Mann der Tat, ja der Gewaltmensch, der gefürchtete Löwe auf dem Boden des inneren und des äußeren Kampfes, der Eiserne, dem man schon jetzt glaubt, die

Gestalt eines in Eisen starrenden Roland geben zu müssen, er, der Realpolitiker, was hat er mit den Vertretern des Ideals im Glauben und Denken und Dichten zu tun? War er nicht weit entfernt von jener stillen, unpolitischen Zeit in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts? Er, der für Preußens Machtstellung und dann für Deutschlands Größe unermüdet Tätige, der in gewaltigem Ringen einer unvergleichlichen diplomatischen Kunst sein Ziel erreichte, was hat er gemein mit jenen kosmopolitischen Träumern an der Ilm, vor allem mit Goethe, der scheinbar so gleichgültig aller patriotischen Bewegung gegenüber stand? Und doch! Goethe kann der nationalsten deutschen Dichter einer genannt werden mit seinem Götz, seinem Werther, seinem Faust, ja selbst mit seiner Iphigenie. Er konnte fragen: „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn Besseres tun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken?" — Und umgekehrt: Was sind Tatsachen ohne leitende Ideen? Was wäre Bismarcks ganze Realpolitik, wenn sie nicht wäre getragen worden von den hehrsten, heiligsten Ideen? Ist denn etwa die Idee etwas Unfruchtbares, praktisch Unnützes? Mit nichten! Was stählt die physische Kraft, was belebt den Mut, was gibt Ausdauer, Geduld? Was anderes als die Idee, das Ideal?

Was schwebte dem großen Realpolitiker vor? Die Idee: Preußen, dein herrliches Preußen soll stark und mächtig werden, dein herrlicher König soll ein freier Souverain sein, unabhängig von Oesterreich und Frankreich! Und dann weiter: Was die Besten der Nation erhofften in langem, herbem Harren, das soll Wirklichkeit sein, die Brüderstämme sollen zusammengeschweißt werden!

War Bismarck nur Realist? Nein! Auch ihm standen Gott, Natur, Vaterland, Freiheit, Sittlichkeit als Ideale leuchtend vor der Seele, vor einer Seele voll Leidenschaft und Kraft.

In diese Naturtiefen seines Seins hinabzuleuchten ist eine bisher selten begonnene, um so reizvollere Aufgabe für den Psychologen. Vieles einzelne von dem, was ich Ihnen ausführen möchte, mag manchem von Ihnen bekannt sein, einer philosophischen Betrachtung aber ziemt es, die Tatsachen zu deuten und um die verwirrenden Einzelheiten das geistige Band zu schlingen.

Bismarck verträgt es sehr wohl, aus dem scharfen Lichte der politischen Kämpfe in die traulichere Dämmerung des Allgemein-Menschlichen, in den Bereich jener Gedanken und Empfindungen gerückt zu werden, die unabweisbar für jedermann sind. Denn dieser harte, entschlossene, kalte Heros der Tat wäre nicht so groß, wenn er nicht im Kerne so weich, so mild und so warm gewesen wäre. Größe beruht immer auf der harmonischen Vereinigung des scheinbar Unvereinbaren, d. h. auf der sieghaften Versöhnung von Widersprüchen.

In unserer auf das Gegenwärtige, Greifbare, Nützliche gerichteten Zeit, die überdies die Mehrzahl der Menschen kaum zur Ruhe und Selbstbesinnung kommen läßt, ist der Typus am häufigsten, der einen Menschen darstellt mit fachmännischem Geschick, mit Tüchtigkeit auf einem einzelnen Gebiet, aber ohne tiefere geistige Substanz. Die meisten begnügen sich mit überlieferten Formen, rosten in ihnen ein, nehmen alles so hin, lassen den lieben Gott einen guten Mann sein und schieben im Alltagsgetriebe die Fragen über Gott und Welt und Lebenszweck und Ewigkeit, vielleicht aus Scheu über die Ergebnisse, für später, für das Alter und für das Sterben auf. Bismarck gehörte nicht zu diesen leichten oder seichten Naturen. Ferner ist es ein großer Fehler der üblichen Betrachtungsweisen, bei den Helden der Vergangenheit nur das Vollendete und Abgeschlossene festzuhalten, die Persönlichkeit in ihrer Rundung, in ihrer Reife zu betrachten, anstatt ihr Werden und Ringen in Betracht zu ziehen.

Welche Dämonen in Goethes Wesen lagen, wie er mit ihnen gerungen hat, wie schwere innere Kämpfe erst zu jener hoheitvollen Abgeklärtheit führten, die man an ihm zu rühmen pflegt, wie auch Schillers gigantische Persönlichkeit erst allmählich von den Schlacken jugendlichen Ungestüms, rhetorischer Melancholie und sentimentaler Überschwenglichkeit, ja himmelstürmender Leidenschaft sich reinigte: das pflegt man gerne in allgemeiner Verhimmelung zu übersehen.

Auch Bismarck hat in seiner religiösen Überzeugung Häutungen durchgemacht, aber jene gewöhnliche Stufenleiter vom kindlichen Glauben durch Zweifel und Negation zu positiverem Standpunkte hat er rascher als die Mehrzahl der tiefer Gerichteten durchlaufen. Im Elternhause wehte die Luft des kirchlichen Rationalismus; der Religionsunterricht blieb ihm unverstanden; die Kraft zu beten

verlor er. Deistische und pantheistische Anschauungen wechselten in der Sturm- und Drangzeit der Studenten- und Referendarjahre. Dann auf Kniephof suchte er in der Philosophie des Altertums oder Spinozas — wie der junge Goethe — Beruhigung über das, was menschlichem Verstand nicht faßlich ist; bald geriet er durch die Lektüre der Schriften von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer nur noch tiefer „in die Sackgasse des Zweifels“. Bald faßte ihn „Reue über die Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der er alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zwecklos und erfolglos verschleuderte“.

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, ja manche Stunde war es ihm, als ob sein und anderer Menschen Dasein ziellos sei und unersprießlich, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder. Dann wirkten verschiedene Umstände zusammen, um ihn dem verlorenen Glauben zurückzugewinnen. Es war nicht nur die zum Grübeln anregende Einsamkeit und Langeweile auf seinem väterlichen Gute Kniephof, die innere Leere und Unbefriedigtheit, nicht nur die Freundschaft mit dem frommen Moritz von Blankenburg auf Cardemin in Pommern, der Verkehr mit dessen Nachbar und späterem Schwiegervater, mit Adolf von Thadden, in dem pietistisch-herrnhuterisch angehauchten Triglaffschen Hause, wo ihn unter zufriedenen, nach außen hin vorbildlich wirkenden Menschen ein bisher ungeahntes Wohlsein umfing, sondern auch besondere erschütternde Erlebnisse, über die uns keine nähere Kunde geworden. Eifrig las er in der Bibel, wartete in der Stille auf die Erleuchtung, und wie einst Luther durch den plötzlichen Tod eines Freundes, wie der junge Goethe durch eine schwere Erkrankung im Innersten durchgerüttelt und zum Glauben zurückgeführt wurde, so kam es über den jungen Bismarck bei der Nachricht tötlichen Siechtums der Freundin in Cardemin, der jungen Frau von Blankenburg, wie eine Eingebung: ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, riß sich ihm wieder das erste inbrünstige Gebet vom Herzen los.

Er erzählte selbst später, Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt, da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne.

Aber das Wichtigste für seine religiöse Entwicklung war doch die Liebe zu Johanna v. Puttkamer, der Tochter des frommen Gutsherrn von Reinfeld, der in strenger pommerischer Rechtgläubigkeit ganz im Sinne der Thadden, Gerlach, Senfft-Pilsach und Geistlicher, wie Hengstenberg und ihres Anhanges, auch für die Religiosität ihrer Bauern und Leute zu wirken wußte.

Freunde wie Arnim unterließen nicht, mit mitleidiger Besorgnis zu fürchten, er möchte „fromm", d. h. für sie „verloren" werden; „es gibt doch wunderliche Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten", fügt Bismarck hinzu. In den Briefen an die Braut finden wir ausführliche theologische Auseinandersetzungen mit Bibelzitaten über Werkheiligkeit und Glaubensseligkeit; er ist überzeugt, daß der Weg, den Gott ihn führt, der beste ist; er spottet über den Gottesleugner Hobbes, der vor Gespensterfurcht nicht allein schlafen konnte. Der Ausdruck „Wunder" entlockt ihm ein mitleidiges Lächeln über Mangel an Logik; denn in jeder Minute sehen wir Wunder, und nichts als solche; unablässig bittet er Gott, frischen Lebensmut der Geliebten zu geben; fleißig besucht er, auch in Frankfurt noch, die Kirche, obwohl ihm das Singen in der protestantischen Kirche nicht immer gefallen will. Ist er in Angst und Sorgen um die Seinen, so betet er um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, aber er fügt auch hinzu: „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhilfe, die Gott bietet." Vor Schlafengehen liest er noch gern einen Psalm. Schön ist das Bekenntnis: „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht."

Doch daß er auch damals schon nicht so ganz mit dem Glaubenskreise seiner Gattin übereinstimmte, beweist, daß er den liberalen Büchsel dem von Johanna besonders verehrten Eiferer Knaak, der Tanzen und Theatergehen und Musizieren für Sünde hielt, vorzieht.

„Dieser ist mir zu aufgeregt; wenn ich ihn gehört oder gesprochen habe, so macht er mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken; ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch Seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wasser, das sehe ich klar und kann mich doch nicht ermannen, daß es anders werde."

Aber er spricht es auch klar aus, daß ein Glaube, der in Beschaulichkeit und Einsamkeit, in bewußter Absonderung von den übrigen Menschen, in Quietismus gipfele, wie so oft bei den Pietisten, besonders bei Frauen, für ihn ein toter Glaube sei. Seine innerste Überzeugung verrät folgendes Wort:

„Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu, wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben."

Und wenn auch allmählich in den Briefen von kirchlichen Fragen und Kirchenbesuch weniger die Rede ist, und wenn er auch auf der Höhe des Lebens wieder freier den Dogmen gegenüber gestanden hat, sein ganzes Wesen wurzelte doch in dem Gottesglauben. Oft hat er es ausgesprochen, der Glaube heilige die Pflichterfüllung, und in der Zeit des Verfassungskonfliktes habe er nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen.

Wie Bismarck zu Gott, so hatte er auch zur Natur ein tiefes, gemütvolles Verhältnis. Es ist ungemein interessant zu betrachten, wie verschiedene Völker und Zeiten und einzelne bedeutende Menschen sich zu der Allmutter Natur gestellt haben. Sie, die Unentrinnbare und bei allem Wechsel Unwandelbare, spiegelt sich in dem landschaftlichen Auge der Kulturperioden alter und neuer Zeit und so auch im Geiste der Großen gar mannigfach wieder. Hier drängt das Andachtsgefühl die Schöpfung vor dem Schöpfer zurück, wie in den Psalmen, wie auch bei Luther; dort herrscht nur Bewunderung und Liebe zu der einfachen Garten- und Wald- und Tallandschaft, wie vor Rousseau und Goethe. Und dann erschlossen diese den Sinn für das Romantische, für den Zauber des Gebirges. Goethe hat, wie kein Dichter vor ihm, Seele und Natur auf einen Ton zu stimmen gewußt; ihn erfüllt die beseligendste Sympathie mit der Allmutter und ihren Erscheinungen. Auf seinen Bahnen sehen wir Bismarck wandeln. Wer die Briefe an die Gattin gelesen, der wird überrascht worden sein durch die Entdeckung: Bismarck, ein „Naturschwärmer", wie er sich selbst bezeichnet,

Bismarck, ein Meister der stimmungdurchtränkten Naturschilderung! Wahrlich, auch diese Entdeckung ist dazu angetan, den Gewaltigen uns näher zu bringen, und es ist ein Genuß, sein echt deutsch in inniger Naturliebe schlagendes Herz in dichterisch gehobener Sprache sich aussprechen zu hören.

Wir können es verstehen, daß dem Schönhausener Deichhauptmann, in dem es selbst brauste und gärte, in dem ein Lenzesweben ungestümen Dranges sich vorbereitete, der Eisgang der Elbe ein fesselndes und erhabenes Schauspiel darbot. Da schreibt er mit feinsinniger Naturbeseelung: „Die Elbe liegt noch mürrisch und trübe in ihren Eisbanden; des Frühlings Ruf, sie zu sprengen, ist ihr noch nicht laut genug."

„Prosaisch" erscheint ihm der Damm, den sie mit Faschinen und Erdmassen dem „poetischen Schäumen der Flut" entgegenzustellen sich mühen. Und dann schildert er den Eisgang des großen Stromes als eins „der interessantesten Schauspiele in der Natur". Ein andermal schreibt er, während ihm die Eisschollen den „Pappenheimer Marsch" spielen, oder er weidet sich an dem leisen Klirren des gleitenden Eises auf dem Wasser oder an dem eintönigen Schrei der wilden Gänse, die ihm willkommene Boten des Frühlings sind. — Und wie er von Kniephof Abschied nimmt, während der Lenz schon Faulbaum und Flieder mit Grün und Erdboden und Büsche mit blauen und weißen und gelben Blumen dicht bezogen hat, als sollten seine Wappenfarben ihm den Abschiedsgruß entbieten, da findet er über der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen eine „weiche, traurige Stimmung"; ein Pferdegerippe — es ist sein treuer Caleb, der ihn 7 Jahre lang getragen — lag dort, wo er ein neues Haus hätte bauen sollen. „Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab."

Echt Goethische Wertherstimmung — ich denke an dessen Brief vom 10. Mai — atmet eine heitere und doch so sehnsuchtsvolle Schilderung aus dem Sommer 1849:

„Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und Fleder-

mäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt seine Zeichen doch."

Ein andermal versenkt er sich mit dem Bekenntnis seiner Blumenleidenschaft in die Betrachtung von Crocus, Hyazinthen und Kamelien; aber die duftlosen erfreuen ihn nicht, ebensowenig wie jene äußerlich schönen, aber kalten Menschen, denen — wie er wundervoll sich ausdrückt — „jener duftige Hauch aus den unergründeten innersten Tiefen des Gemüts fehlt, der weder Poesie, noch Liebe, noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht, da, wo er weht. Das Zerrbild davon heiße ich Sentimentalität; das Wesen empfinde ich, wenn ich bei Dir bin; ein Wort dafür weiß ich augenblicklich nicht."

Heimweh nach der Geliebten und Herbstgefühl klingen zusammen in dem Briefe vom September 1849:

„Gestern war weiches, warmes Herbstwetter, und ich habe einen langen Spaziergang im Tiergarten gemacht, dieselben einsamen Wege, die wir beide zu wandeln pflegten, ich saß auch auf unserer Bank an dem Schwanenteiche; die jungen Schwäne, die damals noch auf dem kleinen Inselchen im Ei saßen, schwammen jetzt dick, grau und blasiert zwischen den schmutzigen Enten flott umher, und die alten legten schläfrig den Kopf auf den Rücken. Der schöne, große Ahorn ist schon dunkelrot in seinen Blättern, der an der Brücke steht; der Goldfischteich ist fast ausgetrocknet, die Linden, Faulbaum und andere weichliche Wesen bestreuen die Steige mit ihrem gelben, raschelnden Laub, und die runden Kuppeln der Kastanien bieten alle Schattierungen des trüben und anziehenden herbstlichen Farbenspiels. Die Promenade mit ihren Morgennebeln zwischen den Bäumen erinnerte mich recht an Kniephof, Waldschnepfenjagd, Dohnenstrich, und dann wieder, wie alles so grün und frisch war, als ich mit Dir dort ging, mein Liebling."

Nicht minder anschaulich sind die Schilderungen von Jagden, z. B. im Thüringer Walde, wo er in der Herrgottsfrühe zur Auerhahnbeize die Felsen hinaufklettert, und auf jede erwachende Vogelstimme, jedes Geräusch in dem dunklen Tannendickicht lauscht, während in purpurner Tiefe der Waldbach dahinbraust.

Man kann begreifen, wie diese kraftvolle und leidenschaftliche Seele besonders durch die imposanten Naturschauspiele angezogen wurde. So ist ihm die Nacht voll von Wundern und Geheimnissen; es hat einen wundersamen Reiz für ihn, auf schlüpfrig steilem Pfade im Gebirge emporzuklimmen, wenn auch der Regen niederrinnt und die Kräfte zu erlahmen drohen, sodaß er hin und wieder sich ins triefende Heidekraut werfen muß.

So liebt er mit Leidenschaft das Meer. Als er, nach einem viel früheren Aufenthalte in Norderney, wieder in Ostende die See sieht, da ist es ihm, als ob er eine alte Geliebte wiedergefunden, die unverändert reizend geblieben; in Brüssel schreibt er: „Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in dem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen, Stiergefechte, Waterloo und pomphafte Aufzüge zu sehen."

Mit Wonne weilt er 1862 in Biarritz, der sternenklaren Nächte und des brausenden Meeres sich erfreuend. — Wie das Meer, so zieht sein deutsches Herz der deutsche Wald an.

Von Frankfurt aus schreibt er an seine Mutter, als er von einem „langen bummeligen Spaziergange" heimgekehrt ist:

„Ich fand so hübsche einsame Steige, ganz schmal zwischen den grünenden Hasel- und Dornsträuchern, wo man nur die Drossel und die Weihe hörte, und ganz fern die Glocke der von mir geschwänzten Kirche, daß ich gar nicht wieder nach Hause finden konnte."

Den vollen Zauber des Waldes genoß er aber erst in Friedrichsruh. Stundenlang kann er an seiner Schönheit sich erlaben, „im Wagen und auf Brücken lungern und ins Grüne stieren ohne Gedanken und ohne Langeweile." Und wer ihn in Friedrichsruh besuchte zur Sommerszeit, dem pries er den Frieden des Land- und Waldlebens, wie im April 1894:

„Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam, wie oft in den vorhergehenden 30 Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Hofe, im Parlamente, unter seinen Kollegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam; das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Ich weiß nicht, ob Sie in ihrem Leben so viele Förster kennen gelernt haben wie ich; aber ich habe vorwiegend zufriedene Förster gekannt. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben,

und die amtliche Tätigkeit eines Ministers muß andere Wirkungen haben, denn ich habe nie einen zufriedenen Kollegen gekannt, ebenso wenig einen zufriedenen Parlamentarier, und ich habe früher, als ich noch im Amte war, immer davon geträumt, daß Gott mir nachher noch ein Jahrzehnt lassen möchte, um meinen Neigungen in Land- und Waldleben wieder nachzugehen."

Und nun ruht der müde Wanderer aus von all den Mühen seines Erdenwallens, nicht inmitten von gradlinigen Steinhaufen, sondern inmitten der Baumriesen, die den alten Recken so oftmals grüßten mit ihrem Grünen und Blätterrauschen und Sturmesbrausen. Wahrlich, kein schönerer Dom als der Waldesdom kann über diesem kernig deutschen Manne sich dehnen, der in edler Bescheidenheit nur von sich rühmte, „seinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche zu dauernder Erinnerung eingeschnitten zu haben."

Weite Reisen haben Bismarck durch das ganze deutsche Land, aber auch nach Spanien, Holland, Belgien, Frankreich, Norwegen, Rußland, Dänemark, Ungarn usw. geführt. „Es ist doch ein schönes Stück Erde am Rhein," schreibt er von Frankfurt und berichtet von einem herrlichen Bade, das er vom Nachen aus, mitten im Rhein, bei Mondenschein genommen. — „Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, nur den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen."

Von meisterlicher Anschaulichkeit sind die Bilder, die er von Land und Leuten, sei es in Moskau oder Amsterdam oder Kopenhagen oder Pest entwirft. — Wir sehen: die Natur, und zwar nicht nur die Land- und Waldidylle, sondern auch der Berge und des Meeres Romantik war der Nährboden, aus dem der deutsche Held immer wieder Kraft und Lebensmut und Tatendrang sog. Ward er von Amtsärger und Überanstrengung und Krankheit niedergeworfen: die Berührung mit der Allmutter Natur gab ihm immer wieder die stählende Kraft. — So weilte er nach dem 66er Feldzuge in dem Badeorte Putbus auf Rügen und fand in der würzigen See- und Waldluft der herrlichen Insel Erholung von Krankheit und Nervenabspannung. So flüchtete er später oft nach Varzin und Friedrichsruh.

Ein echt germanischer Zug in seinem Charakterbilde und in seiner Lebensauffassung ist auch die tiefe Liebe zu den Tieren, besonders zu den Vögeln des Waldes, zu seinen Pferden und Hunden. Nur mit Mühe ward er z. B. 1877 von dem sterbenden Lieblingshunde „Sultan“ durch seinen Sohn hinweggeleitet, und als er tot war, sagte er:

„Unsere alten deutschen Vorväter hatten eine freundliche Religion, sie glaubten, sie würden nach dem Tode in den himmlischen Jagdgründen alle die guten Hunde wieder antreffen, die ihre treuen Gefährten im Leben gewesen. Ich wünschte, ich könnte das auch glauben.“

Das tiefe und zarte Kindergemüt, das er seinem Gotte und der Natur und den Tieren gegenüber bekundet, das tritt auch leuchtend hervor in seiner Liebe zur Häuslichkeit, zu Weib und Kind, zum heimischen Boden, zum Vaterlande. Der als der „tolle Bismarck“ jahrelang verschrieene Junker, dessen Antrag um die Hand der Tochter dem Herrn von Puttkamer eine Gänsehaut verursachte, ward durch die Liebe gezähmt und so der zarteste Bräutigam, der unerschöpflich in liebkosenden Namen und in herzlichen Wendungen ist. Englische, französische, italienische und deutsche Gedichte bilden vielfach den Schluß der Briefe; man spürt, es ist das Herz, das da plaudert, wenn er schreibt, und das den toten, öden Tintenbuchstaben nur als traurigen Notbehelf für das trauliche Gespräch ansieht, — denn dem „geschriebenen Wort ist es nicht anzusehen, ob die Tinte, als sie naß war, ein neckendes Auge oder die Falten bekümmerten Ernstes gespiegelt hat.“ Wie die Liebe seine alte Heimat ihm vergoldet, zeigt ein Brief des glücklichen Bräutigams:

Beim Einfahren in das Dorf fühlte ich wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben, eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verwachsen ist. Die Sonne schien hell auf die stattlichen Bauernhöfe, und ihre wohlhäbigen Bewohner mit den langen Röcken und die bunten Weiber mit den kurzen grüßten mich noch viel freundlicher als gewöhnlich; auf jedem Gesicht schien ein Glückwunsch zu liegen, der in mir stets zu einem Dank gegen Dich wurde. Bellins dicker Graukopf lächelte rund herum, und der alten ehrlichen Seele liefen die Tränen herunter, wie er mir väterlich auf die Schulter klopfte und seine Zufriedenheit ausdrückte; seine Frau weinte natürlich aufs heftigste; selbst Odin war ausgelassener wie sonst, und seine Pfote auf meinem Rockkragen bewies unwiderleglich, daß Tauwetter sei.“

In der Trennung schafft die Sorge trübe Phantasiebilder; der einsame Gatte fühlt sich in dem „vagabundierenden Leben“ und in

dem „Troubel", der ihn umgibt, voll Unruhe und Herzensplage; jeder Brief ist ein Momentbild von plastischer Schärfe.

Hört er von Krankheit der Kinder und bleibt er länger, als die Ungeduld es vertragen kann, ohne Nachricht, so füllt peinvolle Ahnung seine Tage und Nächte: „Es gibt nichts Schreckliches, was ich nicht schon im Geiste durchlebt hätte in diesen Tagen." Voll inniger Dankbarkeit gegen eine gnädige Vorsehung hat Bismarck es als sein Schönstes gepriesen, daß er in seinem Hause vor schwerem Kummer bewahrt geblieben, daß er kein Kind verloren und in glücklicher Ehe gelebt habe. Es ist dasselbe, was Goethe sagt: „Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist."

Und wenn Bismarck einmal betonte: „Das Verwachsen mit der Scholle ist ein Grundzug deutschen Charakters und eine Wurzel seiner Kraft", so hat er damit zugleich die Triebfeder alles seines Handelns und seiner politischen Lebensanschauung gekennzeichnet. — Bismarck wurzelt in echt preußischer Art. Hier sind die Keime seines Wollens und seiner Größe; er war durch und durch ein Niederdeutscher, vom Kopf zur Zehe ein Preuße, darnach gestaltete er sein Leben, darnach formte er die Welt.

Freilich behagte das Bureaukratentum dem jungen Auskultator in Berlin, Aachen und Potsdam wenig, und er rettete sich vor ihm auf seine Güter. Doch in dem Jahrzehnt 1838—48, das eine Gärung seiner Natur brachte, in dem er lange vergebens nach innerem Frieden rang, bald in Spinoza, bald in Byron sich vertiefend, begannen die ungenützten Kräfte immer ungestümer ihr Recht zu fordern. Der Vereinigte Landtag und die Stürme der Revolution führten ihn auf das Feld, zu dem er berufen war. Und was er seinen Wahlmännern in Rathenow 1849 zurief, das blieb ihm Richtschnur:

„Wenn Sie einen Vertreter in der Kammer wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen . . . dann richten Sie Ihr Auge auf mich . ."

In diesem rastlosen Dienste für das Vaterland durchlief Bismarcks politische Weltanschauung mannigfache Wandlungen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner leidenschaftlichen Seele warf er sich entgegen den

Umsturzbewegungen, und seine Waffen waren Christentum, Königstreue und preußisches Staatsrecht. Der Junker, der christlich-konservative Aristokrat, war in ihm lebendig. Er ward ein Begründer der Kreuzzeitung, ein Freund der Gerlachs. Aber freilich über diese von vornherein weit überragend durch den Sinn für alles Praktisch-Greifbare.

Die Frankfurter Jahre (1851—54) stellten dem klaren Blick immer deutlicher das Ziel vor Augen: Preußen aus dem Dienstjoch Österreichs zu lösen und über die Mittelstaaten zu erheben, in freie Großmachtstellung, wie es dem Staate Friedrichs entsprach. Schwer litt er in der Zeit der Reaktion; wie verbannt fühlte er sich in Petersburg 59—62; er sammelte alle seine Kräfte, und dann brachte das Jahr 62 die Erfüllung, das Ministerpräsidium. Er stand, ein 47jähriger, auf der Höhe, wo er die ganze wunderbare Kraft seiner Persönlichkeit entfalten konnte. Ihm gebührt schon für jene Konfliktsjahre der Ruhm, mit seinem Könige und mit Roon Preußen gerettet zu haben durch die Beharrlichkeit einer budgetlosen Regierung, durch die Heeresreorganisation. Und wie er dann, auch unter Widerstreben seines Königs und Herrn, Preußen in die Lösung der deutschen Frage drängte, wie er die Befreiung der Nordmarken durchsetzte und aus dem Zusammenwirken von Österreich und Preußen den Gegensatz hervorgehen ließ, wie er dann Norddeutschland einigte und mit Österreich und den Südstaaten sich wieder verständigte: das sind Wundertaten des diplomatischen Genies. Aber das Preußentum in ihm weitete sich immer mehr zum Deutschtum. Preußen war zur führenden Macht im Norden geworden; nun galt es, ein ganzes, einiges deutsches Reich zu schaffen. Bismarck nahm die Träume aller edlen Deutschen der vergangenen Jahrzehnte in sich auf, aber nicht als Träumer, sondern als Mann der Tat. Innere Notwendigkeit war die Abrechnung zwischen dem eifersüchtigen Frankreich und dem immer mächtigeren Preußen. Wie Bismarck es dahin brachte, ist in allen Einzelheiten noch nicht ganz aufgeklärt, aber der Erfolg gab ihm recht. Doch trotz aller Siege der Waffen hatte er selbst unablässig zu kämpfen und zu ringen, bald mit der royalistischen Abneigung seines greisen Königs, bald mit dem Partikularismus der südlichen Staaten — und es ist eine tragische Ironie, daß in der großen Stunde von Versailles der Begründer des deutschen Reiches von dem, der durch ihn die Krone erhalten, keines Grußes, keines Dankes gewürdigt ward.

Mit den neuen, großen Aufgaben traten neue, große Kämpfe an den Gewaltigen heran; es galt, das Reich auszubauen, im Innern zu festigen. Wie Bismarck dies getan, oft im heißen Streite mit früheren Parteifreunden oder mit Hofintriguen, wie er immer neue Aufgaben, sei es Steuerreform oder Schutzzoll oder die soziale Frage, aufwarf und in riesenhafter Arbeit bewältigte, wie er nach außen hin Triumphe der Staatsweisheit feierte, vor allem in der Gewinnung des einst unterworfenen Österreich, in der Gründung des Dreibundes, wie da die höchste Kunst des Maßhaltens und der Voraussicht und des Abwartens ihre Früchte trug, das bedarf nur flüchtiger Erinnerung.

Bismarck wuchs in seiner elementaren Größe zum Heros des Deutschtums empor. Und so wird er leuchtend durch die Jahrhunderte gehen. Mit ihm erwuchs nicht nur eine neue deutsche Staatenform, sondern auch eine neue Welt- und Lebensanschauung: die des Wirklichkeitssinnes und des Tatendranges. Wie diese in Bismarck selbst sich zur höchsten Kraft entwickelt hatte, so warf sie auch ihren Widerschein in die Zeit und machte sie sich untertan. Aber wenn die Erfolge von 70 die bösen Jahre des Gründerschwindels heraufführten, wenn der Milliardensegen zum Fluche wurde, nicht Bismarck trug daran die Schuld. Seine Größe vereinigte in sich, wie bei Goethe, die Gegensätze des Realismus und des Idealismus; bei Goethe führte ihre Versöhnung zur Betrachtung, bei Bismarck zur Tat. Aber wir haben doch auch wundervolle Reflexionen in seinen Briefen und Ansprachen, die davon zeugen, daß die Einsicht in die inneren Zusammenhänge der Dinge, in die treibenden Kräfte ebenso scharf und klar gewesen wie die Erfassung des Besonderen und die Ausbeutung der Wirklichkeiten. Wohl sagt er: „Mit Ideen kann man nicht schießen!“ Es müssen eben die Ideale in nationale Forderungen umgesetzt werden und zur nationalen Tat führen. Ein Genie wie Bismarck erfaßt die Welt und das Leben nicht bloß mit dem klaren, scharfen Verstande und dem tatkräftigen, rückhaltlosen Willen, sondern auch mit warmem, tiefem Herzen, mit nachdenklichem Gemüt und mit lebendiger Phantasie. Nicht nur der Knabe der Plamannschen Schule baute sich Luftschlösser und träumte von der bunten Erde mit ihren Wäldern und Burgen und dem blauen Duft der Berge, die er jenseits des Gartenzauns ahnte, sondern die Phantasie fordert wie beim Dichter, so auch bei dem Gelehrten ja auch bei dem Staatsmann ihr Recht; sie drängte

auch Bismarck in schöpferischem Erfinden immer neue Bilder und Gestaltungen vor die Seele, die der Vollendung harrten.

Dichtung und Musik haben allezeit einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Unendlich viel hat er gelesen; in den Briefen an die Braut werden Lenau, Moore, Byron und viele andere zitiert. Immer mehr neigt er der ernsten, schmerzlich bewegten Dichtung zu und freut sich, wie auch die Geliebte an traurigen Dichtungen, z. B. Lenaus, Gefallen findet; er sieht darin nicht eine Umwandlung ihrer ehemals heiteren Stimmung, auch nicht einen Widerspruch mit der Gesundheit ihres Herzens, sondern einen Fortschritt der Empfänglichkeit und des Verständnisses für Poesie. Er schreibt in einem der schönsten Briefe:

„Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers und in der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach besseren, edlern Zuständen, liegt es wohl, daß, bei nicht ganz leichtfertigen, oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet, als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben! Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem, was Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das Idyllen- und Lustspielartige in der vollkommensten Form nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit (im höheren Sinne) und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltnen bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallnen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden. Wenn Dein Sinn für die Poesie des Herbstes, des Reifs in der Maiennacht, und alles dessen, was im Menschen dahin gehört, empfänglicher geworden ist, so beweist das nur, daß Du nicht mehr zwölfjährig bist. Über die Kinder, äußere und innere, wie über die kleinen Bäume im Walde, geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichte hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen."

Damit stimmt es auch überein, daß Bismarck aufgeregte, leidenschaftliche Musik liebte, daß er ruhige, heitere Musik „vormärzlich" nannte; eine Löwennatur, wie die Beethovens, war ihm sympathisch,

kongenial. Vom letzten Satz der F-moll-Sonate sagte er: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.“ Nächst Beethoven liebte er Schubert; an Chopin mehr die leidenschaftlichen als die träumerischen Stücke; von einem feurigen Satz eines Neueren meinte er: „Diese Musik gibt mir das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt: Jetzt muß gestorben sein!“ —

Die Macht des Liedes, des deutschen Liedes, ebenso wie die der deutschen Wissenschaft und der deutschen Literatur in ihrer Pflege des nationalen Einigungsgedankens, in der Schürung des unter der Asche glimmenden Funkens hat Bismarck oft hervorgehoben; er nennt deutsche Kunst und Wissenschaft die Basen, auf denen das sittliche Leben beruht, das geistige Band, das sich schon lange um die Herzen schlang, ehe die Stämme selbst zu einem Ganzen sich zusammenschlossen; von ihnen hofft er, daß sie auch der Fels bleiben, auf dem die gegenseitigen Beziehungen zwischen Nord und Süd ruhen sollen. Am schönsten faßte er diese Gedanken in der Ansprache an den Barmer Gesangverein 1893 zusammen:

„Dankbar bin ich der Musik, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen; ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige der Herren dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Beckersche Rheinlied erzielte. Damals war dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung, die meist noch partikularistisch war, aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeekorps mehr am Rheine stehen hätten, als es tatsächlich der Fall war. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein“. Wie manchem Soldaten hat die Anstimmung dieses Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel vor dem Feinde eine wahre Herzensstärkung gewährt, und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefechte. Die Kopfzahlziffern machen es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben.“

Die Imponderabilien, die Bismarck — dieser nächst Napoleon wohl größte Mann der Tat im verflossenen Jahrhundert — in ihrer Wirkung ungeschmälert wissen will, sind die ewigen idealen Güter der Menschheit, sind Religion, Naturliebe, Kunst, Wissenschaft; es sind die Güter und Tugenden, welche nicht bloß den rechnenden Verstand beschäftigen, sondern auch das Herz. Wäre in Bismarck nicht so viel Glaube, nicht nur an die eigene Kraft und die Zukunft seines deutschen

Vaterlandes, sondern auch an eine gütig waltende Vorsehung gewesen, wäre nicht unauslöschlich die Hoffnung auf Erreichung der höchsten Ziele in seiner Seele gewesen, wäre er nicht erfüllt gewesen von so heißer Liebe zu seinem Könige und Herrn, zu seinem Preußen, zu seinem Deutschland — er hätte nimmer sein Werk vollbracht. Er, der große Rechner der Wirklichkeiten und Tatsachen, er, der nüchterne, kühl überlegende Mann der Tat, schätzte nicht minder das Unwägbare, das im Charakter geheimnisvoll Treibende, kurz die idealen Mächte. —

Man hat sein Leben — ebenso wie das Goethes — ungewöhnlich glücklich genannt, und es ist vielleicht keinem Sterblichen mehr gehuldigt worden als ihm, der in raschem Siegeslaufe zur höchsten Stellung nicht nur im Staate seines Monarchen, sondern im Ansehen der gesamten Welt sich emporschwang. Aber — ebenso wie Goethe — hat er selbst die Tage reinen Behagens auf eine kurze Spanne Zeit berechnet. Wie löst sich der Widerspruch in der Auffassung der Menge und derjenigen ihres glücklich gepriesenen Helden? War es die unabläßige Sorge und Mühe und Arbeit, war es das Brechen unabläßiger Widerstände, der Kampf wider Unvernunft und Haß und Neid, wider alle die kleinen und tückischen Teufel der Mißgunst und Selbstsucht?

Wie löst also — fragen wir kurz — Bismarck das Lebensproblem, d. h. wie faßt er des Lebens Wert, des Lebens Forderung, des Lebens Glück?

Man wäre versucht, aus manchen Äußerungen früherer und auch späterer Zeit seines Lebens zu schließen, daß ihm das arkadische Glück des Landwirtes am höchsten erschienen. 1847 schreibt er:

„Daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel erscheint, Korn zu bauen als Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr darnach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen; das sind facta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen dem ist so."

Zu aller Zeit hat er ferner bitter geklagt über die politischen Scherereien, über die jämmerlichsten persönlichen Eitelkeiten und Intriguen, sodaß ihm immer wieder „durch alle politischen, bösen Wetter hindurch ein unabhängiges Familienleben auf dem Lande vorschwebt"; wohl ist es ihm, als ob er Gott, den Seinen und sich selbst fremd

werde, als ob kein Ton, der einem gefallen möchte, noch auf der verstimmten Seelen-Klaviatur sich finde, als ob dem Leben, das er führe, das sonntägliche Element fehle; denn er verlangt einen Tropfen Himmelsruhe für das fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Amboß menschlichen Unverstandes hämmern. So nennt er die Politik ein undankbares Geschäft, beruhend auf Vermutungen und Zufällen. — Auch sagt er früh: „Der Mensch sucht vergeblich sein Glück, so lange er es außer sich sucht." Er weiß, daß des Glückes Feinde im eigenen Innern wohnen, sodaß Mißtrauen, die bitterste schrecklichste Qual, nichts anderes ist als der Zweifel, die erste Saat alles Bösen, angewandt auf den Verkehr der Menschen untereinander, die Quelle fast jeder Bitterkeit und Feindschaft. Er kämpft in sich grundsätzlich gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, weil er weiß:

> „Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Konsumtion von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muß die Phantasie welche schaffen; kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner, unverstandener Weinerlichkeit."

Er nennt ein sentimentales Gedicht geradezu ein feiges Gedicht und hält ihm entgegen den Vers des Reiterliedes:

> „Und setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein,"

und erläutert es in seiner Weise also:

> „In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig."

So war denn der Lebensnerv dieser glühenden Seele nicht idyllischer Friede, sondern Tätigkeit, Kampf. „Die Arbeit ist das, wozu uns Gott angewiesen hat." Das ist bestimmend für ihn. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun. Ohne Kampf kein Leben, ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern."

So vergleicht er gern das Leben mit einer Seefahrt; „wohl kann der Mensch den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken; er

kann nur darauf fahren und steuern, und es kommt auf Erfahrung und Geschick an, ob er Schiffbruch leidet und strandet oder in einen guten Hafen kommt.“ — Wer Bismarcks Gedanken und Erinnerungen gelesen hat, der weiß, wie heiß er mit sich und mit anderen gerungen hat, aber wie er doch sich immer wieder aufrichtete, auch wenn das starke Herz in Weinkrampf und Nervenzusammenbruch erbebte. Unbeugsam war sein Mut, und mochten auch sein König und dessen Feldherrenstab oder eine höfische Koterie wider ihn stehen, oder mochte eine Welt von Feinden sich ihm entgegenstellen.

Er ward des Lebens und der Menschen Herr, weil er das Leben in seinen Tiefen durchschaute und die Menschen in ihrer Enge. Wie Gott will — sagt er — es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt? — Auf das feinste durchschaut er die Unterschiede der Völkercharaktere: die Slaven mit ihren schier weiblichen Vorzügen der Grazie, der Klugheit, Schlauheit, Geschicklichkeit, und die Germanen, von Haus aus stärker, männlicher, oft plump und ungeschickt, aber das schwere Gewicht liegt auf ihrer Seite.

Er weiß, was seine biederen Deutschen auszeichnet und was ihnen fehlt; er weiß den Kleinstädter zu begreifen in seiner Langsamkeit und Schwerfälligkeit — denn es ist eine alte deutsche Neigung zu warten, daß andere das machen möchten, wobei man selbst Hand anlegen sollte — er weiß, andere Völker sind fügsamer, gehen besser ins Dutzend; er würdigt den deutschen Idealismus und die Verschiedenartigkeit der Stämme; ohne Poesie und Romantik, zentralisiert, würde der Deutsche zum Franzosen herabsinken, es sei erfreulich, daß die Bildungsstätten in Deutschland nicht wie in manchen zentralisierten Ländern in einer Stadt vereinigt seien. Aber er kennt auch den uralten Krebsschaden der Uneinigkeit, und sein ganzer Stolz war es, daß alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Amboß zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward; mit um so zornigerem Eifer hat er den engherzigen und eifersüchtigen Fraktionsgeist gegeißelt, der sein Werk immer wieder gefährdete. Ihm war immer der Gemeingeist, das Nationalgefühl unter den Imponderabilien das Wert-

vollste — „es ist ja nicht wägbar und kein materielles, man kann davon nicht essen und trinken, es auch nicht in Geldwert umsetzen; aber wie hoch wir es halten, das zeigt die Stimmung der ganzen Nation. Hüben und drüben hat man die Empfindung: die Nation, der wir entstammen, besteht aus ebenso tüchtigen Kerls wie wir sind!" So wertet er in ihrer Eigenart ebenso treffend die Westfalen: „Im Lande sitzt Eisen, und auf dem Lande wohnen Männer; ihre kriegerische Tüchtigkeit ist immer unbezweifelter gewesen als die feierliche Liebenswürdigkeit!" oder die Thüringer, unter denen der Einheitsgedanke früh Wurzeln geschlagen mit der Begründung der deutschen Burschenschaft; gerne kommt er auf die Wartburg, auf die thüringischen Fürsten, auf Luther zu sprechen, dessen Bibelübersetzung der erste Anfang einer Einigung unserer Schriftsprache gewesen. Mag er zu den Ostfriesen, Schleswig-Holsteinern, Rheinländern usw. reden, immer weiß er aus dem Born der reichen Lebenserfahrung und geschichtlichen Welterkenntnis zu schöpfen; aber auch jedem Stande, ob es nun der Wehr- oder Nähr- oder Lehrstand ist, paßt er sich an; in das Wesen jeden Berufes dringt er ein, oft mit köstlichem Humor. So sagte er zu Vertretern der Industrie betreffs der Erhaltung des Friedens in einem Bilde, das der Böttcherzunft entspricht: „Wenn auch hier und da ein Reifen an dem Fasse springt, so ist es wie bisher doch immer noch gelungen, einen neuen anzulegen," oder zu Schweizern, wohl im Hinblick auf den Stier von Uri, über die Rivalität Preußens und Oesterreichs: „Nicht wahr meine Herren, zwei Stiere in einer Herde, das geht nicht, da muß gerauft werden." Oder einem Ziegler- und Kalkbrennerverein stellte er sich als Kollegen und Mitarbeiter vor und fügte witzig hinzu, wenn es einem gut gehe, baue man neue Häuser, und so sei ihm das Ziegelgewerbe immer ein Barometer gewesen für den Wohlstand aller anderen Industrien. —

Wie er in seinen politischen Reden die verblüffendste Offenherzigkeit und Klarheit und eine Sprachgewalt, die einzig ist, an den Tag legte und dabei Hunderte von scharfsinnigen, humorvollen bonmots prägte, die zu geflügelten Worten geworden, so verraten selbst die Ansprachen aus den letzten Jahren seines Lebens die gleiche erstaunliche Kraft und Fülle des Ausdrucks, die von jeder Phrase frei ist, weil sie auf gesundem Urteil und echtem Empfinden beruht. — So fand Bismarck für jeden, der zu ihm kam, das rechte Wort; seiner

großen Seele war nichts aus Welt und Leben der Menschen fremd; in den Beruf und Gedankenkreis eines jeden versetzte er sich in mitfühlendem, herzlichstem Interesse hinein und entdeckte stets das Wesentliche in dessen Tun und Treiben. Mit wahrhaft goldenen Worten tiefsten Verständnisses hat er 1894 vor den Lehrern und Schülern des Lüneburger Seminars den schweren und verantwortungsvollen, aber doch auch herrlichen Lehrberuf geschildert. Da sagte er, dem Lehrer stehe die Schulzucht und die Rechtspflege zu, aber er solle nicht vergessen, auch das „Königliche Recht" der Begnadigung. „Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn die Kinder unter sich allein sind oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurteilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwiderung finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen, die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte. Gerade in dieser Überlegenheit liegt für ein edeldenkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom, und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen, eine Überwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!"

So umgoldet klares Verständnis und hellleuchtender gemütvoller Humor dem großen Manne die Welt und ihr Treiben, das Leben in allen seinen mannigfachen Erscheinungen. Aber das schließt nicht aus, daß selten ein Großer so leidenschaftlich gezürnt und gehaßt hat, wie er. Er war der rücksichtsvollste Gatte und Vater und Gesellschafter, aber er wußte auch, wie Storm sagt: „Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht, doch zu Zeiten sind erfrischend wie Gewitter gold'ne Rücksichtslosigkeiten." Er wußte, daß, wer Freunde hat, auch Feinde haben muß; er hielt es für das ganze Räderwerk der Staatsmaschine nützlich, wenn er sich mitunter ärgere; das gibt stärkeren Dampf in die Maschine. Er lächelt bitter über die Phrasenhelden oder läßt sich mit kaustischem Humor also aus:

„Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur e i n e n Fleck von der Welt."

Freilich ward es ihm doch oft schwer, die „Wurschtigkeit" zu behaupten, sodaß er sagen konnte: das ist mir gleichgültig, das ist Staub, den die Bürste abwischt, es ward ihm doch oft der Kopf warm und die Galle bitter bei all den Angriffen, Anfeindungen, Bosheiten und Verkennungen; und selten haben wohl so viele Dohlen einen Kirchturmknopf umschrieen, wie Lästerer und Nörgler diesen bestgehaßten deutschen Mann. Alles Überragende weckt eben Widerstand, Eifersucht, Neid, Haß, denn es gehört schon eine edle Natur dazu, um das Goethische Wort wahr zu machen: Dem Vorzüglichen gegenüber gibt es nur eine Rettung: die Liebe.

Und jetzt da der Mund auf ewig geschlossen ist, der seine Feinde niederzudonnern verstand, da das Auge erloschen ist, das Blitze des Zornes zu schleudern vermochte, da der Recke zur ewigen Ruhe gebettet ist im Sachsenwalde, sollte es nicht Zeit sein, daß a l l e Deutschen sich sammelten in der Liebe zu diesem Einzigen, Großen? Könnte er nicht auch in seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung ein E r z i e h e r seines Volkes sein? In seiner Weltanschauung, die einem mächtigen Bau von gewaltiger Einheitlichkeit zu vergleichen ist, in dem die Grund-Quadern gebildet werden von der kraftvollen Erfassung der Wirklichkeit, der scharfsinnigsten Berechnung der gegebenen Verhältnisse und der Forderungen des Tages, und dessen Säulen, die das zum

Himmel ragende Dach tragen, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Heimat- und Natursinn, Menschenkenntnis und Menschenliebe und Humor bedeuten?

Diese Weltanschauung zeigt die innerste Verschmelzung des Wirklichkeitssinnes, dem das Kleine klein und das Große groß ist, und jenes Ewigkeitssinnes, der die Imponderabilien, die Ideale, nicht aus dem Auge verliert. Ich wüßte nicht, was den Führern der Nation mehr not täte, als die Verbindung von brausender Kraft, von Tiefe und Weichheit des Herzens, von Großartigkeit des Verstandes und des Willens, wie wir sie bei Bismarck finden. — Ist er aber ein geistiger Führer seines Volks geworden? Wer wollte dies bejahen in unseren Tagen, wo die realen, d. h. rein materiellen Werte herrschen, allüberall die Imponderabilien in der Schätzung zurückgedrängt werden, und wo die Stürmer und Dränger in Literatur und Kunst auf Nietzsche schwören? Größere Gegensätze aber lassen sich nicht denken: Nietzsche, der trotz aller Begeisterung für Kraft und Macht neurasthenische, weiche, ästhetische Stimmungsmensch, der mit seinem Immoralismus sich zum Übermenschen hinaufzuschrauben suchte, und Bismarck, dieser geborene Herrenmensch, der nicht bloß den Willen zur Macht, sondern auch die Macht zum Wollen und zur Tat und zugleich das tiefe sittliche Gefühl der Pflicht und der Verantwortung besaß! Nietzsche, in dem der Künstler, der phantastische Dichter immer wieder das logische und philosophische Denken zurückdrängt, und Bismarck, dessen ganze Persönlichkeit in den Naturtiefen ihres Seins darum so machtvoll ist, weil die Geisteskräfte, Verstand und Gemüt, Urteil und Phantasie und Wille, eine so geniale Ausgeglichenheit verraten! Nietzsche, ein Meister des glänzenden Schlagwortes und der prunkenden Phrase, und Bismarck, der auch darin so echt deutsch war, daß er alles Gemachte haßte und nur das Echte, Schlichte, Aufrichtige liebte.

Nein! Nicht Nietzsche soll unser Führer sein mit seinen geistvollen Aphorismen, die als Irrlichter uns in den Sumpf des weichlichen Selbstgenusses locken, sondern Bismarck in seiner freien deutschen, hoheitsvollen Männlichkeit, in seinem Weitblick, seiner Klarheit und Wahrheit.

In der Zeit der Ernte, wo in Norddeutschland der Weizen geschnitten wird, da sank unter der unentrinnbaren Sichel des Mähers Tod auch diese volle, reife Menschenähre dahin. Vier Jahre sind ver-

flossen seit Bismarcks Tode. Uns will es wohl scheinen, als sei er schon lange, lange von uns geschieden, denn unsere Zeit lebt rasch, und die Sehnsucht und Trauer verdoppeln die Zeit des Verlustes.

Wo hoch des Sachsenwaldes Wipfel ragen,
Da steht ein Grabmal schlicht aus Stein und Erz;
Von Freundeshand hinausgetragen,
Schläft dort ein deutscher Mann — ein deutsches Herz,
Leis rauscht es um des Quaderbaues Mauern
Wie Schwerterklang aus Deutschlands großer Zeit,
Und wie der Sonnenglanz aus Wolkenschauern
Umflammt das Grabmal die Unsterblichkeit.

Wir aber wollen sein Gedächtnis und sein Vermächtnis heilig halten, und wir wollen des zum äußeren Zeichen auch auf unseren Bergen hier die Flammenbrände der Bismarcksäule lodern lassen, auf daß sie leuchten weit ins Land hinein und zum Himmel empor.

IX.

Schiller.*)

(Insbesondere das Heroische in seiner Persönlichkeit und in seiner Dichtung.)

---

1. Was ist uns Schiller noch heute?

Das wahrhaft Klassische muß in ewiger Jugend blühen, oder es hört auf, klassisch zu sein. Man hat das Hellenentum als eine überwundene Kulturmacht verdrängen wollen, und es erweist sich immer wieder als eine überwindende, die Geister bannende und zugleich innerlich befreiende Macht; die toten Symbole, zu denen man ihre Ideen in Mythologie und Dichtung stempeln wollte, beweisen immer noch ihre unverwüstliche Lebenskraft, weil sie in individueller Form das Allgemein-Menschliche, d. h. das Ewige ausprägen. Und auch unsere deutschen Klassiker, die schon hundertmal von heiß stürmender Jugend totgeschlagen oder wenigstens totgesagt wurden, haben immer noch diese Jugend selbst überlebt, und aus frühreifen Schillerhassern werden auch heute immer noch reife Männer voll inniger Schillerverehrung. Und so wird auch dies Jahr mit seiner Jahrhundertfeier den glänzenden Beweis liefern, daß Schiller, den man 1805 ins

*) An Literatur, der ich mich in den folgenden — zum Teil gekürzten — Vorträgen besonders verpflichtet fühle, verzeichne ich: K. H. v. Stein, Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker (Leipzig, Reclam); Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß (Reclam); Karl Weitbrecht, Schiller und die deutsche Gegenwart (Stuttgart, Bong 1901); Fritz Jonas, Schillers Seelenadel (Berlin, Mittler & Sohn); Kühnemann, Einl. zu Schillers philosophischen Schriften und Gedichten (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung); Johannes Volkelt, Ästhetik des Tragischen.

Grab senkte, auch 1905 noch nicht tot und überwunden ist, sondern eine lebendig fortwirkende und die Geister überwindende Macht in der Gegenwart bedeutet. Soll ich Schiller mit einem kurzen Schlagworte kennzeichnen, so drängt sich mir immer das Wort „heroisch" auf die Lippen. Er war ein Heros im Reich der Geister, ein Heros in der Tat und im Leiden.

Leben, Denken und Dichten finden in dem Heroismus ihren gemeinsamen Grundcharakter; wir spüren überall den echten Helden, der mit dem Schicksal ringt, bis er es niederzwingt. Daher ist er der geborene Dramatiker, der Tragiker, der nur wenige seinesgleichen hat. Aber wir spüren auch überall in seinem Leben, wie in seinen Schriften, die der Widerhall seiner geistigen und sittlichen Fortentwicklung sind, den mit sich selber ringenden und das eigene Ich bezwingenden, heroischen Charakter.

Der Zug zum Großartigen, ja zum Übertriebenen ist früh bei Schiller vorherrschend; erst allmählich klärte sich auch dieser leidenschaftlich gärende Most; nicht vom Anfang an spiegelte sich in einem reinen kristallhellen Gemüte die ewige Welt, sondern die gigantische Persönlichkeit entfaltete sich erst aus langem, gewaltigem Kampfe, der ihn die gemeine Wirklichkeit und das eigene Herz bezwingen ließ.

Die Knechtung, der er als Jüngling unterworfen ward, erzeugte in seiner starken Seele unüberwindlichen Freiheitsdrang; ja dieser sollte sich bei ihm zum wahren Heroismus steigern. „Acht Jahre", schreibt Schiller selbst, „rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe." Sein erstes Drama war der Protest des ungestümen Freiheitsdranges wider den Zwang, und es bedeutete in Wahrheit Heroismus diese Auflehnung gegen den Wohltäter, der ihn immer wieder in Ketten schlug. In Karl Moor ist der Heroismus gleichsam Person geworden: mit der Schwärmerei und Phantastik, aber auch mit der Rücksichtslosigkeit und Gewalttat, mit der er die ekle Welt aus den Angeln heben möchte; neben ihm steht Franz, der heroische Bösewicht, der Verfechter des krassen Materialismus und der schnödesten Weltverachtung, die nur eins erstrebt, den zügellosen Genuß, die unbeschränkte Macht des eigenen Ichs.

Heroisch war der Entschluß des jungen Dichters zur Flucht, wenn sie auch Vaterland und Vaterhaus kostete, und mit heroischem

Mute behauptete er sich selbst in dem unstäten Wanderleben der nächsten Jahre, allezeit seinen Idealen getreu bleibend und sich immer mehr klärend. In tyrannos waren die ersten drei Jugenddramen gerichtet. Im „Don Karlos“ nimmt der Freiheitsdrang eine ideelle Färbung an, und das Studium der Geschichte, der Philosophie, der Antike läuterte und reifte den Charakter und den Künstler in Schiller. „Wenn es auch noch so sehr in des Dichters Busen stürmt — heißt es in der Rezension über Bürger —, so muß doch Sonnenklarheit seine Stirn umfließen; sein erstes und wichtigstes Geschäft ist, seine Individualität, so sehr als möglich, zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern.“ — —

Wer Schillers Leben und Dichten überschaut, der muß finden, daß das mannhafte Ringen der Persönlichkeit um die höchsten Ziele ebenso wie das Ringen der Kräfte in seinen Dramen anschaulicher und dramatisch lebendiger als bei Goethe ist, und daher sollte man denken, daß sein heroisches Wesen und sein an inneren und äußeren Krisen reiches Werden viel leichter der doch gewiß kampfesfrohen und von Problemen durchschüttelten Gegenwart nahe zu bringen sei. In den Schulen begleitet Schiller die Knaben und die Mädchen von den unteren bis zu den oberen Stufen, von dem Lied „der Schütz“ bis zu „Wallenstein“ hinauf; aber freilich, wenn man die zahllosen kommentierten Schulausgaben sich ansieht, kann man darauf schließen, daß Schiller wie kein zweiter deutscher Schulschriftsteller mißhandelt und auf diese Weise sicherlich vielen Knaben und Mädchen für immer verleidet wird. Es gilt eben wie von jedem Stande so auch vom Lehrerstande: Viele sind berufen, aber wenige sind auserkoren. — Doch gerade in der Seelen- und Herzensbildung sind Mißgriffe um so empfindlicher.

Aber wenn man heute über manches Morsche in unserer Jugendbildung und über die Zunahme sittlicher Verderbnis unter der Jugend klagt, welches Dichters Macht und Kraft dürfte wohl in geschickter Deutung tiefer die jungen Herzen und Gewissen aufrütteln und zum Sittlichen hinlenken helfen, als Schillers Ideenmacht und Sprachgewalt?

Schiller lebt ferner auch im deutschen Hause noch fort, vielleicht dort noch am lebendigsten, wo er in Einsamkeit neben Bibel und Gesangbuch thront; denn im Reiche der sogenannten Gebildeten pflegt für Schiller und Goethe wenig Zeit zu sein, wenn sie nicht

überhaupt schon als überwunden gelten, wie wohl besonders bei der blasierten studierenden Jugend, die, des Schillerschen Bannes frei, sich zu Nietzsche wendet. Aber auch die Literaturbewegung unserer Tage ist spröde diesem Genius gegenüber; einerseits gibt mancher übereifrige Goethe-Verehrer Schiller nicht, was Schillers ist; man verwirft sein „verstiegenes Pathos“, seine Sucht nach Reflexion, seine Rhetorik, oder man will überhaupt von einem Zusammenhange des Ästhetischen und Ethischen, von Erhebung und Erwärmung durch die Dichtkunst, nichts mehr wissen; man will nackte Tatsachen des äußeren und des inneren Lebens und verfällt dabei entweder in Elendspoesie oder in überreizte Seelenanalysen. Man dünkt sich heute Übermensch genug, um über Schiller mitleidig zu lächeln. Aber dies spöttisch-mitleidige Lächeln verwandelte sich gottlob schon bei nicht wenigen unserer jungen Stürmer und Dränger in eitel Verehrung und Bewunderung. So ist es in einem Wiener Blatte köstlich zu lesen, wie einen unserer Modernsten und Tüchtigsten die neue Cottasche Jubiläumsausgabe der Gedichte Schillers zu einer Rettung des Lyrikers veranlaßte: „Der erste Eindruck nach flüchtiger Durchsicht ist der, daß uns unsere besten alten Bekannten mit wenigen Ausnahmen bitter enttäuschen. Da ist der „Handschuh“, das Entzücken des Tertianers von einst: er wirkt wie eine Parodie. Da ist der „Gang zum Eisenhammer“. Man ist versucht, ihn im Tone der Bänkelsänger zu einer Guitarre (Wedekind ist der Meister dieses pikanten Atavismus), vorzuklagen. „Der Ring des Polykrates“, „Die Bürgschaft“, von unfreiwilliger Komik nicht frei, in ihrer Langatmigkeit durchaus nicht überzeugend. Man erkennt peinlich berührt den bewußten Artisten, der ohne innere Notwendigkeit schafft. Können diese Gedichte wirklich noch als Bereicherung unserer Literatur gelten? Die großen „griechischen“ Stücke: man holt tief Atem. Mythologische Fleißaufgaben. Die „Künstler“! Ein Ungetüm, das in schweren Windungen sich nicht von der Stelle zu rühren vermag . . . . . Aber ebenso rasch wie das Verwerfen, stellt sich Entzücken, lauteres Entzücken ein. Die „Gruppe aus dem Tartarus“ (in den Anhang verwiesen!) mächtig, wundervoll, mit zwei Schlußzeilen, wie sie nur dichterische Ekstase — das gelobte „Trans“ — reift. „Der Abend“: in seiner griechischen Klarheit beseligend. Die „Glocke“: ewig jung und aller Biedermeiereien ungeachtet das innerste Herz rührend, glänzend vorgetragen, gewiß als

eine der gewaltigsten Schöpfungen Schillers alle Hörer einfach niederzwingend. Der „Taucher": grandios, von einem Wohllaut, einer Disziplin der Mittel, die den „Techniker" beglückt und den naiven Genießer wie eine köstliche saftige Frucht erfrischt. Das „Mädchen aus der Fremde": von einer melodischen Lieblichkeit, einer jungfräulichen Anmut, die ehrfürchtig stimmt. Der „Tanz", der „Spaziergang", der „Genius", die „Geschlechter": kostbare, Kenner und reife Laien gleicherweise fesselnde, erlesenen Ziergefäßen vergleichbare Meisterstücke. Der „Besuch": flüssiges Silber, ein schlanker Bogen voll graziöser Schnitzerei. „Pompeji und Herkulanum": von einer Prägnanz und schwebenden Sicherheit wie eine antike Kleinplastik. „Pegasus im Joche": ein Kabinettstück, anmutig, geistreich, elegant, plötzlich aber unaufhaltsam emporwachsend wie eine Feuergarbe. „Klage der Ceres", melodisch, weich, von einer unbeschreiblichen Frühlingsgüte und Lebenshoffnung. „Das Ideal und das Leben": eines der prachtvollsten Gedichte deutscher Zunge, ehern in seinem aus tiefster Seele rauschenden Stolze und von Schönheit strahlend wie Phöbus. Also einer unserer „Modernen"! Es ist eben die alte Sache: der Idealismus ist nicht zu überwinden; er überwindet immer wieder die Geister. Auch heute noch ist ein Dichter ohne Ideal ein kraftloser Mann. Nur erworben und errungen in heißer Arbeit, auch in schwerem Mühen mit sich selbst, will freilich ein jedes Ideal werden, wenn Leben und Dichten darnach gestaltet werden sollen. Denn wo es nicht befreiende, aufwärts reißende und verklärende Tat wird, da ist es auch nur schöner Schein und Trug, nur Illusion und Seifenblase.

In Schiller lebt und webt als treibende Kraft das Ideal, vor allem das der Freiheit, das des freien Menschentums voll Wahrheit und Schönheit. Darum kann man — denke ich — mit vollem Rechte fragen: Sollte nicht vielen Modernen, die am Kleinen und Unbedeutenden haften, Schillers großzügige Behandlung der großen Gegenstände der Menschheit, vielen, denen das Milieu und die nackte Tatsächlichkeit alles bedeutet, Schillers Darstellung erhabener Seelenvorgänge voll starken Wollens und heftigen Kämpfens eine Leuchte zu echter Kunst sein können? Sollte nicht vielen, die nur Vererbung und Determination und Ohnmacht und Willenlosigkeit ihrer sogenannten „Helden" kennen, Schillers grandiose Tragik, die auf dem Kampfe zwischen Naturgesetz und höchstem Tatenstreben, zwischen eherner Notwendigkeit und gigantischem Menschen-

willen beruht, sollte nicht vielen, die im Staube der Nüchternheit, ohne Begeisterung mit sachlichster Nüchternheit das Leben abschreiben, Schillers Adlerflug und rednerischer Schwung und ideale Leidenschaft ein Wegweiser zur Umkehr, ein Vorbild zur künstlerischen Weisheit werden können?

Goethe und Schiller leben und weben in dem Glauben, ein großer Dichter müsse auch ein geistig und sittlich großer, in freier Selbstbestimmung sich zum Höchsten emporringender Mensch sein, ja, er sei der Mensch schlechthin. Das ist aber nicht der Übermensch unserer Tage, der jenseits von gut und böse nur dem Eigenwillen des Größenwahns frönt. Reiht doch Nietzsche selbst, der Prophet des Immoralismus, den von Kantischem Pflichtbewußtsein erfüllten Dichter in die verstoßene Schar der „Unmöglichen", als „Moraltrompeter von Säkkingen". Und sind nicht Weichlinge diese verzärtelten Dekadenten, die von Naturalismus in Mystizismus umschlagen, gegenüber der hohen Herrenart freien, großen und ewigen Menschentums, wie es Schiller verkörpert, als Persönlichkeit wie als Dichter?

Und glaubt ein Urteilsfähiger heutigen Tages wirklich, Schiller sei als Dramatiker von Sudermann, Dreyer, Hauptmann, Halbe, Otto Ernst überwunden? „Leben" deren Gestalten schon im Volke, und werden sie jemals die eines Wallenstein und Tell und einer Maria usw. ersetzen? „Lebt" etwas in uns fort, wenn wir ein Stück von jenen gesehen haben? Wissen wir nach Wochen noch ein bedeutsames Wort, einen fein geprägten Gedanken? Ich glaube, kaum! Welche Fülle aber von Sinnsprüchen aus Schillers Dramen umschwebt uns alle Tage, ja, wie mancher ist uns Leitstern in schwerer Stunde! Und dazu befähigt den Dichter eben dasselbe wie bei Goethe: die Einheitlichkeit seiner Dichtung und seines Lebens. Dieses wie jene durchdrangen leuchtende Gesichtspunkte, helle, hohe Ideen. Und sollen diese nicht fähig sein, heute noch, uns ganz anders zu fassen als die Blicke in Elend und Verworfenheit, wie es uns die Modernen so vielfach darbieten, oder in die nervöse Überreiztheit und eitle Selbstbespiegelung, wie sie trotz vielfacher, gesunder Ansätze noch heute Mode ist? Auch Schiller kann ein Befreier sein für den, der sich ihm hingibt, kraft jener „Naturtiefen einer großen Dichterpersönlichkeit". Das Großzügige in Männlichkeit, Gewissenszucht und Ideenreichtum und der

Enthusiasmus für alles dieses machen sein erstes Wesen aus: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.“ Es ist eitel Torheit, ihn der begeisterungsfrohen Jugend allein überlassen zu wollen; wohl aber geht eine Kraft jener Jugend, die „nie entfliegt“, von ihm aus, und an seiner sittlichen Hoheit und Größe kann jeder noch so selbstbewußte Mann sich erbauen und aufrichten. Und vor allem: in jenem Kampfe wider den niedrigen Krämergeist, wider Materialismus und Amerikanismus liefert niemand schneidigere Waffen als der schwungvolle, „pathetische“ Schiller.

Andererseits ist heute mehr als je die Frage lebendig, ob man durch Kunst den Menschen moralisch bessern könne; Kunsterziehung ist das Schlagwort. Wer aber war von der inneren Einheit des Poetischen und Sittlichen mehr durchdrungen als Schiller?

Ihm ist der Dichter der wahre und eigentliche Mensch, von dem für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten sei, der Erzieher also, der Förderer, der neue Werte spendet, neue Einblicke in die Tiefen des Lebens gewährt. Ihm, dem willensstarken Manne, der den Menschen als „das Wesen, das will“, bestimmt, ist die Einwirkung von Gefühl und Anschauung auf den Willen unzweifelhaft. Die Verinnerlichung und Vertiefung des Gemütslebens, wie sie durch die echte, große Kunst erzielt werden, müssen den ganzen Menschen, also auch seine Willensrichtung beeinflussen.

Schiller kann uns als Erzieher zu allem Hohen dienen in seiner Dichtung, in seiner Theorie, aber nicht minder in seinem Leben. Und was sucht unsere Zeit mehr als willensstarke Persönlichkeiten, wie Schiller eine war? Und so ist denn auch tatsächlich auf eine Rückkehr zu Schiller aus mannigfachen Anzeichen zu schließen. Wir leben ja in einer Zeit, wo der Deutsche sich nicht mehr hinter den Ofen verkriechen darf, die Zipfelmütze sich übers Ohr ziehend, wo er nur Kirchturmpolitik treiben und die Welt von der Froschperspektive aus betrachten darf. Unser politischer und geistiger Horizont hat sich gewaltig erweitert, die Grenzen der Weltteile und Ozeane verschwinden immer mehr; der Deutsche muß großzügig, weitsichtig und tiefschauend sein, in kleinem Kreise wie im Reiche der Weltpolitik. Sollte nicht auch dafür aus Schillers Werken etwas zu gewinnen sein, der von seinem kleinen Weimar aus, in einer politisch erbärmlichen Zeit, seine Kreise über ganz Europa spannte und uns

mit nachfühlendem, genialem Verständnis mit derselben Sicherheit nach Madrid und Moskau wie nach England, Frankreich und nach Italien und in die Schweiz führt. Er leuchtet den Königen und Kanzlern wie den Armen und Bedrückten ins Herz; überall weist er hohe Probleme auf und entwickelt erhabene Gedanken.

Schiller war eine große sittliche und dichterische Persönlichkeit — die geborene Herrennatur — er hat die hohen sittlichen und ästhetischen Aufgaben der Kultur mit scharfem und weitem Blick erfaßt, er hat das Tragische in seinen Höhen und in seinen Tiefen mit erhabenster und erhebendster Kunst dargestellt, er bildet in Auffassung und Darstellung des Lebens die wunderbarste harmonische Ergänzung zu Goethe.

---

2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit.

Schillers dichterische Persönlichkeit wirkt nicht nur als rein ästhetische Größe, sondern vor allem als sittliche Willensenergie. Diese zieht uns in ihren Bann, auch wenn wir einmal vom Standpunkte des Schönen Bedenken hegen und Einwände erheben hinsichtlich der Naturwahrheit und -echtheit. Eine herzerhebende und willenstählende Kraft geht von seinen Dichtungen aus, und so erklärt es sich, daß der gedankenreichste Dichter auch zugleich der volkstümlichste geworden ist, und es ist kein Wunder daher, daß schon mancher starke Mann im Kampfe des Lebens oder auch auf dem Siechenbette Kraft und Stärke oder Linderung der Leiden und holde Vergessenheit durch seine Gedichte gewann. Das Ethos und das Pathos geben seiner dichterischen Persönlichkeit den Stempel. Er ist der *μεγαλοπρεπής*, um im Sinne der Griechen zu reden, der prachtliebende, erhabene, wie Pindar unter den griechischen Lyrikern; Schwung und Kraft und Fülle zieren seine Rede. Aber sie führten in der Jugend auch zu Überschwang und zu rhetorischem Beiwerk, so daß er seine Gedanken und Gefühle ins Kolossale steigerte. Doch auch im Maßhalten bleibt sein Sinnen auf das Hohe und Großartige, auf das Heroische in der Menschenseele gerichtet. Er selbst spricht in seinen Briefen von dem „unglücklichen Hang zu vergrößern, so daß oft geringe Veranlassungen seine Hoffnungen schwindelnd fortrissen, daß oft der kleinste Umstand ihm ein

Samenkorn von etwas Unendlichem werde". Schiller empfindet sehr wohl, daß hierin die Wurzel alles Dichterischen liegt, in der Hingabe an das Objekt, in der lebhaften Sympathie oder in dem Hasse, der sittlichen Empörung, also in dem erregten Gefühl, das sich seines Gegenstandes bemeistert; aber dies Gefühl reißt ihn in heißer Jugend von dem Boden der Wirklichkeit in das luftige Reich der Phantasie hinweg, so daß die Gedanken vom Endlichen ins Unendliche schweifen, und er wird exzentrisch, wie die Entzückungen und Melancholien an Laura beweisen. Denn es sind vor allem Ideen, die seine dichterische Phantasie entzünden, und unter ihnen wieder keine im höheren Grade als die Idee der Freiheit; diese nahm aber eine andere Gestalt an, je mehr er sich fortentwickelte; „in seiner Jugend" — sagt Goethe — „war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle."

Aber was Goethe an seinem Freunde vor allem rühmt, das ist der so seltene Ernst, den er in allen seinen Werken bekundete, das ist die Hoheit der Ideen überhaupt.

> Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
> Mit dem Stoff sich zu vermählen,
> Tatenvoll der Genius entbrennt,
> Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
> Und beharrlich ringend unterwerfe
> Der Gedanke sich das Element.

Nicht die Anschauung und die Erfahrung, nicht die Natur und das eigene Leben wecken in ihm den dichterischen Funken, sondern die Reflexion; so kann man in ihm den Philosophen und den Poeten nimmer trennen.

Wer sich heutigen Tages in die älteren Gedichte Schillers versenkt, dem ist es wohl, als blicke er in eine heroische Landschaft alten Stiles, wie sie in der Malerei des 17. Jahrhunderts geliebt wurde; ich denke z. B. an die des Nikolas Poussin — da begegnet uns eine majestätische Linienführung von ernstester Feiertagsstimmung, eine Welt, die von allem Kleinen und Dürftigen befreit ist; das Hochbedeutende überwiegt; die großen, edlen Bergzüge, die gewaltigen Bäume und kristallenen Seen verbinden sich mit einfachen antiken Gebäuden oder Gruppen von antiken Menschen und Göttern zu Kompositionen von klassischem Schwung; oft durchbeben noch Sturmwind und Gewitter die Eichwälder, Gebirge und Ruinen. So schwungvoll

und grotesk zugleich, so herb und feierlich, so kühn in der Linienführung der Sprache, der Satzbildung, der Bilder und Vergleiche muten uns Gedichte wie „Gruppe aus dem Tartarus“, die „Größe der Welt“, „An die Freude“ oder gar „Die Künstler“ an. — Die Phantasie kann sich nicht genug tun in immer neuen und immer kühneren Metaphern, die dem Abstrakten die sinnliche Farbe der Anschauung verleihen.

Die Bibel, Milton und Klopstock scheinen dem Dichter die Flügel der Begeisterung geliehen zu haben, aber vieles wird bei dem Zuge ins Großartige auch ins Unklare und Unverständliche und Unschöne verzerrt. Wie grotesk wird in der „Resignation“ die Ewigkeit genannt „der Riesenschatten unserer eigenen Schrecken im hohlen Spiegel der Gewissensangst“, und wie drängen, ja überstürzen sich die Ideen, wenn sie weiter gemalt wird als

> Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
> Die Mumie der Zeit,
> Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
> Behausungen des Grabes hingehalten —
> Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ zeigt die innere Zerrissenheit und Unbefriedigtheit des Dichters, der in der kalten rationalistischen Gottesanschauung das vermißt, was das Altertum hatte: den warmen Gottesglauben, der die ganze Natur in Schönheit und Seele tauchte, alles Herbe, ja selbst den Tod verklärte und mit dichterischer Hülle lieblich die Wahrheit umwand. Es ist ein Gedicht, das jenes uralte Recht der Phantasie und des Gemütes im Gegensatze zu der Nüchternheit des Verstandes verherrlichte, und das zugleich selbst mit einem Adel der Form die Gedanken zum Ausdruck bringt, wie ihn vordem Schiller noch nicht erreicht hatte. Der Gedanke wird Stimmung, wird ganz Sehnsucht:

> Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
> Holdes Blütenalter der Natur!
> Ach, nur in dem Feenland der Lieder
> Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Die Natur ist entgöttert, alle Farben, alle Töne nahmen die Götter hinweg. Eine heroisch tragische Auffassung von der Vergänglichkeit gerade des Schönsten und Edelsten auf der Erde spricht sich in den Worten aus:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn —

ein Gedanke, der später in der „Nänie" wiederkehrt:

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die verlorene Harmonie, die mit dem Griechenglauben dahinschwand, kann nur der Künstler wiederherstellen; mit ihm beginnt die „seelenbildende Natur" und schließt „die vollendete Natur". Schönheit und Wahrheit sollen sich eng umschlingen, und nur durch das Morgentor der Schönheit treten wir in das Reich der Wahrheit ein. Das ist Schillers dichterischer Glaubenssatz. — Und seine reiche Gedankenlyrik zeigt uns als Tat, was er gedankenhaft in dem Gedichte „Die Künstler" in schweren Ideengängen mühsam zur Darstellung zu bringen suchte. Die elegische Sehnsucht einer heroisch gestimmten Mannesseele nach Überwindung jenes Widerstreites, der zwischen Ideal und Wirklichkeit herrscht, erfüllt alle die Gedichte wie „Sehnsucht", „Der Pilgrim", „Des Mädchens Klage", „Der Jüngling am Bache". Das sind Schöpfungen nicht des Kopfes allein, sondern auch innerste Herzensbekenntnisse; ja es zeigt sich gerade bei Schiller, daß die tiefsten Gedanken aus dem Herzen stammen: das gibt ihnen die Blutwärme; der Kopf aber leiht ihnen die Großzügigkeit und Schärfe, und die Phantasie senkt sie in lebendige Anschaulichkeit und Bildlichkeit. „Das Ideal und das Leben" zieht wie eine gewaltige Symphonie an uns vorüber, mit dem Schwung der Begeisterung, mit der Tiefe der Gedanken: Um Schönheit und Wahrheit ringt der geistig belebte und zum Schaffen rege Mensch, aber jener innere Zwiespalt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist schwer zu lösen; ja „die bange Wahl" stillt, ob wir so oder so uns entscheiden, doch das Sehnen nicht. In den Idealgestalten der griechischen Mythenwelt war die Harmonie verkörpert; wir können nur darnach ringen, wir können nur zeitweise, im Genusse und im Gestalten des Schönen — wenn der Genius das Tote bildend beseelt —, diese göttliche Einheit gewinnen, oder, indem der Gedanke sich die sittliche Freiheit erkämpft, im Handeln:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!
In den heitern Regionen,

Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr . . . .

Erlebt ist am eigenen Leben und Weben des Innern „Die Macht des Gesanges": wie er mit hinreißender, schier elementarer Gewalt dem Innersten entströmt, über alle irdische Bedrängnis erhebt und zur Wahrheit der Natur zurückführt. Erlebt ist die Parabel „Pegasus im Joche" von einem Dichter, den die Verhältnisse nicht emporhoben, sondern immer wieder an die Scholle nüchternen Bedürfnisses fesselten; erlebt ist vor allem das Gedicht: „Die Ideale". Es ist eine herzbrechende Elegie, die einem gebrochenen, weil unbefriedigten Herzen sich entringt. „Die Ideale sind zerronnen!" Die holden Begleiterinnen der Jugend sind entschwunden: „der süße Glaube an Wesen, die der Traum gebar", die verklärende und beseelende Liebe zur Natur, die Zuversicht, Herrliches zu leisten und zu bilden, die Liebe, das Glück, der Ruhm, die Wahrheit. Von dem rauschenden Geleite blieben tröstend nur zwei Gestalten bei dem Resignierten zurück: die Freundschaft und die Arbeit, die Beschäftigung, die nie ermattet,

Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht. —

Unablässig hat Schiller auch in seiner Lyrik sich zu vervollkommnen gewußt, unablässig über Wert und Wesen der Dichtkunst nachgedacht und sie verherrlicht. Sie ist ihm der holde Genius, den die gütige Gottheit dem Menschen in die Sterblichkeit mitgegeben hat, daß er ihm die Idealwelt erschließe und offen halte und ihn zu immer höherer Vervollkommnung führe, hinweg von der Eitelkeit und Nichtigkeit des gewöhnlichen Lebens und empor zur Betätigung der Geisteswürde und der geistigen Freiheit.

Ohne die Leier im festlichen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl. —

Der Dichter steht in des größeren Herren Pflicht, er gehorcht der „gebietenden Stunde". Der lebenzündende Augenblick ist der mächtige Herrscher, dem er dient; aber solch Glück fällt aus der Götter Schoß herab —

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,

Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimeste Saat.

Sein Lied wirkt erfreuend; er ist ein Bringer der Lust; — „er breitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben.“ Er ist schöpferisch, wie Hephaistos „mit göttlicher Kunde“ das Weltall und das Erdenleben der Menschen nach den verschiedenen Richtungen auf seinem Schilde bildete: „So drückt er ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.“ Aber nicht bloß zu vorübergehendem, ästhetischen Genusse, sondern auch zu göttlich erhabener Lehre, zur Weckung tiefverborgener Gefühle, zur Begeisterung, sittlichen Erhebung, zur Andacht. Der Dichter erlöst von dem Schmerz des gemeinen Lebens und leitet zur Wonne und Erhabenheit des geistigen Lebens; er rettet aus dem disharmonischen Treiben der Welt in die Harmonie des sich selbst wiedergegebenen Gemütes.

So war für Schiller selbst die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Tröſterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Flieht aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! . . . . .
Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken.

Ungemein charakteristisch ist das Gedicht „Der Tanz“. Es zeigt uns im Kleinen die Ästhetik Schillers eng verbunden mit der Ethik. Seine ganze dichterische Persönlichkeit wurzelt in dem Gedanken von der Einheit dieser beiden Begriffe. Und worauf gründet er diese Einheit? Auf das Gesetz der Schönheit und des Maßes. Das relativ Vollkommene erreicht der Mensch nur durch Versöhnung von Gegensätzen. Auch im Tanz stehen die Notwendigkeit der Naturgesetze und die Freiheit des Menschen, der Regel stilles Gesetz und der Verwandlungen Spiel, des Rhythmus goldner Zügel und die brausende Lust einander gegenüber, und so wird der Tanz und mit ihm die Kunst überhaupt zum Sinnbilde des Schönen, des Harmonischen; und wie in der Kunst „des Wohllauts mächtige Gottheit“ (die Harmonie) das Maß gibt, so auch im ganzen Weltenall, wo die leuchtenden

Sonnen in kühn geschwungenen Bahnen sich durch den ewigen Raum in lustigem Tanze schwingen.

> Das du im Spiele doch ehrst, fliehst
> Du im Handeln, das Maß!

So leitet das Schöne hinüber zum Sittlichen; die Freiheit, die Selbstbestimmung, im Einklange mit der Notwendigkeit, dem Gesetz, das ist das Ideal, das ist die καλοκἀγαθία der Griechen, die Humanität unserer Klassiker. So hoch der Gedankenflug hier ist, so kühn ist auch im einzelnen der Ausdruck: „des Takts melodische Woge — säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib“, oder der Tanz wird gedeutet als „drehende Schöpfung“, und die versöhnten Gegensätze bezeichnet kurz die Zeile: „Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt“ anstatt: „Die Regel bleibt bestehen in all der schwankenden Bewegung“.

Wie Schiller in diesem Gedichte die Einheit des Makrokosmos und des Mikrokosmos, der Welt und des Menschen, in dem Maße, der Nemesis oder der Sophrosyne der Griechen, aufweist, so können wir auch an diesem Gedicht erkennen, wie in einem jeglichen Schillers mächtiger Geist sich spiegelt, ein Geist voll hoher Gedanken und kraftvoller Willensrichtungen. Nicht anders in den Balladen. Epischer Fluß und lyrischer Schwung und dramatische Lebendigkeit vereinen sich mit tiefem, sittlichen Ideengehalt. Denn auch wo der Mensch in seiner Schwachheit unterliegt, triumphiert der Adel der Menschennatur, das Pathos der Tat, das Heldentum des Willens. Ein Schicksal waltet, das keine blinde Naturgewalt ist, sondern selbst die Elemente oder die Tiere zu Trägern eines sittlichen Gedankens macht, das den Stolzen stürzt, den Frevler entlarvt, den Unschuldigen an Abgründen vorüberleitet und den Demütigen zu Ehren bringt. Die Liebe ist es, die sich noch stärker erweist als die Ruhmsucht, die nicht Gefahren scheut noch Tod; ja dieser ist Erlösung im Entsagen. Das Gefühl der Verantwortung, die Pflicht überwindet alle Hindernisse und gipfelt in der sich selbst bezwingenden Demut, vor der auch der Drache des Eigenwillens erliegt.

Am vollendetsten verschmelzen sich Anschauung und Betrachtung in dem „Liede von der Glocke“. Es trägt einen großzügigen Charakter. Der Wechsel und die Wandelbarkeit des Endlichen findet immer wieder Versöhnung in der Idee des Ewigen und Bleibenden. Was an Glück und Schmerz das Menschenleben umschließt, das pocht

an unser Herz in diesem Liede, aber in allem Wandel bleiben die Ideale: Arbeit, Liebe, Bürgerehre, Frömmigkeit und echt vaterländische Gesinnung. So ist das Gedicht zu einem Hohen Liede kernigen Deutschtums geworden. Es bezeichnet in seiner Art einen Höhepunkt in der deutschen Dichtung, ja in der Weltliteratur. Denn hier wird das Volkstümlich-Bürgerliche zum Allgemein-Menschlichen, und die Ideen- und Gefühlswelt, so echt deutsch sie ist, hebt sich empor in jenes Reich, wo die reinen Formen wohnen, jenseits von Volks- und Stammes- und Standesunterschieden.

Auch durch die kleinen poetischen Kunstwerke und Kunststücke, wie durch die Xenien, in denen die beiden Geistesheroen mit der Bosheit und dem Unverstand ihrer Zeitgenossen abrechneten, und durch die von epigrammatischer Schärfe und von Geistesblitzen funkelnden Votivtafeln geht ein großer Zug hindurch. Goethe schrieb voll Bewunderung: „Ihre Distichen sind außerordentlich schön und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“ Und wahrlich, in diesen fein geschliffenen Edelsteinen spiegelt sich so viel Lebensmut und Lebenstrost, daß der geistig Gerichtete immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt und in ihren milden Glanz sich versenkt. Ich brauche nur zu erinnern an die „Worte des Glaubens“, „Die Sprüche des Konfuzius“, „Die zwei Tugendwege“, „Die idealische Freiheit“, „Das Unwandelbare“. Und was nennt er „Das Höchste“?

> Suchst du das Höchste, das Größte?
> Die Pflanze kann es dich lehren.
> Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Die Pflanze entfaltet sich unbewußt nach dem ihr innewohnenden Naturgesetz, der Mensch soll in freiem Entschluß, in Selbstbestimmung sich zur Vollendung emporheben. — — —

Der Wille ist für Schiller die wichtigste Seelenkraft; der von Ideen bestimmte Wille ist das, was ihn an der Menschheit vor allem anzieht. Wie im einzelnen das wollende Menschenwesen sich darstellt, und zwar besonders das heroische, das auch bis zur Aufgabe des eigenen Lebens entschlossene Menschentum, das fesselt ihn, und darum

und grotesk zugleich, so herb und feierlich, so kühn in der Linienführung der Sprache, der Satzbildung, der Bilder und Vergleiche muten uns Gedichte wie „Gruppe aus dem Tartarus“, die „Größe der Welt“, „An die Freude“ oder gar „Die Künstler“ an. — Die Phantasie kann sich nicht genug tun in immer neuen und immer kühneren Metaphern, die dem Abstrakten die sinnliche Farbe der Anschauung verleihen.

Die Bibel, Milton und Klopstock scheinen dem Dichter die Flügel der Begeisterung geliehen zu haben, aber vieles wird bei dem Zuge ins Großartige auch ins Unklare und Unverständliche und Unschöne verzerrt. Wie grotesk wird in der „Resignation“ die Ewigkeit genannt „der Riesenschatten unserer eigenen Schrecken im hohlen Spiegel der Gewissensangst“, und wie drängen, ja überstürzen sich die Ideen, wenn sie weiter gemalt wird als

> Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
> Die Mumie der Zeit,
> Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
> Behausungen des Grabes hingehalten —
> Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ zeigt die innere Zerrissenheit und Unbefriedigtheit des Dichters, der in der kalten rationalistischen Gottesanschauung das vermißt, was das Altertum hatte: den warmen Gottesglauben, der die ganze Natur in Schönheit und Seele tauchte, alles Herbe, ja selbst den Tod verklärte und mit dichterischer Hülle lieblich die Wahrheit umwand. Es ist ein Gedicht, das jenes uralte Recht der Phantasie und des Gemütes im Gegensatze zu der Nüchternheit des Verstandes verherrlichte, und das zugleich selbst mit einem Adel der Form die Gedanken zum Ausdruck bringt, wie ihn vordem Schiller noch nicht erreicht hatte. Der Gedanke wird Stimmung, wird ganz Sehnsucht:

> Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
> Holdes Blütenalter der Natur!
> Ach, nur in dem Feenland der Lieder
> Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Die Natur ist entgöttert, alle Farben, alle Töne nahmen die Götter hinweg. Eine heroisch tragische Auffassung von der Vergänglichkeit gerade des Schönsten und Edelsten auf der Erde spricht sich in den Worten aus:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn —

ein Gedanke, der später in der „Nänie" wiederkehrt:

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die verlorene Harmonie, die mit dem Griechenglauben dahinschwand, kann nur der Künstler wiederherstellen; mit ihm beginnt die „seelenbildende Natur" und schließt „die vollendete Natur". Schönheit und Wahrheit sollen sich eng umschlingen, und nur durch das Morgentor der Schönheit treten wir in das Reich der Wahrheit ein. Das ist Schillers dichterischer Glaubenssatz. — Und seine reiche Gedankenlyrik zeigt uns als Tat, was er gedankenhaft in dem Gedichte „Die Künstler" in schweren Ideengängen mühsam zur Darstellung zu bringen suchte. Die elegische Sehnsucht einer heroisch gestimmten Mannesseele nach Überwindung jenes Widerstreites, der zwischen Ideal und Wirklichkeit herrscht, erfüllt alle die Gedichte wie „Sehnsucht", „Der Pilgrim", „Des Mädchens Klage", „Der Jüngling am Bache". Das sind Schöpfungen nicht des Kopfes allein, sondern auch innerste Herzensbekenntnisse; ja es zeigt sich gerade bei Schiller, daß die tiefsten Gedanken aus dem Herzen stammen: das gibt ihnen die Blutwärme; der Kopf aber leiht ihnen die Großzügigkeit und Schärfe, und die Phantasie senkt sie in lebendige Anschaulichkeit und Bildlichkeit. „Das Ideal und das Leben" zieht wie eine gewaltige Symphonie an uns vorüber, mit dem Schwung der Begeisterung, mit der Tiefe der Gedanken: Um Schönheit und Wahrheit ringt der geistig belebte und zum Schaffen rege Mensch, aber jener innere Zwiespalt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist schwer zu lösen; ja „die bange Wahl" stillt, ob wir so oder so uns entscheiden, doch das Sehnen nicht. In den Idealgestalten der griechischen Mythenwelt war die Harmonie verkörpert; wir können nur darnach ringen, wir können nur zeitweise, im Genusse und im Gestalten des Schönen — wenn der Genius das Tote bildend beseelt —, diese göttliche Einheit gewinnen, oder, indem der Gedanke sich die sittliche Freiheit erkämpft, im Handeln:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!
In den heitern Regionen,

und grotesk zugleich, so herb und feierlich, so kühn in der Linienführung der Sprache, der Satzbildung, der Bilder und Vergleiche muten uns Gedichte wie „Gruppe aus dem Tartarus“, die „Größe der Welt“, „An die Freude“ oder gar „Die Künstler“ an. — Die Phantasie kann sich nicht genug tun in immer neuen und immer kühneren Metaphern, die dem Abstrakten die sinnliche Farbe der Anschauung verleihen.

Die Bibel, Milton und Klopstock scheinen dem Dichter die Flügel der Begeisterung geliehen zu haben, aber vieles wird bei dem Zuge ins Großartige auch ins Unklare und Unverständliche und Unschöne verzerrt. Wie grotesk wird in der „Resignation“ die Ewigkeit genannt „der Riesenschatten unserer eigenen Schrecken im hohlen Spiegel der Gewissensangst“, und wie drängen, ja überstürzen sich die Ideen, wenn sie weiter gemalt wird als

> Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
> Die Mumie der Zeit,
> Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
> Behausungen des Grabes hingehalten —
> Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ zeigt die innere Zerrissenheit und Unbefriedigtheit des Dichters, der in der kalten rationalistischen Gottesanschauung das vermißt, was das Altertum hatte: den warmen Gottesglauben, der die ganze Natur in Schönheit und Seele tauchte, alles Herbe, ja selbst den Tod verklärte und mit dichterischer Hülle lieblich die Wahrheit umwand. Es ist ein Gedicht, das jenes uralte Recht der Phantasie und des Gemütes im Gegensatze zu der Nüchternheit des Verstandes verherrlichte, und das zugleich selbst mit einem Adel der Form die Gedanken zum Ausdruck bringt, wie ihn vordem Schiller noch nicht erreicht hatte. Der Gedanke wird Stimmung, wird ganz Sehnsucht:

> Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
> Holdes Blütenalter der Natur!
> Ach, nur in dem Feenland der Lieder
> Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Die Natur ist entgöttert, alle Farben-
Götter hinweg. Eine heroisch tragi
gänglichkeit gerade des Schönsten
sich in den Worten aus:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muß im Leben untergehn —

ein Gedanke, der später in der „Nänie“ wiederkehrt:

> Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
> Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die verlorene Harmonie, die mit dem Griechenglauben dahinschwand, kann nur der Künstler wiederherstellen; mit ihm beginnt die „seelenbildende Natur“ und schließt „die vollendete Natur“. Schönheit und Wahrheit sollen sich eng umschlingen, und nur durch das Morgentor der Schönheit treten wir in das Reich der Wahrheit ein. Das ist Schillers dichterischer Glaubenssatz. — Und seine reiche Gedankenlyrik zeigt uns als Tat, was er gedankenhaft in dem Gedichte „Die Künstler“ in schweren Ideengängen mühsam zur Darstellung zu bringen suchte. Die elegische Sehnsucht einer heroisch gestimmten Mannesseele nach Überwindung jenes Widerstreites, der zwischen Ideal und Wirklichkeit herrscht, erfüllt alle die Gedichte wie „Sehnsucht“, „Der Pilgrim“, „Des Mädchens Klage“, „Der Jüngling am Bache“. Das sind Schöpfungen nicht des Kopfes allein, sondern auch innerste Herzensbekenntnisse; ja es zeigt sich gerade bei Schiller, daß die tiefsten Gedanken aus dem Herzen stammen: das gibt ihnen die Blutwärme; der Kopf aber leiht ihnen die Großzügigkeit und Schärfe, und die Phantasie senkt sie in lebendige Anschaulichkeit und Bildlichkeit. „Das Ideal und das Leben“ zieht wie eine gewaltige Symphonie an uns vorüber, mit dem Schwung der Begeisterung, mit der Tiefe der Gedanken: Um Schönheit und Wahrheit ringt der geistig belebte und zum Schaffen rege Mensch, aber jener innere Zwiespalt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist schwer zu lösen; ja „die bange Wahl“ stillt, ob wir so oder so uns entscheiden, doch das Sehnen nicht. In den Idealgestalten der griechischen Mythenwelt war die Harmonie verkörpert; wir können nur darnach ringen, wir können nur zeitweise, im Genusse und im Gestalten des Schönen — wenn der Genius das [illegible]te bildend beseelt —, diese göttliche Einheit gewinnen, [illegible] Gedanke sich die sittliche Freiheit erkämpft, im [illegible]

> [illegible] Willen,
> [illegible]ron!

Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr . . . .

Erlebt ist am eigenen Leben und Weben des Innern „Die Macht des Gesanges“: wie er mit hinreißender, schier elementarer Gewalt dem Innersten entströmt, über alle irdische Bedrängnis erhebt und zur Wahrheit der Natur zurückführt. Erlebt ist die Parabel „Pegasus im Joche“ von einem Dichter, den die Verhältnisse nicht emporhoben, sondern immer wieder an die Scholle nüchternen Bedürfnisses fesselten; erlebt ist vor allem das Gedicht: „Die Ideale“. Es ist eine herzbrechende Elegie, die einem gebrochenen, weil unbefriedigten Herzen sich entringt. „Die Ideale sind zerronnen!“ Die holden Begleiterinnen der Jugend sind entschwunden: „der süße Glaube an Wesen, die der Traum gebar“, die verklärende und beseelende Liebe zur Natur, die Zuversicht, Herrliches zu leisten und zu bilden, die Liebe, das Glück, der Ruhm, die Wahrheit. Von dem rauschenden Geleite blieben tröstend nur zwei Gestalten bei dem Resignierten zurück: die Freundschaft und die Arbeit, die Beschäftigung, die nie ermattet,

Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht. —

Unablässig hat Schiller auch in seiner Lyrik sich zu vervollkommnen gewußt, unablässig über Wert und Wesen der Dichtkunst nachgedacht und sie verherrlicht. Sie ist ihm der holde Genius, den die gütige Gottheit dem Menschen in die Sterblichkeit mitgegeben hat, daß er ihm die Idealwelt erschließe und offen halte und ihn zu immer höherer Vervollkommnung führe, hinweg von der Eitelkeit und Nichtigkeit des gewöhnlichen Lebens und empor zur Betätigung der Geisteswürde und der geistigen Freiheit.

Ohne die Leier im festlichen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl. —

Der Dichter steht in des größeren Herren Pflicht, er gehorcht der „gebietenden Stunde“. Der lebenzündende Augenblick ist der mächtige Herrscher, dem er dient; aber solch Glück fällt aus der Götter Schoß herab —

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,

Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimeste Saat.

Sein Lied wirkt erfreuend; er ist ein Bringer der Lust; — „er
reitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben."
r ist schöpferisch, wie Hephaistos „mit göttlicher Kunde" das Weltall
nd das Erdenleben der Menschen nach den verschiedenen Richtungen
uf seinem Schilde bildete: „So drückt er ein Bild des unend-
chen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall." Aber
icht bloß zu vorübergehendem, ästhetischen Genusse, sondern auch zu
öttlich erhabener Lehre, zur Weckung tiefverborgener Gefühle, zur
egeisterung, sittlichen Erhebung, zur Andacht. Der Dichter erlöst
on dem Schmerz des gemeinen Lebens und leitet zur Wonne und
rhabenheit des geistigen Lebens; er rettet aus dem disharmonischen
reiben der Welt in die Harmonie des sich selbst wiedergegebenen
emütes.

So war für Schiller selbst die Dichtung eine ewige Quelle der
erjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den
Renschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Flieht aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! . . . . .
Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken.

Ungemein charakteristisch ist das Gedicht „Der Tanz". Es zeigt
ns im Kleinen die Ästhetik Schillers eng verbunden mit der Ethik.
Seine ganze dichterische Persönlichkeit wurzelt in dem Gedanken von
er Einheit dieser beiden Begriffe. Und worauf gründet er diese
inheit? Auf das Gesetz der Schönheit und des Maßes. Das
elativ Vollkommene erreicht der Mensch nur durch Versöhnung von
Gegensätzen. Auch im Tanz stehen die Notwendigkeit der Naturgesetze
nd die Freiheit des Menschen, der Regel stilles Gesetz und der Ver-
andlungen Spiel, des Rhythmus goldner Zügel und die brausende
ust einander gegenüber, und so wird der Tanz und mit ihm die
unst überhaupt zum Sinnbilde des Schönen, des Harmonischen; und
ie in der Kunst „des Wohllauts mächtige Gottheit" (die Harmonie)
as Maß gibt, so auch im ganzen Weltenall, wo die leuchtenden

Sonnen in kühn geschwungenen Bahnen sich durch den ewigen Raum in lustigem Tanze schwingen.

> Das du im Spiele doch ehrst, fliehst
> Du im Handeln, das Maß!

So leitet das Schöne hinüber zum Sittlichen; die Freiheit, die Selbstbestimmung, im Einklange mit der Notwendigkeit, dem Gesetz, das ist das Ideal, das ist die καλοκἀγαθία der Griechen, die Humanität unserer Klassiker. So hoch der Gedankenflug hier ist, so kühn ist auch im einzelnen der Ausdruck: „des Takts melodische Woge — säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib", oder der Tanz wird gedeutet als „drehende Schöpfung", und die versöhnten Gegensätze bezeichnet kurz die Zeile: „Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt" anstatt: „Die Regel bleibt bestehen in all der schwankenden Bewegung".

Wie Schiller in diesem Gedichte die Einheit des Makrokosmos und des Mikrokosmos, der Welt und des Menschen, in dem Maße, der Nemesis oder der Sophrosyne der Griechen, aufweist, so können wir auch an diesem Gedicht erkennen, wie in einem jeglichen Schillers mächtiger Geist sich spiegelt, ein Geist voll hoher Gedanken und kraftvoller Willensrichtungen. Nicht anders in den Balladen. Epischer Fluß und lyrischer Schwung und dramatische Lebendigkeit vereinen sich mit tiefem, sittlichen Ideengehalt. Denn auch wo der Mensch in seiner Schwachheit unterliegt, triumphiert der Adel der Menschennatur, das Pathos der Tat, das Heldentum des Willens. Ein Schicksal waltet, das keine blinde Naturgewalt ist, sondern selbst die Elemente oder die Tiere zu Trägern eines sittlichen Gedankens macht, das den Stolzen stürzt, den Frevler entlarvt, den Unschuldigen an Abgründen vorüberleitet und den Demütigen zu Ehren bringt. Die Liebe ist es, die sich noch stärker erweist als die Ruhmsucht, die nicht Gefahren scheut noch Tod; ja dieser ist Erlösung im Entsagen. Das Gefühl der Verantwortung, die Pflicht überwindet alle Hindernisse und gipfelt in der sich selbst bezwingenden Demut, vor der auch der Drache des Eigenwillens erliegt.

Am vollendetsten verschmelzen sich Anschauung und Betrachtung in dem „Liede von der Glocke". Es trägt einen großzügigen Charakter. Der Wechsel und die Wandelbarkeit des Endlichen findet immer wieder Versöhnung in der Idee des Ewigen und Bleibenden. Was an Glück und Schmerz das Menschenleben umschließt, das pocht

an unser Herz in diesem Liede, aber in allem Wandel bleiben die Ideale: Arbeit, Liebe, Bürgerehre, Frömmigkeit und echt vaterländische Gesinnung. So ist das Gedicht zu einem Hohen Liede kernigen Deutschtums geworden. Es bezeichnet in seiner Art einen Höhepunkt in der deutschen Dichtung, ja in der Weltliteratur. Denn hier wird das Volkstümlich-Bürgerliche zum Allgemein-Menschlichen, und die Ideen- und Gefühlswelt, so echt deutsch sie ist, hebt sich empor in jenes Reich, wo die reinen Formen wohnen, jenseits von Volks- und Stammes- und Standesunterschieden.

Auch durch die kleinen poetischen Kunstwerke und Kunststücke, wie durch die Xenien, in denen die beiden Geistesheroen mit der Bosheit und dem Unverstand ihrer Zeitgenossen abrechneten, und durch die von epigrammatischer Schärfe und von Geistesblitzen funkelnden Votivtafeln geht ein großer Zug hindurch. Goethe schrieb voll Bewunderung: „Ihre Distichen sind außerordentlich schön und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“ Und wahrlich, in diesen fein geschliffenen Edelsteinen spiegelt sich so viel Lebensmut und Lebenstrost, daß der geistig Gerichtete immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt und in ihren milden Glanz sich versenkt. Ich brauche nur zu erinnern an die „Worte des Glaubens“, „Die Sprüche des Konfuzius“, „Die zwei Tugendwege“, „Die idealische Freiheit“, „Das Unwandelbare“. Und was nennt er „Das Höchste“?

Suchst du das Höchste, das Größte?
Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Die Pflanze entfaltet sich unbewußt nach dem ihr innewohnenden Naturgesetz, der Mensch soll in freiem Entschluß, in Selbstbestimmung sich zur Vollendung emporheben. — — —

Der Wille ist für Schiller die wichtigste Seelenkraft; der von Ideen bestimmte Wille ist das, was ihn an der Menschheit vor allem anzieht. Wie im einzelnen das wollende Menschenwesen sich darstellt, und zwar besonders das heroische, das auch bis zur Aufgabe des eigenen Lebens entschlossene Menschentum, das fesselt ihn, und darum

ihn selbst mitreißen; wo er Trug und Verrat sinnt, wird er selbst betrogen und schnöde verraten. Das blinde Vertrauen auf die Sterne und auf den kalten, listigen Italiener Octavio stürzt ihn ins Verderben.

In weitausgesponnener Exposition bereitet sich die Tragödie des Helden vor; in sie hinein verwebt der Dichter die Max=Tragödie mit dem nur durch den Tod zu lösenden Konflikt: Gilt es Treue halten dem Kaiser oder dem bewunderten Feldherrn, dem Vater der Geliebten? Die Ahnung, die am Schlusse des „Lagers“ nur leise in des Zuschauers Seele auftaucht, nimmt am Ende der „Piccolomini“ deutliche Form an: Wallensteins Unterhändler mit den Schweden ist gefangen!

Eine der großartigsten deutschen Dichtungen ist „Wallensteins Tod“, von welcher Seite wir auch das Drama betrachten. Die Sprache ist von zwingender Gewalt und von hohem Adel, die Psychologie fein und reich: wie für das Böse der Boden durch äußere Verhältnisse (Untreue des Kaisers in Regensburg) und innere Vorgänge (ehrsüchtiges Verlangen nach der Krone Böhmens) bereitet wird, wie das Verbrechen immer mehr die hohe Seele umgarnt und wie die Saat endlich reift: das konnte wohl nur ein Dichter von so echt deutscher Gewissenhaftigkeit und so tiefem sittlichen Bewußtsein schaffen, wie eben Schiller es war. Wer mag dann noch fragen, ob der Wallenstein der Geschichte diesem Bilde entspricht? Aber es ergab sich: je tiefer die Forschung bohrt, desto mehr Wahrheit gewinnt dieses. Das tragische Problem von Freiheit und Notwendigkeit wird uns in voller Schärfe durch diese ergreifende Seelenmalerei enthüllt und die Wirkungen der Gegensätze, der Liebes= und der Ehrgeiz=Tragödie, zeugen, in Spiel und Gegenspiel verflochten, von sorgsamster Berechnung. Wer spürt da den langsamen Fortschritt der Handlung zur Höhe als etwas Schleppendes? Werden wir nicht immer in Atem gehalten? Wächst nicht Turm an Turm immer höher hinauf und krönt das Ganze nicht die stolzeste Kuppel? Und mag man das Monstrum von 11 Akten — mit geringer Handlung — als Drama, wo Einheit, Knappheit, Geschlossenheit walten sollen, schelten: schön, unvergleichlich schön und tief und groß bleibt die Dichtung doch. Der Genius schafft sich nach eigenem Gesetz seine Form und bleibt auch im Irrtum groß. Geht nicht psychologische Vertiefung über szenische Technik? Man fange an wegzudenken, zu streichen, zu schneiden, und man wird spüren, wie man ins Mark der Dichtung selbst schneidet. —

Aus einem Gusse und von klarstem Aufbau ist „Maria Stuart“. Auf der einen Seite die Maria, die schuldvoll Unschuldige, in Leiden sich zu sittlicher Höhe Läuternde, die edle und kraftvolle Frauenseele und der schwärmerische, sie vergötternde, in sinnlicher Glut brennende Mortimer, sowie der aus Charakterschwäche doppelzüngige, ängstliche Leicester. Auf der andern die kalte, grausame, herzlose Elisabeth mit ihrem Ratgeber, dem brutal harten Burleigh. Wohl wird die unglückliche gefangene Königin von dem Bewußtsein, Gattenblut vergossen zu haben, schwer gedrückt, aber sie weiß auch, welch himmelschreiendes Verbrechen der Richterspruch ist, der sie, die Schutzsuchende, in schnöder Willkür gefangen und in Verfassungswidrigkeit, ohne gültige Beweise für das Streben nach dem englischen Thron, verurteilt hat. Die Hoffnung, daß doch noch das Recht siegen und die Tyrannei überwinden werde, treibt die Handlung aufwärts; aber nicht handelt es sich bloß um zwei streitende Königinnen, sondern um den Widerstreit zeitbeherrschender, politischer und konfessioneller Mächte.

Ein Triumph dramatischer Kunst ist die Unterredung zwischen Maria und Burleigh; den Höhepunkt bildet die Begegnung der beiden Königinnen. In ungebrochenem Lebensmut, aber doch weich gestimmt, begrüßt Maria aufatmend im Park die freie Natur. — „Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoß? Die Blicke, frei und fessellos, ergehen sich in ungemess'nen Räumen“ — und da naht Elisabeth — „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ — Doch Maria bezwingt ihren eigenen hohen Sinn; sie demütigt sich, wirft sich vor der Unnahbaren nieder; aber nur beißender Hohn, nur grausamer Stolz, nur berechnete Kränkung, nur Kälte und Strenge antworten ihr. Elisabeth sieht nur die Natter, die am Boden sich windet, um emporzuschnellen und zu verwunden. Sie achtet nicht auf die von Hoheit und Demut zugleich zeugende Bitte Marias, doch zu vergessen den Haß, der, ein böser Geist, aus dem Abgrund aufsteigend, ihre Herzen getrennt habe.

„Was ist mir Blutsverwandtschaft, Völkerrecht?“ ruft die in Bosheit Verblendete.

Bis zum Äußersten beherrscht sich Maria, trotz aller grausamen und schonungslosen Anklagen; als aber auch ihre Frauenehre in ihrem innersten Wesen getroffen wird, da ist das Maß des Erträglichen voll; wenn auch im Elend, ist sie doch allezeit vom Kopf zur Sohle

Königin geblieben, und wahrhaft königliche Leidenschaft entzündet sich in ihr; die Schwingen des Geistes, die sie schon erlahmt wähnte, entfalten sich, und sie hebt sich empor zu wahrer, stolzer Größe: „Fahre hin, lammherzige Gelassenheit, zum Himmel fliehe, leidende Geduld!“ Und nun wird jedes Wort ein Pfeil, der sich in den Busen der Verhaßten bohrt. — Innerlich überwunden, wenn auch äußerlich als die Überwinderin, schreitet Elisabeth hinweg; ihr feiges, heuchlerisches Spiel, ihr brutaler Charakter ist entlarvt; doch nun ist der schottischen Königin Schicksal besiegelt. Alles, was ihre Freunde unternehmen, scheitert, Leicester übt feigen Verrat; nach langem Schwanken, über das die Eifersucht und die gekränkte Eitelkeit siegen, unterschreibt Elisabeth das Todesurteil. Aber je näher dem Grabe, desto mehr klärt und verklärt sich Maria; freilich möchten wir dies anders als in Form der Beichte sehen, die ihrem Heldenmut nicht entspricht. Ohne Grimm und Groll geht sie in den Tod; zu furchtbarer Pein muß Leicester Zeuge ihres letzten Ganges sein, und ihre Worte müssen ihn zermalmen, wenn noch ein Fünkchen Ehre in ihm glüht. Elisabeth, zu spät belehrt über die Fälschung der Anklageakte, steht am Ende einsam und innerlich vernichtet da. — —

Welch Meisterstück ist diese Maria, in ihrer ganzen Zwiespältigkeit: halb Königin, halb Weib, halb Würde, halb Duldung; Stolz, Leidenschaft und Ergebung; Berechnung, Klugheit und Weichheit, Zartheit. Das Widerspruchsvollste in einem Wesen vereinigt: das ist Wirklichkeit, und das ist echte Kunst.

Ein gewagtes Unternehmen in der Zeit der Aufklärung, wo Voltaire seinen frivolen Spott, wie ihn nur Atheismus und Immoralismus im Bunde erzeugen können, über die Pucelle d'Orléans ausgegossen hatte, war es, die Verfehmte zur Heldin einer „romantischen Tragödie“ zu machen, wie Schiller — rüstig und unaufhaltsam fortschreitend, als drängten die Geschicke, — im Jahre 1800 und Anfang 1801 schuf. Auch hier wieder leitete ihn sein dichterisches Sehervermögen und gab ihm die Fähigkeit, in das Seelenleben dieses wunderumgebenen Mädchens einzudringen. Denn, wenn wir von dem absichtlich — ob zum Vorteil, bleibe dahingestellt — veränderten Schluß der Lebenstragödie der unschuldigen Heldenjungfrau von Dom Remy absehen, hat Schiller doch die sittliche Größe dieser einzigartigen Erscheinung und die Reinheit ihres Strebens kraft seines ahnungs-

reichen Sinnes wunderbar erfaßt. Und es ist ihm gelungen, die Gestalt mit dem ganzen Zauber der Romantik und seiner bewunderns-werten Darstellungsgabe, die allen Tönen des Herzens gerecht zu werden vermag, zu umkleiden. Es sind scharfe Kontraste, durch die er besonders wirkt.

Die geistige Atmosphäre, in der sich das Hirtenmädchen bewegt, das zur begeisterten Freiheitsheldin und Siegesgöttin sich erhebt, ist die des Wunders: Träume und Visionen an der Wundereiche und dem heiligen Bilde deuten auf überweltliche Mächte, seien sie nun himmlische oder dämonische; durch Donner und Blitze künden sich jene an, sei es nun warnend oder mahnend; der schwarze Ritter scheint ein Gebilde der Hölle; die Jungfrau selbst ist undenkbar ohne den innerlichsten Zusammenhang mit der hohen reinen Gottesmutter da droben, die sie zum Heile des Vaterlandes erkoren hat, die ihr immer gegenwärtig ist, sie stärkend, aufrichtend oder auch richtend. — Man mag darüber streiten, ob solche Wunderwelt an sich dramatisch sei; sie wird es in hohem Maße als innerstes Erlebnis der Menschen, als eine Macht, die im Volke Fanatismus, in der gottbegnadeten Jungfrau selbst glühende und zündende und siegende Begeisterung wird. Und nun dagegen: wie absichtlich hat der Dichter der schwärmerischen Masse des siegreichen Franzosenvolkes mit einer Fülle von Einzelzügen den kalten nüchternen Wirklichkeitsverstand eines Talbot entgegengestellt! Diesem ist Begeisterung ein Wahn, die Jungfrau eine Gauklerin, die die gelernte Rolle der Heldin spielt; er glaubt nicht an Himmel und Hölle; er ist der Verfechter brutaler, materialistischer Weltanschauung. Aber mag man diesem verneinenden, jedoch starken und unbeugsamen Geiste und seiner markigen Ausdrucksweise sich fügen oder nicht, deutlich zeigt er die Schranken alles irdischen Denkens und alles irdischen Wesens an. Denn schließlich muß auch die edle, gottbegeisterte Jungfrau, die nicht nur von Sieg zu Sieg eilend alle Not ihres Landes und ihres Königs gehoben, sondern auch sich selbst bezwungen und allen irdischen Versuchungen widerstanden hat, jener Macht der Endlichkeit und Menschlichkeit erliegen. Nicht Männerliebe durfte ihr Herz berühren mit sündigen Flammen eitler Erdenlust; schonungslos als Schlachten-würgerin sollte sie ihre Feinde niedermähen; da naht ihr Lionel, der feindliche Feldherr; sie sieht ihm ins Auge, und der Strahl der Liebe fällt sengend in ihr Herz; der Arm sinkt, sie vermag nicht, den töd-

lichen Streich zu führen. — Fortan ist sie in ihrem Gewissen die Gestrauchelte, die Ungetreue, die Unreine. Auf alle Anklagen schweigt sie; sie ist sich selbst die schwerste Anklägerin; vom Vater verstoßen, von König und Volk verlassen und verbannt, irrt sie im Walde umher. Draußen stürmt es, noch mehr in ihrem Innern. — Sie wird gefangen, zu Lionel geführt; doch die Liebe vermag nichts mehr über sie; mit übermenschlicher Kraft bricht sie die Fesseln, siegt noch einmal über die Feinde, bezahlt aber den Sieg mit ihrem Leben. —

In seinem feierlich düsteren Ernst, in der tragischen Verkettung von Willensfreiheit und Verantwortlichkeit sucht „Die Braut von Messina" ihresgleichen — und in dieser Hinsicht wird das Drama uns noch näher beschäftigen — aber es steht auch in der erhabenen, wohlkingenden Sprache voll Anschaulichkeit und Bildlichkeit einzig da, wenn es uns als Ganzes auch fremd anmutet, wie ein Gebilde einer fernen Welt. Anders ist es mit dem „Tell". Da ist Geist von unserm Geist, da ist trotz der fremden, mit genialer Ahnungskraft gezeichneten Scenerie der Schweizer Landschaft kernig deutsches Leben und Wesen verkörpert, da ist eine Heimatliebe und eine Freiheitsbegeisterung und ein Glaube an die ewigen Rechte, die unveräußerlich sind und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, daß wir im Grunde unserer Seele gepackt werden; da ist nicht Höhenkultur aus einer fremden Welt und Zeit, sondern ein Volkstum, dem wir uns mit jeder Faser unseres Herzens verwandt fühlen. Nicht Tell ist allein der Held, sondern eben das ganze Schweizervolk; da muß denn freilich — wenigstens auf den ersten oberflächlichen Blick — die sonst bei Schiller so oft zu rühmende Geschlossenheit des dramatischen Aufbaues in die Brüche gehen, ja, es ist bei der Vielheit der Personen kein Wunder, daß wir in unserem Interesse zersplittern — am wenigsten freilich für Rudenz und Bertha uns erwärmend; aber schließt sich nicht doch der Eindruck der kraftvollen Einzelszenen zu einem mächtigen Gesamteindrucke in diesem gewaltigen Volksschauspiel zusammen?

Im glücklichen Bewußtsein, mit dem „Tell" eine dauernde Tat — ja ein mächtiges Ding, das die Bühnen Deutschlands erschüttern werde — vollbracht zu haben, schrieb Schiller an Körner: „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde." Und wer möchte dies verkennen, der im ersten Akt den idyllischen Frieden des jungen Volkes im Gegensatze sieht zu der Sorge und der Empörung,

die in den reifen Männern gärt wider der Vögte Wüten und Tyrannei, die in den Erzählungen Baumgartens und Melchthals, in dem Zwiegespräch Stauffachers und Gertruds, und dann in den Maßnahmen der Unterdrücker selbst (im Bau der Zwingburg, in der Aufrichtung des Hutes) hervortritt? Wie sicher formt der Dichter so ein Gesamtbild aus den Einzelstimmungen der Volksgenossen und krönt diese Kunst durch die Rütliszene (II. 2) mit ihrer ratlosen Unsicherheit, die nach einer entscheidenden Tat geradezu schreit. Und im Gegensatze zu der Bedenklichkeit der zum Abwarten entschlossenen Eidgenossen steht im 3. Akte die kurz angebundene Entschiedenheit des in sich festen, willensstarken Tell, und zum Wirksamsten, was je die Bühne hat schauen lassen, wird immer die Apfelschußszene (III, 3) gehören. Seine eigenen Wege geht Tell; er ist nicht der Vertreter der Rütligenossen, nicht ein politischer Mörder, wenn er den Geßler erschießt, sondern er handelt so, weil er keinen andern Ausweg sieht, um die Seinen und sich selbst vor der Rache des Machthabers zu schützen, weil schließlich doch nur brutale Gewalt brutaler Gewalt die Spitze bieten kann; freilich fällt schließlich seine Sache mit der allgemeinen Sache des Landes zusammen. Und wer mag nicht begreifen, daß ein so frevles Ansinnen, wie es Geßler mit der Forderung des Schusses stellte, in der Seele des Vaters, der das Leben seines teuren Kindes aufs Spiel setzen mußte, das Gelöbnis hervorrief, den Ruchlosen, der die Gottheit versuchte und höhnte, zu strafen als ein Werkzeug höheren Willens? — Und so lodern denn die Feuersignale auf den Bergen und läuten die Glocken zum Triumphe des Volkes, das die Fesseln sprengte, die Vögte verjagte und ihre Burgen zerstörte. Um aber die Sittlichkeit der Tat Tells noch einmal ins Licht zu setzen, stellt der Dichter zu ihr in Gegensatz den ruchlosen Königsmord des leidenschaftlichen, von persönlichem Hasse und Neide geleiteten Johann Parricida —

> Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
> Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
> Des Herdes Heiligtum beschützt? Das Schrecklichste,
> Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
> Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
> Verfluche dich und deine Tat. Gerächt
> Hab' ich die heilige Natur, die du
> Geschändet — nichts teil' ich mit dir. —

So darf der Mann, der ganz Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, aber auch ganz Entschlossenheit und fester Wille ist, reden, er, der Erretter seines Landes.

Wie die Sonne, ehe sie hinabsinkt ins Meer, noch einmal den ganzen Himmel in Glut taucht, so strahlt Schillers dramatische Größe noch einmal auf in seinem „Demetrius-Fragment“, bei dem der Tod dem unermüdlich und unaufhaltsam zu den höchsten Zielen Emporstrebenden die Feder aus der Hand nahm. Der Entwurf gibt uns ein klares Bild des hochangelegten Planes, und die Szenen, die uns das Geschick noch gönnte, reihen sich den besten der übrigen Dramen an. So die prachtvolle Anfangsszene, der Reichstag zu Krakau. Stolz angelegt, gehoben vom Gefühl seiner königlichen Abstammung, steht der Jüngling da, gleißnerisch der König; scharf geschnitten sind die Vertreter des hohen und niedrigen Adels. Und dann sehen wir in die Seele der Woiwodentochter, der Marina, hinein, die eine Krone auf ihrem Haupte tragen möchte, und in die der Marfa, der Mutter des echten Demetrius, die wie aus einem Grabe heraufsteigt zu kühnster, seligster Hoffnung. Aber es war dem Dichter nicht mehr vergönnt darzustellen, wie die Erkenntnis, daß doch alles ein Trugspiel sei, auf den Jüngling wirkte, wie er erst zum bewußten Verbrecher werden sollte, und wie Marfa, die zuerst so gerne glauben wollte, es hernach nicht kann.

Wahrlich ein großangelegter Entwurf von höchstem menschlichen Interesse.

Aber wer ihn in Schillerschem Geiste weiter zu führen bisher unternahm, ist daran gescheitert. —

Wir sahen somit: Schiller ist in seinen Dramen ein ebenso wirkungsvoller Zeichner der Situationen wie der Charaktere. Der hohe Ernst, die Großzügigkeit und der Ideenreichtum sind dem Lyriker und dem Dramatiker Schiller in gleicher Weise eigen. Damit aber haben wir auch den Kern der sittlichen Persönlichkeit des Menschen Schiller bezeichnet.

Wer je in dem winzig kleinen Stübchen im Schillerhause zu Weimar gestanden, wo dieser große stolze Geist nach des Tages Mühen zu ruhen pflegte, wer die einfachen, ja nach unseren Begriffen ärmlichen Verhältnisse überdenkt, in denen dieser reiche Spender unvergänglicher Güter fast sein ganzes Leben hingebracht hat, den über-

schleicht Rührung. Und doch wieder Stolz darüber, daß von solcher Stätte der Dürftigkeit so viel Glanz ausgehen konnte, daß der Genius das innerlich Befreiende im Menschen ist trotz aller äußeren Fessel und weil dem gegenüber ein Nichts bedeutet alles, was die heutige Zeit als Komfort, Prunk, Luxus in Haus- und Zimmereinrichtung geschaffen hat. In dem Sterbezimmer Schillers gedenkt man der sittlichen Mächte und Kräfte, die unsterblich in seinen Werken fortwirken, gedenkt man vielleicht auch jenes großen Dichters, der zu den dünngesäeten Geisteserben Schillers gehört, und der auf dem Siechbette an keinem anderen Dichter sich mehr auferbaute als an diesem, des spröden und herben, aber stolzen und großen Hebbel, den Schillersche Weisen im Tode einwiegten.

Schillers sittlicher Adel war gegründet in Willenskraft und Freiheitsdrang und wußte sich in allen Lagen des Lebens, trotz Not und Sorge und Krankheit, zu behaupten. Es war ihm heiliger Ernst, ja sein Leitstern, was er in der Jenenser Antrittsrede aussprach: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch von unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.“ Ein großes Wort, das Schiller mit der Tat wahr gemacht hat wie wenige neben ihm.

Ihn wegdenken aus dem geistigen Leben der Nation bedeutet eine Säule des Volkstums niederreißen, ohne Bild gesprochen: unsere ganze deutsche Bildung ist durchsättigt und durchdrungen von Schillerschen Gedanken von Jugend anf. Und so fährt er noch heute fort, ein unvergängliches Glied jener unvergänglichen Kette zu bilden, und die Betrachtung seiner Werke wie seines an äußerem Mühen und inneren Siegen so reichen Lebens ist unablässig fähig, Licht auch in ein dunkles Herz zu werfen und den Willen zu stählen zum Kampf für das Gute und Hohe.

Für Schiller ist der Wille geradezu Geschlechtscharakter des Menschen; der Wille macht diesen groß und klein; sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu tun, ist für ihn das edelste Vorrecht des Menschen; er ist frei, und wäre er in Ketten geboren. Und wie viele Fesseln hat Schiller selbst sein Leben hindurch tragen müssen! Nur eine Kraft voll ewig jugendlicher Begeisterung

und selbstgewissem Mut konnte alle die Enttäuschungen und Entbehrungen überwinden. Schlug eine Hoffnung fehl: er klagte nicht; begegnete er Härte und Stolz, so sagte er sich tröstend: „Man kann uns niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen.“ Schulden erschwerten ihm jahrzehntelang das Dasein, aber sie vermochten nicht seine Spannkraft und den Glauben an sich selbst zu lähmen. Als sein äußeres Leben sorgenfreier zu werden begann, setzte die Krankheit ein und verwandelte die letzten Jahre in einen beständigen Kampf mit dem Sterben. Aber selbst dann überwand die Richtung auf die Ideen die Schmerzen; seine Gattin rühmte von ihm: „Welche Macht sein Geist über den Körper gewann, zeigt seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. Oft, wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen!“

Nur sein markiger Wille erhielt ihn so lange aufrecht; aber andrerseits ließ ihn auch die Richtung auf die Ideen, die unablässige geistige Arbeit und die Hingabe mit voller Seele an sie die notwendigen Forderungen der physischen Natur außer acht lassen, sodaß wir das Wort Goethes begreifen, die Idee der ideellen Freiheit habe Schiller getötet. Goethe erschien er jedesmal, wenn er ihn sah, größer und bedeutender; er vergleicht ihn mit Christus und sagt: „Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“ Wer da stand vor diesem an sich nicht schönen Antlitz mit der machtvollen Stirn mit dem tiefen, kühnen Adlerblick, der gebogenen Nase, dem energischen Zuge um den Mund, der hatte den Eindruck der geborenen Größe: „Du stehst vor einem Unsterblichen.“ Seine Rede war voll Klarheit, zu immer Neuem und Höherem aufsteigend. Der Leidenszug, der in den letzten Jahren sein Gesicht noch mehr durchgeistigte und verklärte, ward dann von anmutigem Lächeln verhüllt. Schon Streicher erkannte in den Funken, die aus den umdüsterten und vielfach inflammierten Augen sprühten, den tiefen Geist. In wortreicher Schwärmerei hat uns Novalis sein Bild entworfen als das eines Genius, in dem die Vollkommenheit erreicht wurde, das Unvereinbare vereinigt war: „so viel Natürlichkeit mit so viel Allgemeinheit, so viele Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichtum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transzendentale Einbildungskraft und so viel Methode, so viel

Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen gegeben wurde, der einzig wahre, echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt."

Der junge Voß, der in den Jahren 1804—1806 in Weimar Gymnasiallehrer war und im Hause Goethes und Schillers aus- und einging, weiß in rührendem Enthusiasmus nicht genug zu rühmen: ein wie herrlicher und teilnehmender Mann ist doch der liebe Schiller, dieser einzige! Wer hat einen so warmen Sinn für häusliche Freuden und Geselligkeit? Wer besitzt eine solche gerade, anspruchslose Offenheit? Denke dir, schreibt er ein andermal, einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O, der Mann ist freundlich und gut wie wenige. Er ist als Schriftsteller groß und schön, aber größer und schöner ist, ihn im Kreise seiner Familie zu sehen. Goethe ist mir ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Wer in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen.

Und immer wieder kommt er auf den durchschlagenden Eindruck des gutherzigen Mannes zurück: „Als Dichter liebe ich ihn, aber als Mensch ist er mir noch unendlich lieber; er ist ganz Wohlwollen, seine ruhige, heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohltun kann. Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls."

Nichts konnte Schiller mehr Freude gewähren, als wenn er anderen eine unvermutete Freude bereitete. Wenn Schiller im Tell sagt: „Ein edler Mensch denkt an sich selbst zuletzt," so hat er diesen Grundsatz auch in sein Leben übertragen, das ein unablässiges Schaffen und Sorgen für andere war. „Ich sagte ihm" — erzählt Voß —

„ich hätte nur eines an ihm auszusetzen, daß er zu wenig Egoist wäre; er denkt auch wahrlich nur an die Personen um ihn her und an das, wofür er lebt, an sich aber gar nicht."

Wieder jung ward er unter den Jungen, und die Studenten waren glückselig, wenn sie ihn in ihrer Mitte hatten. „Wir haben zusammen gesessen" — berichtet der getreue Famulus —, „bis drei Uhr um unseren Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller; er war ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend, bei guter Laune sehr unverblümt."

Wenn er nach Leidenstagen wieder wohler und freier sich fühlte, war er kindlich fröhlich und dankbar, und sofort rissen ihn der hohe Ideenflug und die ernste Arbeit wieder empor aus aller Mühsal und Trübsal des kränklichen Leibes.

Nach der Sektion lautet der Bericht: „Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärt, wie er so lange leben konnte." Also der Geist ist es, der den Körper organisiert, der Wille ist es, der immer wieder die physische Spannkraft hebt und steigert. So ging denn auch von dieser sittlichen Persönlichkeit ein unwiderstehlicher Zauber aus, und was Voß aus dem persönlichen Verkehr heraus in Dankbarkeit rühmt: „Schiller hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht," das haben zahllose bekannt, denen die Werke Schillers ein inneres *κτῆμα ἐς ἀεί,* eine unversiegliche Quelle des Genusses, der Erbauung, der Herzensandacht geworden sind. „Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste." Und warum? Das Ideal war für ihn ein Erlebnis, war der Sieg in einem großen inneren Kampfe gewesen; er hatte sich „in die heilige Freiheit der Geister flüchten" müssen, als „das Schicksal alle Außenwerke überstieg". Er empfand in der Gottgleichheit die Bestimmung des Menschen: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron."

Er erlebte, wie Herakles und jeder tiefer veranlagte und höher strebende Jüngling, den großen Moment jener Entscheidung, wo nur zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden die bange Wahl bleibt; aber ihm ist die Pflicht nicht ein ehernes Gesetz der Notwendigkeit, das den Menschen knechtet, sondern sein Banner ist die Idee der sittlichen Freiheit; das Gute hat nur Wert, wenn es aus freier Liebe zum Guten geboren wird, ohne Hoffnung auf jenseitigen

Lohn. Er ward nicht Geistlicher, aber ein gottbegeisterter Priester des Guten und Wahren. Dogmentum war ihm fremd.

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Ihm blieben der Gottesglaube und die Willensfreiheit notwendige Forderungen der Vernunft.

> Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
> Wie auch der menschliche wanke;
> Hoch über der Zeit und dem Raume webt
> Lebendig der höchste Gedanke.
> Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
> Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. —

Aber einem so liebevollen Geiste mußte die Religion der Liebe über allen andern stehen, und so bekennt er: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzig ästhetische Religion." — So lautet denn auch ein Bekenntnis Karoline von Wolzogens: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige hätten reicher und nachhaltiger gelebt als er."

Das Geheimnis der Persönlichkeit Schillers ist der sittliche Heroismus, der die Schranken der Sinne überwindet und die Angst des Irdischen von sich wirft, um aus dem engen, dumpfen Leben zu flüchten in des Ideales Reich.

---

8. Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur.

Wort und Begriff „Natur“ haben ihre mannigfach verzweigte, höchst interessante Geschichte. Bald ist es der Kosmos, die Welt, bald die in dieser wirksame Kraft, bald das landschaftliche Ganze, das nach dem verschiedenen Zeitgeschmack weitere oder engere Grenzen hat, bald der Gegensatz zu allem Gemachten und Gekünstelten, das der Menschenhand oder dem Menschengeist entsprungen ist. Es gab Zeiten, in denen die Natur vergöttlicht, und andere, in denen sie als Quelle der Sünde gemieden und geflohen wurde. In den verschiedenen Weltanschauungen und Kulturbewegungen spiegelt sich auch das Bild der Natur auf das mannigfaltigste wider. Im Altertum mußte man sie erst entgöttern, um sie in ihrer selbständigen Eigenart und Schönheit zu erfassen, und auch in christlichen Zeiten mußte der Gottesbegriff aus seiner Transzendenz (Überweltlichkeit) in die Immanenz (Innerweltlichkeit) umgesetzt, mußte der Naturbegriff von dem Wuste mittelalterlicher Vorstellungen, von religiöser Einseitigkeit, von Schuld und Erbsünde losgelöst werden, auf daß ein Sinn für Farbe und Form, für das Einfache wie das Große, für das Idyllische und für das Romantische sich entwickelte. Anders empfand eine Zeit, in der die Natur nur ein Bilderbuch von der Schöpferkraft Gottes bedeutete, anders eine Zeit, in der das Weltbild eines Kopernikus und Kepler und Newton alles Denken und Empfinden des Naturganzen beherrscht und in der Teleskop und Mikroskop von einer unendlichen Vielgestaltigkeit Zeugnis ablegen. Naturerkenntnis und Naturempfinden haben sich allezeit gegenseitig beeinflußt, ob nun im Hellenismus, ob in der römischen Kaiserzeit, ob in der Renaissance oder in der Zeit Rousseaus. So können wir sagen: die Naturanschauung ist entweder religiös (theistisch-pantheistisch) oder kosmisch-naturwissenschaftlich oder ästhetisch; mit dem Ästhetischen aber verbindet sich in den vergangenen Jahrhunderten, bis in unsere Tage hinein, schier unlöslich das Moralische.

Über dem elegisch-sentimentalischen Naturgefühl des 18. Jahrhunderts,*) wie wir es in seiner Überschwenglichkeit bei Klopstock und in Goethes „Werther“, in Gedichten und Briefen ihrer Zeitgenossen beobachten können, kann als Motto stehen das Gebet Fritz Stolbergs:

*) Vergl. meine „Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit“ (Leipzig, Veit & Comp. 1891, 2. Ausg.) Kap. X.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Atme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust!

Ach wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Wenn Rousseau die Kulturmenschheit aus Verzerrung und Unnatur zur Natur zurückrief, so ward er nicht nur der Neuschöpfer des ästhetischen Genusses an der Natur, der Erwecker des Gefühls für das Romantische in der Gebirgswelt, sondern es sprach auch die „erhöhte moralische Seele“ des Naturpropheten mit, „der einen einsamen, wilden Ort sucht, wo nichts die Hand des Menschen zeigt, wo kein dritter trennend zwischen ihn und die Natur tritt, wo aller Unsegen, den die Zivilisation erzeugt hat, in ein Nichts zerrinnt, wo alles Harmonie, Einfalt, Gerechtigkeit, Liebe atmet. In seinen herrlichen Rêveries d'un Solitaire, in denen der Naturfreund ebenso warm sich äußert wie der Botaniker, der in die Geheimnisse der Pflanzenwelt mit Entzücken eindringt und die im stillen wirkenden Kräfte belauscht, und wo in glänzenden Schilderungen unendliche Naturherrlichkeiten ausgebreitet werden — wie nie zuvor —, bleibt doch der dunkle Hintergrund der Naturliebe, der krankhafte Haß der Kultur, die Flucht vor den Menschen, die ihn verfolgen. Rousseau ist der beschauliche Einsiedler, der es liebt, sich ungestört an den Reizen der Natur zu berauschen und sich in einer Stille zu sammeln, die kein anderer Ton unterbricht als der Schrei der Adler, das stockende Gezwitscher einiger Vögel und das Rauschen der von den Bergen stürzenden Gießbäche. Mit vollem Bewußtsein wacher Reflexion zergliedert er seine Empfindungen in ihrem Gemisch des Ästhetischen und Ethischen; ja seine Philosophie und Pädagogik liefern auch hier die Grundlagen, d. h. jene Gedanken des Contrait social und des Emile, daß alles gut ist, so wie es aus dem Schoße der Allmutter Natur hervorgegangen ist und daß nur der Mensch mit seiner Kultur an allem Übel schuld ist; die Natur hebt er auf den Altar seiner Anbetung, die Naturbetrachtung ist

ihm Andacht, Verehrung des Schöpfers, der fern über den Sternen thront.

Rousseaus Stimme erscholl wie ein lauter Weckruf durch die damalige Welt. Seine Naturliebe rief das lebhafteste Echo wach. Es war die französische Welt nicht allein, welche durch Rosseau lernte, daß es schöner sei, den Morgen in tauiger Frische zu genießen, als in den engen Mauern ihn zu verschlafen, daß es draußen in Flur und Feld, am Bach und am Meer herzerquickender sei als in den parfümierten Boudoirs, daß es im freien Wald, im ungekünstelten Park sich besser wandle als zwischen geschorenen Hecken oder geradlinigen Rasenstreifen, daß es sich wonnig träumen lasse, den Himmel und die Wolken über sich, die Gräser unter sich, flimmernde Lichter und singende Vögel und rauschende Wellen neben sich, daß die Natur allein dem Bedrängten und Verfolgten eine Trösterin, eine Balsam spendende Freundin sei, und endlich, daß, je unberührter, freier und großartiger, desto erhebender auch ihr Anblick sei, daß sie in der blendenden Gletscherschöne, in der wilden Gebirgseinsamkeit den gewaltigsten, nachhaltigsten Eindruck biete. Durchsättigt von Rousseauschen Ideen sind auch die deutschen Stürmer und Dränger, sind Herder, Goethe, Lenz, Klinger, Schiller. Bei Schiller aber überwog allezeit das reflektierende, moralische Verhältnis zur Natur über das ästhetisch-landschaftliche; der Zug zur Abstraktion entzieht ihn dem Konkreten und läßt die Idee über die Wirklichkeit triumphieren. Er wäre aber kein Dichter, wenn ihn nicht trotzdem Naturliebe beseelt hätte; ihre Ausdrucksform jedoch ist mehr allgemeiner Art; von einer innigen Versenkung in die Reize der Erscheinungswelt, von einer Sympathie mit den Brüdern in Busch und Wald und Flur spüren wir bei ihm herzlich wenig. Man mag sich vielleicht wundern, daß der so empfängliche und aufgeweckte Knabe in dem romantisch düstern Tannenwaldtal von Lorch und unter dem Einflusse einer nach Art der Naturandacht und Naturschwärmerei eines Klopstock empfindenden Mutter nicht ein innigeres Naturgefühl sein Leben lang bewahrt und gepflegt hat; aber einmal drängte der militärische Drill der Zwangsanstalt, in der er seine Erziehung erfuhr, solche weiche Schönseligkeit zurück, andrerseits trug ihn der hohe Ideenflug immer gar zu bald von der Erde hinweg zu den lichteren Höhen des reinen Gedankens. Seine Jugendlyrik verleugnet jedoch durchaus nicht die Einwirkung des Zeitgeschmacks; mondscheinsüchtig und schauerlich hebt seine „Leichenphantasie“ an:

Mit erstorbnen Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —
Nebelwolken schauern, Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.

Oder er preist die Blumen der geschmückten Flur als die „Kinder der verjüngten Sonne"; er fühlt als den Herzschlag der Natur die Liebe:

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen,
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —

und in den verzückten Gedichten an Laura kann er sich nicht genug tun in kühnen Bildern und Vergleichen, die er dem Erhabensten in der Natur entnimmt:

Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken;

ja, wenn ihr Blick den seinen trifft, wähnt er sich „in Himmelsmaienglanz zu lichten und Ätherlüfte einzusaugen."

Auch die Sucht zu beschreiben, die Natur abzumalen, wie sie bei Kleist, Haller, später bei Matthisson und Salis uns entgegentritt, finden wir in jugendlichen Strophen, die zugleich den antiken Götterapparat, wie Aurora, Phöbus, Flora, die Zephyre, in Bewegung setzen. Die Sinnenwelt ist ihm nur dazu da, um als Bild des Übersinnlichen zu dienen. So ist es ungemein bezeichnend, daß gleichsam der Niederschlag jener reizenden Dichteridylle, die er mit Karoline und Charlotte von Lengefeld in Volkstädt an der Saale 1788 verlebte, bei ihm durchaus reflektierender Art ist. Beide Schwestern, besonders Lotte, hatten ein großes Talent zum Landschaftzeichnen und daher einen fein und tief eindringenden Sinn für die Einzelheiten der Natur und für Reinheit und Zartheit in der Darstellung. So schildert die Freundin, die ihm Wohnung mietete, den Ort in warmen Tönen und zugleich in voller Anschaulichkeit: „Das Dorf hat eine schöne Lage am Ufer der Saale; hinter ihm erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, die Gipfel mit dunklem Holze bekränzt, gegenüber an der anderen Seite der Saale schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites langes Tal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohltat." Und was sagt Schiller nun selbst? Es kann kein deutlicheres Bekenntnis über sein Verhältnis zur Natur gedacht werden als der Brief vom September 1789:

„O meine teure Karoline! meine teure Lotte! Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet.

Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Äther, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist nur ein schöner Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben imstande ist und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmut in der Seele ihres Beschauers und großmütig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen. Die ewige Nachahmung ihrer selbst? Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen, aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswert ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in toter Ruhe um uns herum und nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohltätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nötig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigentum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze

nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken, denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehn, so würden wir umsonst unser geistiges Selbst wieder suchen."

Die Wurzel des Naturgefühls kann nicht besser bezeichnet werden, als Schiller es hier getan hat. Was wir der Natur leihen, was wir in sie an Stimmungen und Gedanken hineintragen, das ist das Wesentliche. Die Menschen können in den herrlichsten Gegenden wohnen, aber diese sagen ihnen nichts, wenn der Geist nicht empfänglich ist, wenn nicht eine Welt von Gedanken und Empfindungen zu der umgebenden Welt in Beziehung gesetzt werden kann, wenn nicht heiß vom Herzen überströmt das Gefühl, so daß es auch die toten Formen belebt und beseelt. Wer nicht mit dem zeichnerischen Auge zu sehen gelernt hat, der entdeckt auch in der Landschaft nicht ein in Farben und Formen sich harmonisch rundendes Bild, und wer nicht mit dem geistigen Auge, mit der Phantasie zu sehen gelernt hat, dem bleibt die Natur kalt und starr; in wem nicht etwas vom Künstler steckt, der sieht nur Berge und Flüsse und Bäume und Blätter.

Wer jedoch in allem und jedem, was die Allmutter uns an Eindrücken, Reizen und kleinen Wundern bietet, Sinnbilder für das eigene Leben wie für die unwandelbaren Ideen erblickt, der reift zu jenem sympathetischen Naturgenusse heran, dem Schiller in treffendstem Gleichnisse so begeisterten Ausdruck in dem Gedicht „Die Ideale" verleiht:

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß.
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand:
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

So gefühlvoll dies klingt, so ist eine solche Empfindungsweise doch nur vorübergehend bei Schiller gewesen oder vielmehr sie ist mehr begrifflich vorhanden, als daß sie in seinen Dichtungen Gestalt gewänne. Er ging eben wenig ins Freie; er war kein Wanderer wie Goethe; unablässig fleißig saß er lieber bei seiner Arbeit und hing seinen Gedanken nach; die Natur lieferte ihm für diese die Gegenbilder. So sagt er selbst in der Abhandlung über Matthissons Gedichte: „Die landschaftliche Natur muß zu einem Ausdruck von Ideen gemacht werden. Dann wird der tote Buchstabe der Natur zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt zugleich den moralischen.“ —

So ist ihm die Natur der Inbegriff nicht nur ästhetischer Schönheit, sondern vor allem sittlicher Einfalt und Reinheit und Güte:

> Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
> Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
> Aber die Natur ist ewig gerecht;

und ebenso heißt es an anderer Stelle:

> Nur die Natur ist redlich! Sie allein
> Liegt an dem ewgen Ankergrunde fest,
> Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
> Des Lebens unstet treibt.

Mit Vorliebe malt er den idyllischen Frieden des Landes im Gegensatze zu der Stadt, zu den Palästen der Fürsten, zu den Gipfeln der Menschheit, aus deren Höhe um so leichter der Absturz ist:

> Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
> Der in der Stille der ländlichen Flur,
> Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
> Kindlich liegt an der Brust der Natur.

Echt Rousseauisch ist der Gedanke, daß die wahre Freiheit nur auf den erhabenen Höhen des Gebirges thront, in dem Äther, wo der Weih sich wiegt, ja, daß der Mensch mit seiner Leidenschaft, mit seinen Schmerzen und Mühseligkeiten und Nichtigkeiten die hehre Natur gleichsam entweiht:

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Das ist die Stimmung des sentimentalischen Dichters, den Schiller aus eigenster Lebenserfahrung so trefflich schildert, mit seiner Sehnsucht nach jener bruchlosen Harmonie von Geist und Natur, die in einfachen Zeiten waltete, mit dem schmerzvollen Verlangen nach einem auf ewig verlorenen Paradiese. Freilich irrte er, wenn er meinte, diese Regung sei durchaus modern und dem Altertum fremd; wir können jene Wandlung vom Naiven zum Sentimentalischen deutlich von den Sophisten und Euripides an bis zu den Tagen des Hellenismus und der Kaiserzeit verfolgen, wo mit dem gesteigerten Raffinement des großstädtischen Lebens auch immer mehr jene elegische Stimmung Platz griff, die am Meer, in den Bergen, im schlichten Land- und Dorfleben, in der Stille des Waldes, oder im engen Verkehr sonst mit der Natur, auf der Jagd, beim Fischfang, bei der Ernte Erholung für Nervenüberspannung und Trost für Enttäuschungen und sonstige Seelenschmerzen sucht; man braucht nur Horaz und die Briefe des jüngeren Plinius, Seneka und sodann die Kirchenväter zu lesen.

Prächtige, wenn auch nicht gerade individuelle Anschauung voraussetzende Bilder und Vergleiche aus der Natur sind zahlreich in Schillers Dichtungen verwoben; ich will nur erinnern an die Szene, wo der Chor in der „Braut von Messina" die Donna Isabella inmitten ihrer Söhne preist:

Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehn.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt;

— und der andere Chor schließt:

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstere Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie

Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Er weiß auch den „Räubern" empfindsame Worte des Naturgefühls zu leihen.

Da sagt der eine zu dem grüblerischen Karl Moor:

„Heitere Dich auf! Sieh diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend." „Ja", erwidert der andere, „diese Welt ist so schön — diese Erde so schön — diese Erde so herrlich" — und dann versinkt er ins Brüten: „Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Täler! O all ihr Elysiums-Szenen meiner Kindheit werdet ihr nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur!"

So ist auch Johanna der Teilnahme ihrer Berge und geliebten Triften gewiß, als sie von ihnen Abschied nimmt, und als sie dann später einsam und verlassen, nur von ihrem Jugendgenossen begleitet, im Walde umherirrt, da bietet der wilde Sturm in der Natur ein Echo ihres eigenen Innern.

Andrerseits begrüßt Maria, dem finstern Gefängnis entstiegen, mit vollem Behagen die freie, die himmlische Luft und dankt den freundlich grünen Bäumen, die ihres Kerkers Mauern ihr verstecken und sehnt sich, mit den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, in die Heimat zurückzukehren.

Auch wo Schiller ein Landschaftsbild entwirft, ist er von objektiver Klarheit und Wahrheit; es ist erstaunlich, wie er, der die Erscheinung des Wasserfalles nur an der Mühle studiert hatte, das Wassergewühl der Charybde mit überaus wirksamem Wechsel der Bezeichnungen zu malen weiß; bald ist es „der schwarze Mund", „die unendliche See", das wilde Meer, bald der finstere Schoß, die heulende Tiefe, die sprudelnde Wasserhöhle.

Wohl gehörte — wie uns Voß berichtet — eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu den schönen Plänen Schillers, da er von jeher nach dem Anblicke des „großen Wasserelementes" Sehnsucht hatte; so hat er denn nie geschaut „das grüne kristallene Feld, das des Schiffes eilender Kiel durchpflügt," nie gehört „das ungeheure Meer an seine Ufer dumpferbrandend stoßen." — Seine dichterische Phantasie aber war so lebendig und so stark, daß er auch die Schweiz nach den Werken Tschuds und nach den Berichten Goethes sich greifbar vorzustellen und getreu zu schildern vermochte; es war ihm aber

nimmer vergönnt, wie er wohl gewünscht hat, die Heimat Tells mit seiner Darstellung zu vergleichen. Vortrefflich sagt Gottfried Keller einmal: „Schiller hat die Schweiz nie leiblich gesehen, aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnigen Halden wandeln und mit dem Sturm durch die Felsschlucht fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird. Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reise gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Der „Tell" war nicht ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände; wie er fortgefahren hätte zu schaffen, lese man in der zweiten Szene des zweiten Aufzugs im „Demetrius", wo er den Anblick russischen Landes im Frühling beschreibt. Der hatte nicht nötig, nach Rußland zu gehen, um dort „Studien" zu machen."

Im „Wilhelm Tell" hat Schiller es meisterhaft verstanden, die Natur auf den Ton der Freiheit zu stimmen, so daß wir in Poesie, d. h. in verklärte Wirklichkeit umgesetzt sehen, was er philosophisch also ausdrückt: „Die schöne Sinnenwelt ist ein glückliches Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei wie ich!"

Denn der Freiheit Atem weht über den Schneebergen, von denen der Firn dumpf brüllend sich hinabstürzt, über den Höhen, wo der Schütze auf schwindlichtem Wege daherschreitet — „unter den Füßen ein neblichtes Meer erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr; durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt, tief unter den Wassern das grünende Feld."

Kein Wunder, wenn der Mensch, der den Atem der Freiheit überall spürt, nichts von Knechtschaft wissen will, sondern frei sein wie der Aar in den Lüften, wie der Wassersturz, wie der Föhn, der ungebändigt dahinbraust, und wenn er nur in der Heimat sein Glück findet, „wo tausend Freudenspuren ihn umgeben, wo alle Quellen ihm und Bäume leben." — In den Briefen an Goethe klagt Schiller wiederholt, daß ihm die Erfahrung mangle, die so viel beim Erfinden ausmache; so z. B. als jener ihm für die „Kraniche des Ibykus" einige Ratschläge behufs sinnlich lebhafterer Schilderung gegeben hatte: „Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den Gebrauch übersehen, der sich von diesem

Naturphänomen machen läßt." Aber Goethe konnte mit Recht von Schiller rühmen: „Er war ein so bewundernswerter Geist, daß er selbst nach Erzählungen etwas machen konnte, was Realität hatte." Und wir können hinzufügen, daß er auch das Unscheinbare, das er selbst beobachtete und erlebte, mit reichen, Zeit und Welt umspannenden Ideen füllen konnte. Davon gibt das einzige Gedicht, das dem Landschaftlichen einen größeren Raum bietet, Zeugnis, nämlich „Der Spaziergang".

Wir wissen von Schiller selbst, wie der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ihm „gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst" darbot: Fruchtfelder, dann die stolze Gravität des französischen Parkes; endlich „die mit Geist beseelte", in ihrer Freiheit geschonte Natur der englischen Anlage. Zugleich grenzen „ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit auf eine rührende Weise aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühle des siegenden Lebens." In der Gedankenwelt des Dichters ward die „Gartenkunst" zum Sinnbilde des Entwicklungsganges der Menschheit. In stolzen, wenn auch nicht gleichmäßig reichen Bildern entwirft er die Stufen freier und unberührter Natur, dann des dörflichen und staatlichen Lebens, endlich die Auswüchse der Zügellosigkeit und die Rückkehr zur Natur. Alle diese mannigfaltigen Szenen sind plastisch abgerundet und durch den Gedanken des Gegensatzes von Kultur und Natur verknüpft. Die Bildung des Menschen schwankt und wechselt, steigt und fällt, der Mensch strebt und irrt, aber ewig unabänderlich bleibt im Geleise uralter Gesetze die Natur; von ihnen darf der Mensch in seinem Wahne sich nicht lösen; das Glück ruht nur auf Harmonie mit der Allmutter, deren Sonne den vergangenen Geschlechtern leuchtete und leuchten wird den künftigen Geschlechtern.

Derselbe Schiller, der einst in seinen Jugenddramen mit heißem Blute gegen Irr- und Wirrsal einer verderbten Kultur sich aufgebäumt hatte, gibt hier in maßvoller Weise, mit überlegener Sicherheit des weiten Blickes ein Bild von den Entwicklungsstufen des Menschheitswesens.

Er glaubte selbst, mit diesem kulturhistorischen Gedichte ein Höchstes in seiner Kunst erreicht zu haben; er hatte das Gefühl, als sei kaum sonst von ihm die innige Verschmelzung von Stimmung und Idee, von Poesie und Reflexion in so hohem Maße erreicht worden. Vor allem aber war Wilhelm von Humboldt begeistert über die Art,

wie Schiller „den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern umschließe", wie Stoff und Form sich zu reifstem Gebilde vereinigten:

„Im Anfange und am Schluß die eine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüt, alle mannigfaltigen Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuend. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen."

Auch wir Heutigen, denen der Entwicklungsgedanke seit den Klassikern, seit Hegel und Darwin immer konkretere Gestalt angenommen hat, dürften doch wohl noch von der eigenartigen Schönheit des gedankenvollen Werkchens berührt und entzückt werden. In der Schillerschen Anschauungswelt bedeutet es nicht nur das Zeugnis einer philosophischen Betrachtung und Würdigung der Geisteskultur in ihren verschiedenen Abstufungen, sondern auch den Ausdruck eines vollen, warmen, sentimentalischen Naturgefühls. Elegisch ist der Grundton des Ganzen, weil es auf Wehmut über die verlorene Eintracht zwischen Geist und Natur, zwischen Ideal und Wirklichkeit und auf Sehnsucht nach dem Verlorenen gegründet ist; elegisch schweift der Blick von der ländlichen Flur zu dem Häusermeer der Stadt, von dem naiven und strahlend schönen Zeitalter der Griechen zu der wilden Ausgeburt der Zivilisation, wie sie die französische Revolution zeitigte. —

Homerischer Sonnenglanz liegt über den einleitenden Distichen, die das leuchtende Tagesgestirn, die belebte Flur, die säuselnden Linden, den fröhlichen Chor der Vögel, die ruhige Bläue, das braune Gebirge, den grünenden Wald mit prachtvoller Wortfülle schmückender Beiwörter preisen; ganz im Sinne des dem Zimmer entflohenen Städters, den der balsamische Luftstrom durchrinnt und dessen durstiger Blick sich am energischen Lichte labt. Mit Liebe weilt das Auge auf dem buntgewirkten Teppich der Wiese, und mit offenen Sinnen nimmt der Spaziergänger alle Eindrücke in sich auf, die in Pflanzen- und

Tierwelt, wenn auch noch so schlicht, sich ihm bieten. Da hört er das Rauschen der nahen Baumwipfel; in duftende Kühlung nimmt ihn die Säulenhalle schattiger Buchen auf.

> Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
> Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.

Da, von freier Höhe sieht das trunkene Auge in die weite Ferne, die ein blaues Gebirge abschließt; ein geländerter Steig führt über einen schwindelnden Abgrund hinüber — er bildet als ein Werk der Menschenhand die Brücke zu abgegrenzten Äckern und länderverbindenden Straßen, zu einem von fröhlichem Fleiße prangenden Tal mit belebtem Strom, mit munteren Dörfern und von Hirtengesang widerhallenden Weiden. Aber noch umschlingen sich Menschenwerk und Natur aufs innigste, traulich rankt sich die Rebe am Fenster empor, und es umrahmt der Bäume Gezweig die Hütte:

> Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
> Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
> Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
> Wie dein Tagewerk gleich windet dein Leben sich ab.

Doch aus dieser Idylle führen stolze, pomphafte Pappelreihen in eine andere Welt — „Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung“ — aufragt in der Ferne die getürmte Stadt. Die Naturreligion weicht der Gottesandacht; geistige Kräfte walten in den enger aneinander sich schließenden Menschen; alle edlen Mächte, die im Staate herrschen, werden durch die olympischen Gottheiten und durch hellenische Großtaten versinnbildlicht. Der Heroismus der Bürger schafft Sicherheit und Frieden, Handel und Industrie erblühen, endlich auch Künste und Wissenschaften:

> Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
> Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust . . .

Sinnend sucht der Weise „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“, sucht „das Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern“ und befreit sich von den Fesseln der Natur, von dem Nebel des Wahns, „und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.“ —

In prachtvollem Übergange wird nun die Steigerung der Kultur zur Überkultur geschildert. Die Fesseln der Furcht zerbricht der Mensch — wohl ist es ein Glück — aber er zerreißt auch den Zügel der Scham; von der heiligen Natur ringt er sich lüstern los — die Anker der frommen Scheu und des Glaubens reißen — den Kahn

des „Übermenschen" wie wir heute sagen würden, trägt der flutende Strom ins Unendliche fort — jede Schranke gilt als Fessel, jedes Herkommen, Sitte und Sittlichkeit, Recht und Gewissen, Gehorsam und Pflicht verlieren ihre Macht; Willkür und Lug und Trug und Selbstsucht triumphieren. Die Schrecken der Revolution werden entrollt — endlich erwacht wieder die Natur, d. i. die Vernunft, die Besinnung auf das Echte und Ursprüngliche und Wahre —

Zu der verlassenen Flur kehrt er gerettet zurück.

Unvermerkt ist der Spaziergänger, wie er die Entwicklung der Zivilisation durch die verschiedenen Stufen verfolgt hat, in eine wildromantische Landschaft eingetreten, wo der rohe Basalt sich hebt, unberührt von bildender Menschenhand, und der Gießbach sich brausend Bahn bricht.

Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.

Nichts erinnert hier an den Menschen; rings herrscht nur hehre Natureinsamkeit. In ihren Armen atmet er auf nach dem schaurigen Traum; reiner faßt er wieder das Leben nach Wert und Ziel auf; fröhlichen Mut zu neuer Entwicklung gewinnt er; denn ewig wechselt der Menschenwille, ewig wälzen die Taten sich um — und wenn auch die Natur selbst in immer veränderter Schönheit prangt, jugendlich bleibt sie immer, aber auch fromm zugleich, indem sie das alte Gesetz ehrt. Und welchen Schluß hat daraus der Kulturmensch für sich selber zu ziehen?

Er soll nicht einen Riß schaffen zwischen sich und der Natur, denn er ist selbst ein Stück Natur, und so soll auch die Kultur nur eine Blüte der Natur sein, festgegründet auf ihre urewigen Gesetze, die Ordnung und Erhabenheit und Schönheit vereinigen, auf daß die Menschheit immer mehr dem Ideal entgegenreife in stetiger Fortentwicklung, im Bunde mit der ewig jugendfrischen, immer sich wieder erneuernden Natur —

Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns. — —

Die Frage nach den Anfängen der Kultur hat Schiller vielfach beschäftigt; in reizvollem mythischem Gewande führt sie uns „Das eleusische Fest" vor; rührend schön ist hier der Gedanke, daß die Erdgöttin, vom tiefsten Schmerze um ihr eigenes Kind geläutert, mit

fremder Not Mitleid fühlt und in ihrer Linderung Trost für das eigene Weh findet. Auch in der „Glocke“ wird die heilige Ordnung als die segensreiche Himmelstochter gepriesen, die den ungeselligen Wilden zu sanften Sitten gewöhnte und „das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande.“

Unwillkürlich fragt man sich am Schlusse eines Gedichtes wie „Der Spaziergang“, das mit seinen kulturhistorischen Bildern weite Rückblicke und Ausblicke eröffnet, wie sich Schiller eine Kultur gedacht habe, die sich auf jenen Grundsätzen aufbaut, die er hier im poetischen Gewande dargelegt hat. Die Antwort enthalten seine philosophischen Abhandlungen und Briefe. Kann man doch Kant und ihn als die wahren Begründer dessen nennen, was wir heute unter ästhetischer Kultur begreifen. Doch was heißt ästhetisch? — Im Unterschiede von dem Verstande (dem Intellekt) und von dem Willen mit seinen sittlichen Entschlüssen und Handlungen umfaßt das Ästhetische die Gefühlswelt und das Reich der Phantasie. Daß sie beide in der Bildung des gesamten Innenlebens des Menschen, also in der geistigen Kultur nicht verkümmern, sondern zu ihrem Rechte gelangen, darum haben unsere Klassiker sich allezeit gemüht. Sie haben dem Ästhetischen seine besondere bedeutungsvolle Stellung errungen, sie haben die hohe soziale Aufgabe der Kunst erkannt und gewürdigt. Schiller auf Grund seiner Kantstudien, aber vor allem auch auf Grund seiner durch und durch idealistisch und künstlerisch gestimmten Seele und seines durch Lebensschicksale gestählten und zum Heroismus gesteigerten Geisteslebens.

Schiller ist auf das tiefste von dem Dualismus der menschlichen Natur, von dem „Doppelsinn des Lebens“ durchdrungen. Auf der einen Seite ist der Mensch ein Sinnenwesen, d. i. Natur, auf der anderen ein geistiges Wesen, d. i. Freiheit. Wie sind beide zu vereinen? Das ist das Problem in Ethik und Ästhetik, von seiner Lösung hängen Begriff und Wert der Kultur ab, die sich auf Humanität d. i. die Vollentfaltung des Menschen gründet.

Es ist ungemein fesselnd, zu verfolgen, wie bei Schiller die sittlichen Begriffe Kants fruchtbar gemacht werden für das Ästhetische, so daß dieses als ein selbständiges Glied in der Kette der menschlichen Bildungsfaktoren erscheint. Niemand hat tiefer das Befreiende der Kantischen Moral empfunden, aber Schiller zuerst hat gegen ihre Starrheit seine Stimme erhoben. Gemäß dem Zuge seiner Natur zum

Heroischen bewundert er den Pflichtbegriff bei Kant, mit dem Abbruch aller Neigungen der Eigenliebe, mit der unerschütterbaren Achtung vor dem Gesetz, und ist im Prinzip mit ihm ganz einig, aber er mildert dessen Darstellung; er fürchtet, daß das Moralgesetz wie ein von außen fremd an uns herantretendes Gesetz erscheine; er will Freiheit, Selbstbestimmung wie Kant auch, aber während dieser die Würde des Pflichtbegriffes betont, fügt Schiller in seinem Enthusiasmus für das Ideal vollendeter sittlicher Kultur ihm die Anmut hinzu, d. h. die Freudigkeit im sittlichen Handeln. Nicht als Sklave des Sittengesetzes, sondern als Held der Selbstbestimmung will er handeln können! Auch das ist heroischer Idealismus. Der wahre Menschheitscharakter beruht darin, daß der Mensch sich selber das Gesetz gibt und dies Gesetz auch lebt und erfüllt, und dieser Freiheitsbegriff wird ihm auch Schlüssel für das Ästhetische. Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung. Hatte Kant in seiner Ästhetik vor allem das interesselose, reine Betrachten, das gefühlsmäßige Urteil ästhetisch genannt und somit das Subjektive — den Gemütszustand — gekennzeichnet, so geht Schiller auf das Objektive im Schönheitsbegriff aus. Z. B.: ein Wohnraum ist schön, wenn er sich die Form aus dem Gesetze des eigenen Daseins gegeben hat, eine Vase, wenn sich der zunächst äußere Zweck gleichsam in einen mit innerer Notwendigkeit selbstgewählten und mit innerer Freudigkeit gelebten Beruf verwandelt. Das Schöne wird zur Einheit von Natur und Freiheit. — Ein Gegenstand ist schön, der das in ihm selbst liegende Gesetz in seiner Form erfüllt und darstellt; er ist, wie wir sein möchten, wie zu sein unsere Aufgabe bleibt, d. h. eine Persönlichkeit zu sein, die ihrer innersten Bestimmung gemäß lebt.

So setzt Schiller das Schöne zum Sittlichen in Beziehung, indem er doch jedem seinen eigenen Charakter wahrt. Das Schöne ist Symbolisierung der Freiheit und ihres Reiches. Schiller schreibt an Körner im Februar 1793: „Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses Kantische, das zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: „Bestimme dich aus dir selbst," sowie das in der theoretischen Philosophie: „Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze." Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit." Schiller nennt in seiner Abhandlung „Über Anmut und Würde" die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen,

weil das ihr entsprechende Bedürfnis im Subjekte — in der Vernunft selbst gegründet und daher allgemein und notwendig ist; er nennt sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurteilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Ästhetisch denken bedeutet nach Schiller, das einzelne in seiner allgemeinen Bedeutung zu schauen und denkend zu fühlen, es also zu sehen als die Darstellung einer Idee. Dies ästhetische Denken, diese künstlerische Intelligenz erhebt er zur bildenden Kraft der Lebensanschauung, wie es bis dahin noch nicht geschehen war. So erscheint die ästhetische Kultur als durchaus selbständig in ihrem eigenen Wesen und in ihren eigenen Gesetzen, wenn sie auch die denkbar innigste Beziehung zur moralischen hat, denn wir würden nicht ästhetische Wesen sein und also nicht die Freiheit in der Erscheinung im Ästhetischen auffassen, wenn wir nicht der Anlage nach moralische Wesen wären.*)

Mit Grazie und Scharfsinn baut Schiller die Ästhetik des Lebens auf, unterscheidet die angeborene Körperschönheit, die architektonische, eine Gunst der Natur, und die geistgeborene Schönheit; jene macht dem Urheber der Natur, diese ihrem Besitzer Ehre, jene ist ein Talent, diese — also die Anmut — ein persönliches Verdienst. Was prägt sich in der anmutvollen Erscheinung aus? Etwa unbedingte Herrschaft des Naturtriebes? Etwa unbedingte Verleugnung der Forderungen der Sinnlichkeit? Nein! Es ist die schöne Seele, in der Neigung und Pflicht, Sinnlichkeit und Vernunft, Natur und Idee übereinstimmen. Dies vollendete Menschentum ist das Ideal unserer Sehnsucht; jene Harmonie der beiden Wesenheiten, die im Menschen vereinigt sind, ist die reifste Frucht der Humanität. Sie kostet Kampf, und in diesem wandelt sich die schöne Seele in eine moralisch große; der erhabene (heroische) Charakter zeigt den Sieg des sittlichen Willens über die Wut der Affekte, und Würde ist sein Ausdruck in der Erscheinung.

Mit dramatischer Lebendigkeit weiß Schiller besonders diesen Widerstreit von Pflicht und Neigung uns darzustellen in seiner klassischen Abhandlung über „Das Erhabene", das subjektiv eine Mischung von Frohsein und Wehsein, objektiv die Überlegenheit des Geistes über die Sinnlichkeit ist. Die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" sind

*) Goethe sagt: Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.

aber vor allem ein Denkmal der Übereinstimmung jener drei großen Geister: Kant, Goethe, Schiller; sie geben die Grundzüge der ästhetischen Kultur. Ethik, Ästhetik und Geschichtsphilosophie reichen sich hier die Hand. Wie Schiller in der Zeichnung des Kulturideals Stofftrieb und Formtrieb unterscheidet, um in der Vereinigung beider jenen geheimnisvollen Vorgang zu begreifen, in dem das Äußere verinnerlicht, d. h. geformt und das Innere veräußerlicht wird, d. h. Gestalt gewinnt, wie er die Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbsttätigkeit darstellt, das sind auch heute noch fruchtbare Gedanken. Fremdartiger mutet uns der sehr weit ausgedehnte Begriff des Spieltriebes an. Schiller sagt sogar: „Der Mensch ist nur der ganze Mensch, wo er spielt;" also ist das Spiel ein Hauptzug des Reinmenschlichen, und er deutet es als eine Verschmelzung des Stofftriebes und Formtriebes, als Wechselwirkung zwischen Verständnis und Mitteilung, zwischen Empfangen und Hervorbringen, so daß sämtliche Kräfte fröhlich waltend zusammen „spielen", in freier, sich selbst genügender, an keinen anderen Zweck gebundener Bewegung. Der Gegenstand des Spieltriebes ist die Schönheit, die „lebende Gestalt", d. h. die Gestalt ist Leben, und das Leben ist Gestalt.

Wir können also kurz sagen: Schönheit ist Seele; das Schöne ist das anschaulich gewordene Prinzip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen. Ist aber im Schönen das Seelenvolle der Menschheit ausgedrückt, dann ist auch das Kunstwerk geeignet, die Seele der Menschheit zu erziehen. Und wenn Schiller das Vergängliche und Nichtige und Verderbliche, das der Tag bringt, in Gegensatz zu solchen hohen Kulturaufgaben stellt, so tut er es im Hinweis auf die Wirren und Irrtümer der französischen Revolution. Aus solcher Unreife soll gerade die ästhetische Erziehung retten; durch Schönheit geht der Weg zur Freiheit; die künstlerische Durchbildung soll den Menschen innerlich erneuen und ihn somit brauchbar machen für die großen sittlichen Aufgaben. Die edelsten Geister hatten die Revolution mit Freuden begrüßt und waren dann bitter enttäuscht worden; Schiller erklärt: Wir wollen daran arbeiten, daß ein ähnlicher Augenblick in künftigen Jahrhunderten ein würdigeres Geschlecht finde.

So klingt durch die Briefe als Grundgedanke hindurch: Nur der Dichter ist der wahre und eigentliche Mensch, nur von ihm ist für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten.

Zu einer Geschichtsphilosophie der Dichtung im Umriß gestaltete sich unter Schillers Hand die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Auch sie ist ganz erfüllt von dem Gedanken an die hohe Aufgabe, welche die Poesie im Kulturleben der Menschheit zu lösen hat, und die Frische und Wärme in Auffassung und Darstellung läßt die Schrift auch heute noch in hohem Maße wirksam erscheinen für eine Erneuerung des ästhetischen Lebens, für moderne Kunsterziehung. Mögen wir Schiller in Einzelheiten richtig stellen, mag nicht alles, wie er will, in die Rubriken sich fügen; in den Grundstrichen sind seine Darlegungen unbedingt richtig und allezeit fruchtbar.

Wie Natur und Kultur sich gegenüberstehen, so das Naive als reine und ganze Natur, als das rein und gesund Natürliche dem Künstlichen und Verkünstelten; ebenso die Kinder, die Naturvölker und jene Zeiten, wo noch schlichte Einfalt waltet, wo die Einfälle Eingebungen eines Gottes sind, wo der Bruch zwischen Natur und Geist noch nicht erfolgt ist. Geniale Naivität ist das Kennzeichen Homers, Shakespeares und — Goethes, so verschieden ihre Art auch ist, die aus ihrer Zeit herausgewachsen ist. Die schöne Seele ist naiv, die erhabene sentimental. Jene ist die Natur, diese sucht die — verlorene Natur. Der naive Dichter rührt uns durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart, der sentimentalische durch Ideen. Im Altertum war das Leben eine holde Gelegenheit der Dinge, im Christentum ward es als eine furchtbare Frage auf die Seele der Menschen gelegt. Die Reflexion und die Empfindsamkeit, welche die Natur sucht wie ein Kranker, um zu gesunden, zerstören den holden Wahn der Harmonie. Die naive Dichtung ist vorwiegend heiter, rein, ruhig, gegenständlich; die sentimentalische ist in jenen Widerstreit zwischen der Begrenztheit der Wirklichkeit und der Unendlichkeit der Idee getaucht — aus ihr gehen die Satire, die Elegie, die Idylle hervor. Doch ist es verkehrt, das Sentimentalische als Schwäche zu verurteilen. Der sentimentalische Dichter will nicht nur seinen Stoff durchgeistigen, sondern auch freischöpferisch über seine Grenze und Natur hinaus umbilden, ergänzen und erhöhen; aber er muß sich hüten vor Überspanntheit und Phantastik, wie der naiv-realistische vor dem Gemeinen und Niedrigen.

In der literarischen Kultur der Menschheit muß demnach als Ideal die Vereinigung des Naiven und des Sentimentalischen vorschweben. Die Weltgeschichte der Dichtung ist die Spiegelung der Seelengeschichte der

Menschheit. Die Dichter haben die Aufgabe, immer feiner und frischer und kräftiger das Gefühlsleben der Menschen zu gestalten — und so ruft ihnen Schiller in den „Künstlern“ zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gesunkene sich heben! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, Still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!“

---

4. Schillers Darstellung des Tragischen.

Wie die Tragödie den Gipfel der Kunst bezeichnet, so ist auch das Problem des Tragischen das schwierigste der Ästhetik. Seit Aristoteles ist man nicht müde geworden, es je nach Zeitgeschmack und Weltanschauung zu deuten. Lessing erwies sich auch hier als Bahnbrecher. Es zeugt von ungemeinem Scharfsinn, wenn er die Wechselbeziehung zwischen den Begriffen Furcht und Mitleid aufdeckt und die Furcht als das auf uns bezogene Mitleid kennzeichnet und wenn er in einem schlecht überlieferten Text der berühmten Aristotelischen Definition der Tragödie den klaffenden Riß erkennt; aber heutigentags sind wir nicht nur in der philologischen Erklärung des Wortlautes und der Begriffe ἔλεος und φόβος über Lessing hinausgeschritten, sondern können uns auch seine Deutung der κάθαρσις in rein moralischem Sinne als einer „Verwandlung solcher Stimmungen in tugendhafte Fertigkeiten“ nicht mehr zu eigen machen. Auch Schiller, der große Tragiker, bleibt bei der Theorie des Tragischen noch befangen in moralischen Begriffen, indem er ein Kapitel Kantischer Ethik unmittelbar auf die Ästhetik überträgt; die Lust, d. h. die Rührung der Tragödie soll darin bestehen, daß sie uns die Vernunftfreiheit des sittlichen Geistes zu fühlen gibt, der über alle Leiden der Sinnlichkeit Sieger bleibt; also Darstellung des Leidens und des Widerstandes gegen die Leiden, in dem sich die Freiheit zeigt, ist der Inhalt und Zweck der Tragödie. Mit prachtvollen Worten weiß er uns ihre hohe Aufgabe in diesem Sinne zu deuten. „Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft, und um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen

Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören —, nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maße aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei solchen Szenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Notwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen?" — Schiller schaltet ähnlich wie Mendelssohn und nach ihm Lessing die Furcht bei der Auffassung des Tragischen aus und spricht von Rührung oder von dem Pathetischen, das jenes in uns errege, betont also das erhebende Moment, das in dem Trotz und der Treue gegen die eigene Sache liegt, neben dem niederdrückenden Moment, das in dem Leiden einer edelgerichteten oder großen Natur sich uns darbietet. Und fürwahr, das Tragische hat das mit dem Erhabenen gemein, daß es ein Wehsein und ein Frohsein in sich schließt, aber mit dem Pathetischen ist jenes und mit der sittlichen Erhabenheit ist dieses nicht erschöpft.

Auch in seinem Aufsatze: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" führt Schiller über das Ästhetische hinaus in andere Geistesgebiete, so prächtig seine Forderungen auch sind: daß die Bühne die Wirkung von Religion und weltlichem Gesetz verstärke, indem sie selbst die verborgensten Winkel des Herzens als der Gerichtsbarkeit der Moral unterworfen zeige, wenn sie eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele sei, und daß sie den Geist der Nation hebe und einige.

Mag also auch Schiller in der begrifflichen Darlegung des Tragischen uns heute nicht mehr befriedigen, so ist er um so vortrefflicher als Führer in der Darstellung des Tragischen selbst, und wir können dessen Wesen und Wirkung nach unserer heutigen ästhetischen Grundanschauung wohl aus seinen Tragödien abzuleiten versuchen. Wird dies doch zumeist darin bestehen, daß man das vom Dichter selbst Geahnte und Empfundene ins helle Bewußtsein rückt.

Das Problem des Tragischen lösen würde bedeuten, das Menschheitsproblem selber lösen. Denn die Tragödie ist ja ein Abbild des Lebens in seinen Höhen und in seinen Tiefen, in seiner Harmonie und in seiner Dissonanz; ja gerade das Rätselhafte, Unerklärliche, das Furchtbare, Entsetzliche in unserem Leben bringt sie zur Anschauung neben dem Hoheitsvollen, Großen, Hehren, Heiligen. Das Erhabene ist der ergiebigste Boden für das Gedeihen des Tragischen, wie auch Schiller ausführt; denn das Durchschnittsmaß überragende Gestalten sind zumeist und am wirkungsvollsten dessen Träger; der Ansturm des Leides richtet sich gerade gegen das Große in der Person des Helden, und so entsteht das Kontrastgefühl: solch großes Wollen und Können wird gehemmt, ja es scheitert und wird vernichtet. Sollte nicht des Gelingens Glück den Helden umsonnen? Und nun bildet den düsteren Hintergrund der Größe ein schweres Leid, ein Leid, um so härter und furchtbarer, je stolzer und herrlicher der Charakter des Gestürzten sich erwies, je mannhafter er wider alle Widerstände angekämpft hat, je höher die Ziele waren, die er sich steckte! Ja man möchte ausrufen: Welch eine Welt, in der das Außerordentliche zu Leid und Untergang bestimmt ist! Und was hat die tieferen Gemüter alter und neuer Zeit mehr bewegt und erschüttert als dies Problem? Der Vergeltungsglaube, die Forderung einer höheren Gerechtigkeit liegt zu nahe, als daß ein naives, gottgläubiges Gemüt nicht immer wieder, wie einst die Psalmisten und Hiob, jene große Frage aufwerfen möchte: Wie reimen sich Tugend und Unglück, Sünde und Glück? Die Tragödie ist so recht ein Kind des Doppelsinnes unseres Lebens, das, wie der Mensch in seiner Wurzel zwiespältig ist als geistig-leibliches Wesen, nun auch diesen Charakter wahrt, den Charakter des Unvollkommenen und des Widerspruchsvollen. Diesen Riß, der durch unser Sein hindurchgeht, stellt gerade der tragische Dichter in voller Schärfe dar, und wenn er auch sich hüten muß, einen Glaubenssatz

beweisen zu wollen, so wird doch die Zeit- und Weltanschauung in der Art der Konfliktlösung sich spiegeln müssen. Je einheitlicher also die Lebensauffassung in einer Zeit ist, desto einheitlicher wird auch die Darstellung des Tragischen sein, und je zerfahrener jene ist, desto schwankender auch diese. Der antike Mensch stand unter dem Eindrucke einer dunklen, unbegreifbaren Macht, eines Verhängnisses, das auch blind waltet und den Schuldlosen wie den Frevler ins Verderben reißt. Der moderne Geist trägt den Stempel der Freiheit; er will auf eigenen Füßen stehen und sein Wesen aus sich selber erklären; der Charakter ist das Schicksal des Menschen: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων. Dies tiefsinnige Wort des Weisen von Ephesos ist seit Shakespeares Zeiten die Losung unserer großen modernen Tragiker, aber keiner hat ihr so großartige Gestalt geliehen, wie unser Schiller:

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Eine Tragödie soll kein Lehrgedicht sein, das ein philosophisches System aufbaut, sondern sie will uns die Wirklichkeit zeigen mit ihrer Stärke und ihrer Schwäche, mit ihren Gipfeln und ihren Abgründen, mit ihren großen Fragezeichen. Was sie darstellt, ist etwas Bedeutungsvolles, das uns ans Herz greift, weil es auch des Dichters Herz ergriffen hat, mag er nun einem unbezwinglichen Idealismus huldigen, der auch den Untergang des Schönen noch mit Sonnenglanz zu umgeben vermag, oder den Pessimismus in voller Kraft zu Worte kommen lassen. Denn unleugbar ist die eine Wurzel des Tragischen tief in Pessimismus gesenkt, der das Unwägbare und Unmeßbare in unserm menschlichen Dasein mit Bitterkeit empfindet. So schwanken denn auch die heutigen Theorien der Ästhetiker über das Tragische hin und her; die einen wollen unbedingt Schuld des Helden für seinen Untergang, so daß Vergehen — sei es Ehrgeiz, Herrschsucht, Überhebung — in dem Tode ihre Sühne finden, andere wieder fordern unschuldiges Leiden und unschuldigen Tod, der als Lösung des Konfliktes zugleich eine Erlösung von allen Zweifelsqualen ist: wieder

andere wollen ebenso viele Erhebung wie Niederschmetterung in der Tragödie finden, wollen „im Schauer süßen Mitgefühls den sturmbedürftigen, doch vom Lebenszwange beklemmten Sinn erleichternd reinigen", sodaß er „von der eignen Füll' erlöst in heiterm Gleichgewicht sich wiederfinde"; und wieder andere wollen nur einen neuen Beweis haben für das Elend und die Trostlosigkeit des menschlichen Daseins, das unverständig und unverständlich in seiner Wurzel und in seinem Gipfel sei. Dem Heroismus der Schillerschen Lebensauffassung und seinem Idealismus entspricht es, daß auch in seinen Tragödien der Nachdruck darauf liegt: die Größe der moralischen Widerstandskraft an der Größe des Leidens zu messen und somit die sittliche Freiheit gegenüber aller Naturmacht, die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit triumphieren zu lassen. —

Das Tragische ist so weit und reich und tief, daß es sich nicht auf eine Formel bringen läßt, weder in dem unaufhörlich in neue Formen sich wandelnden Leben, noch in der unerschöpflichen Phantasie des Dichters. Auch bei Schiller gewinnt es die verschiedensten Gestalten.

Schuldlos, in tragischem Seelenkonflikt, sinkt Max Piccolomini, mit ihm Thekla, in den Tod; schuldlos-schuldig, an innerem Widerstreite geht Johanna zu Grunde, doch der Tod ist ihr willkommen, eine Lösung des Konfliktes und eine Erlösung zugleich, wie in pessimistischem Sinne die Ablösung vom Leben, die Vernichtung des Seins Talbot mit Befriedigung begrüßt, und wie Maria, innerlich geläutert, büßt, was einst ihr heißes Herz gefehlt hat.

Es gehen die einzelnen unter als Opfer der Widerstände einer beschränkten Zeit und einer verderbten Welt in „Kabale und Liebe" und im „Don Karlos", aber die Idee überlebt sie, weil sie an innerer Wahrheit und Kraft unsterblich ist.

Ohne Schuld sinkt der Taucher dahin, von hohem Streben getrieben — oder will etwa Philistermoral ihm als Überhebung anrechnen, was der Entschluß kühnsten Mutes und süßester Hoffnung ist?

Wohl aber kann man von frevelnder Überhebung reden, wenn die Größe sich selbst das Grab gräbt, um freilich das Verbrechen mit dem Tode zu sühnen, in Karl Moor, Fiesko, Wallenstein und Don Cesar.

Beleuchten wir dies nun im einzelnen etwas näher, wenn auch nur in den hervorstechendsten Zügen. Wenn in der Blüte der Jahre ein junges Menschenleben von dem unbarmherzigen Mäher Tod dahin-

gerafft wird, so ist das gewiß tieftraurig; wir stehen dann auch in bangem Schmerz vor der Frage nach dem Warum? und harren umsonst auf Lösung des Rätsels, das ein unbegreifliches Schicksal den Sterblichen darbietet. Aber ist es tragisch? Der Sprachgebrauch, der alles verflacht, scheut sich nicht vor der Bezeichnung; aber wenn wir den ästhetischen Begriff als solchen festprägen wollen, dann halten wir doch wohl jene zurück, in einem Falle, wo nur ein höheres Unglück wie ein Sturmwind die Knospe bricht, wo widerstandslos menschliche Schwäche von unabwendbarer Kraft bezwungen wird. Anders geartet ist schon der Fall, wenn die Willensenergie das langsame Sterben hinhält, sich immer wieder aufbäumt wider den mitleidlosen Würger, um endlich doch nach Sieg und Niederlage das müde Haupt vor dem letzten Streich zu beugen. So setzt Tragik eine gewisse Größe und einen Kampf wider höhere Mächte voraus, und ihr Nerv ist der Widerstreit von Lebenwollen und Leidenmüssen, und ihre Wirkung nicht nur unlustvolle Niederdrückung, sondern auch lustvolle Erhebung, Herzenserwärmung voll Mit-Leidens, Herzenskräftigung und Gemütsbefreiung. Ein tragischer Fall dieser Art ist der des Max Piccolomini und der Thekla. Da haben wir zunächst die schärfsten Kontraste: die zarte, rosige Liebe eines beglückten Menschenpaares und die rauhe herbe Wirklichkeit, arglose, sich selbst und ihrer Liebe lebende Gemüter und die düstere Macht des Verhängnisses, die ihre Fittige gerade über das holdeste Sein breitet; wir haben reingestimmte, hochgerichtete und hochgemute Seelen inmitten einer verderbten, von Lug und Trug und Hinterlist sich nährenden Umgebung. Ein Max mit seinem kindlichen Gemüt, seiner hingebungsvollen Begeisterung, seinem Wahn von Menschengüte, seinem schwärmerischen Idealismus ist zu gut für diese unvollkommene Erde und insonderheit für seine nur von gemeinem Nutzen beherrschte Zeit. Den Maßstab für die anderen gibt ihm sein eigenes ebenso reines wie starkes Herz, und so muß denn sein Los schmerzliche Enttäuschung und bittere Niederlage sein. Seine Göttin ist die „Wahrhaftigkeit, die reine, die welterhaltende", und nun öffnet sich vor ihm ein Abgrund voll Unwahrhaftigkeit, Verrat und List: der Feldherr, der ihm „wie der feste Stern des Pols als Lebensregel vorgeschienen", der ihm „das Antlitz eines Gottes trug", ist ein Verbrecher, ein Verräter, und sein Vater noch Schlimmeres als das — da klagt er: „Vertrauen, Glaube,

Hoffnung ist dahin, denn alles log mir, was ich hoch geachtet". — Was soll er tun? Soldatenehre und Fahneneid verpflichten ihn dem Kaiser, Dankbarkeit und Liebe dem Friedländer; wohl lockt mit süßer Sirenenstimme das Herz, während die eiserne Pflicht ihn in unzerreißbare Bande schlägt. Er weiß sich geliebt; das ist höchste Seligkeit, aber er weiß keinen Ausweg aus dem tragischen Widerstreite und der Verzweiflung als den alle Unruhe zur Ruhe bettenden Tod. So stirbt er den Heldentod. Betrauern wir ihn? Gewiß! Aber ist das rührseliges Mitleid? Nein. Die Klage erstirbt auf unsern Lippen vor dem Jubel über solche Heldengröße, die sich selber treu bleibt. Die niederdrückenden Empfindungen des Schmerzes über das Los des Schönen auf der Erde schwinden vor den erhebenden, die uns den Glauben an die siegreiche Idee der Menschenwürde retten. Wir sehen, auch der unterliegende Mensch trägt den unheimlichen Mächten gegenüber, die ihn niederwerfen, ein Etwas in sich, das jenen gleich, ja vielleicht sittlich überlegen ist. Welch tragische Größe liegt auch in dem Verzicht der hochgemuten Thekla, die, vor die große Frage ihres Lebens gestellt — ob Genuß oder Gewissen über die Zukunft entscheiden soll — den Geliebten auf die Bahn der Pflicht weist, die, wie sie weiß, die einzig mögliche ist! So erringt in ihnen beiden der tragische Heroismus den schönsten Sieg, der die dem Tode Verfallenen unsterblich macht.

Hier ist der Einzelfall ein Sinnbild des Allgemein-Menschlichen. Ein jedes Herz, das Enttäuschung und Wirrnisse in sich durchkämpfte, fühlt und leidet mit diesen jungen Seelen, die so früh dahin müssen — denn es ist das Los des Schönen auf der Erden. —

In ein Reich der Wunder und Träume und Visionen führt uns dagegen die „Jungfrau von Orleans". Aber trotz des Übernatürlichen und Romantischen, das der Nerv dieser Tragödie ist, werden wir doch durch den wahrhaft tragischen Konflikt und dessen heroische Lösung in unserer tiefsten Seele erschüttert. In großartigen Kontrastbildern entrollt sich das Geschick der Heldenjungfrau. Die Himmelskönigin hat von ihr das furchtbare Gelübde genommen, mit dem Schwerte alles Lebende zu töten, das ihr der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschickt, und auf dem Gipfel ihres Heroismus zeigt sie sich, als der zarte Jüngling Montgomery im Gedenken an seine ferne Braut sie um Schonung beschwört „bei der Liebe heilig waltendem Gesetz, dem

alle Herzen huldigen"; doch in grauser Überhebung und tragischer Ironie ruft die Gottesstreiterin ihm das Wort entgegen: „Nimmer kennen werd' ich ihren Dienst". Nach kurzem Kampfe fällt der Jüngling, und nicht ohne Mitgefühl bleibt das weiblich fühlende Herz der Siegerin. Der Ruhm trägt die Befreierin ihres Vaterlandes auf seinen Fittigen immer höher empor, und immer tiefer versenkt sie sich in ihren gottgewollten Beruf, so daß sie im sicheren Selbstbewußtsein bekennt:

Weh' mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem irdschen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!

— Die tragische Ironie dieses Wortes soll nur zu bald in Wahrheit sich verkehren. Dem Abgesandten der Hölle widersteht sie. Aber da naht eine andere Versuchung: der englische Feldherr Lionel, und sie soll es empfinden, daß der Mensch, der lebendig fühlende, der leichte Raub des mächtigen Augenblicks ist. Wohl schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand, doch er umschlingt sie; Brust an Brust ringen sie; sie reißt ihm den Helm vom Kopfe und zückt das Schwert zum Todesschlage: da sieht sie in sein männlich schönes Antlitz und — vermag es nicht, den Streich zu führen; im Kampfe mit der sinnlichen, nein — rein menschlichen Regung unterliegt sie der Macht der Liebe: „Was hab' ich getan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" — Fortan empfindet sie nur den tragischen Kontrast: sie, die Retterin Frankreichs, die Heilige, die von allen Verehrte und Bewunderte, weiß sich selbst unrein, unheilig, treubrüchig. Alle Bitternisse kostet sie bis auf die Neige; die schwerste Sühne nimmt sie auf sich, läßt sich verfehmen als Zauberin, irrt einsam und ausgestoßen in der Wildnis umher, aber sie erlangt den inneren Frieden zurück, und wie sie gefangen vor Lionel geführt wird, der ihr Rettung, Ehre, Liebe bietet, triumphiert sie in tragischem Heroismus über diese riesengroße Versuchung und von neuem überströmen sie Gotteshuld und Gotteskraft; sie zerbricht die Fesseln, entfaltet die heilige Fahne, führt die Ihren zum Siege und geht so jauchzend in den Tod, schon verklärt vom Himmelslichte auf Erden:

Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

So hat sie, reif für die Ewigkeit, in heißem Ringen mit dem eigenen Herzen sich die Unsterblichkeit erstritten. Eine Tragik, die das Leben zerstört, um das Leben zu erhöhen, flicht den Kranz unvergänglichen Ruhmes um ihre Stirne.

Ein ähnliches Antlitz voll tragischer Erhabenheit zeigt uns am Schlusse ihrer Tage die sonst so ganz anders geartete, schöne Sünderin Maria Stuart.

In höchst dramatisch und bühnenmäßig wirkungsvoller Weise führt uns der Dichter sogleich in die tragische Situation hinein: die stolze Schottenkönigin in unwürdiger Gefangenschaft, in der härtesten Freiheitsbeschränkung, die der puritanische Kerkermeister der Katholikin auferlegt. Wohl zeigt sie sich ergeben und demütig, aber unter der Asche glimmen die glühenden Funken — ein Windstoß, und die zurückgehaltene Leidenschaftlichkeit und Begehrlichkeit der Sinne wird hell auflodern. Doch zunächst richten sich ihre Gedanken der Vergangenheit zu, und die schwere Schuld, die diese in sich schließt, drückt ihr aufs Herz und stimmt sie weich zu tiefster Reue. Diese prägt ihr einen Adel von ergreifender Tragik auf. Nicht minder würdevoll ist ihre Haltung Burleigh gegenüber, der ihr das Todesurteil verkündet; mit Stolz wirft sie die ungerechten Anschuldigungen zurück und treibt den hinterlistig, kalt berechnenden Staatsmann in die Enge, aber sie entzündet freilich seinen Haß noch mehr. Wohl wirken der schwärmerische und tapfere Mortimer und der gleißnerische Leicester in ihrem Sinne für eine Unterredung mit der Königin Elisabeth, aber ihre Größe, die sie hier zunächst in Selbstbeherrschung und Demütigung zeigt, wird neben ihrer Leibesschönheit vor der gefallsüchtigen, eitlen und gehässigen Nebenbuhlerin ihr zum Fallstrick. Die Tragik ist hochdramatischer Art. Welcher Kontrast zwischen beiden Frauen! Welch Seelenkampf in der Brust der Maria! Wie grausam die Gegnerin! Jene ist eine Königin an Hoheit — diese eine unwürdig und niedrig Denkende, die in der ungebrochenen Gegnerin nur das schwache, unterliegende Weib zu kränken und niederzudrücken sucht. Hochgemut gesteht Maria ihren Jugendfehler ein — aber sie reißt auch zugleich der Heuchlerischen die falsche Maske der Tugendhaftigkeit ab und triumphiert über die moralisch Vernichtete. Doch der Triumph, den sie mit der ganzen Wollust ihres heißen Herzens genießt, kostet ihr das Leben. Aber Maria erweist sich auch als Heldin in der schwülsten Szene, die

Schiller geschaffen hat, in dem Kampf mit dem Liebeswahnsinn Mortimers. Nicht minder behauptet sie sich, als in der Nacht sie klopfen hört; vom Hoffnungsstrahl getroffen wähnt sie, es könne der Befreier sein und dann erblickt sie Sir Paulet, der ihr die Kunde bringt, das Blutgerüst sei aufgeschlagen. In diesem tieftragischen Wechsel, wo „der süße Trieb des Lebens“ mit jähem Schlage vernichtet wird, bleibt sie groß, und vermag „der Erde Hoffnung zurückzustoßen mit entschlossener Seele, und glaubensvoll den Himmel zu ergreifen.“ Und wahrlich, für sie ist der Tod nur noch ein Erlöser, ein ernster Freund, der wohltätig heilend ihr naht: „Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt, Den würd'gen Stolz in meiner edlen Seele.“

Auf ein Jenseits, das den im Leben zu frühe gebrochenen Herzen ein reines ewiges Glück verheißt, deuten Johanna und Maria hin, die im Leiden geläutert wurden; in die Zukunft, die Sühne bringen soll, weisen „Kabale und Liebe“ und das Schicksal des Marquis Posa. In beiden liegt die Tragik darin, daß das Edle dem Gemeinen unterliegt. Aber müssen wir nicht fragen: Ist der Ausgang in „Kabale und Liebe“ nicht im höheren Maße entsetzlich und jammervoll als tragisch? Geht da nicht eine heiße, reine Liebe an der Erbärmlichkeit der Welt schuldlos zugrunde? Triumphiert nicht die Bosheit? Ist nicht der Haß des Erbärmlichen wider das Erhabene hier das Schicksal, das blind wütet wider die heiligsten Seelenregungen, wider Liebe und Hingabe? — Wenn Ferdinand im Wahn, die Geliebte habe ihn betrogen, da sie selbst gestanden hat, den Liebesbrief an den Marschall geschrieben zu haben, ihr und sich selbst Gift reicht, da handelt er doch in leidenschaftlicher Befangenheit. Wohl sucht er die Tat zu beschönigen: „Die oberen Mächte nicken mir ihr schreckliches Ja herunter, die Rache des Himmels unterschreibt.“ Aber er selbst muß, wie die Augen über das Bubenstück sich ihm öffnen, gestehen, daß es ein Mord war, den er vor den Richter der Welt hinschleppen soll. Der Dichter vermeidet es, die Frage nach der sittlichen Weltordnung zu entscheiden. Aber, wenn wir nicht einfach vor dem Gräßlichen erbeben sollen, können wir die Tragik hier nur darin finden, daß der Einzelwille, wie er in Ferdinand hervortritt, gebunden an Willkür und Überhebung, fallen muß vor jener höheren sittlichen Macht, die erhaben thront über allem Vergänglichen und Verwirrenden. Doch

vor allem bestätigt dies Drama jene Tragik, die den einzelnen Menschen mehr die Schuld des allgemeinen, hier des Standesunterschiedes, als eigene Schuld büßen läßt. Die Tragödie richtet eine tief pessimistische soziale Frage an die Zukunft.

In „Don Karlos" ist auch die Tragik, wie die Idee des Ganzen im Zwielicht schillernd. Ursprünglich sollte das Drama ein Familiengemälde nach der Art von „Kabale und Liebe" werden, dann ward es ein Ideen-Drama; der Infant ward in der Sympathie des Dichters von dem weltbeglückenden Idealisten verdrängt. Aber es liegt erschütternde Tragik darin, daß gerade die von neuen, hohen Gedanken Getragenen dem Unverstande der Welt erliegen, daß sie verkannt und verachtet, belacht und verfolgt werden, wie der König den begeisterten Verkündiger der Gedankenfreiheit einen „sonderbaren Schwärmer" nennt. Aber diesem „sonderbaren Schwärmer" gilt das Ideal der Freundschaft und der Menschenbeglückung mehr als das Leben. Es ist tragisch, wie in ihm mit Größe sich auch die menschliche Schwäche verbindet, die in waghalsigem Intriguenspiel und in trügerischer Hoffnung auf den Zufall sich verrät. In dem Schicksal des Prinzen, dem der Vater die Geliebte geraubt, und Posas, der dem Dienste der Idee sich opfert, liegt Tragik, aber auch in dem des einsamen, nach einem Menschen unter den Tausenden dürstenden, allmächtigen und doch in sich so ohnmächtigen Herrschers gewaltiger Reiche. Umsonst ist das Opfer, das Posa bringt, umsonst der Heroismus, mit dem der Prinz seine Liebe dem Staatsideal opfert; die leuchtenden Sterne sinken in dunkle Wolkennacht, und das kühne Traumbild eines neuen Staates zerrinnt wie Rauch in der Luft. Jenes Jahrhundert war noch nicht reif für so hohe Ideen; diese senden immer ihre Propheten voraus, die aber zugleich zu Märtyrern werden.

Die Tragik, in der edle Naturen zu Verbrechern werden, bieten uns Karl Moor, Fiesko, Don Cesar und Wallenstein dar. — Die „Räuber" sind unzweifelhaft dasjenige Werk Schillers, in dem die größte instinktive, schier elementar unbewußte Dichterkraft sich wirksam zeigt; an die metaphysische Frage nach einer sittlichen Weltordnung rüttelt es mit Gewalt und läßt diese sowohl von dem gemeinen wie dem erhabenen Verbrecher bejahen. Franz Moor zeigt wohl einen ins Riesenhafte gesteigerten Gottes- und Menschenhaß, und der von der Natur Vernachlässigte, in seinen Rechts- und Besitzansprüchen Zurückgesetzte scheint ein gewisses Anrecht

zur Schurkerei zu haben, aber seine feige, verlogene und versteckte Art läßt den Eindruck der großen echten Tragik nicht aufkommen. Höchstens wie er angesichts des Todes über die Pöbelweisheit von Gott und Unsterblichkeit spottet und halbwegs doch wieder die Möglichkeit zugibt — „es ist ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen ist oder ein Auge findet über den Sternen. — Rächet denn droben über den Sternen einer? . . . Wenns aber doch wäre! . . . Warum schaudert mir so durch die Knochen? Sterben! Warum packt mich das Wort so? Rechenschaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht ist, Waisen und Witwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf — und wenn er gerecht ist? Warum haben sie gelitten? Warum hast du über sie triumphiert?" — Am Ende findet er doch keinen Ausweg aus seinen Zweifelfragen, wirft sich in den Sessel herum mit schrecklichen Bewegungen, um dann ein Ende selbst zu machen durch Erdrosselung. So viel Mut lebt also doch in dieser tückischen Seele, daß er zur heroischen Tat sich wendet.

Was an Karl Moor tragisch wirkt, das deutet Schiller in der Vorrede, doch nur ganz flüchtig an: „Ein Geist, den das äußerste Laster nur reizet um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erheischet, um der Gefahren willen, die es begleiten — der notwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina werden mußte; unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweite und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten."

Er ist eine kraftstrotzende, überquellende Natur, und wenn wir die Auswüchse auf Rechnung der stürmischen Jugendlichkeit des Dichters setzen, so haben wir hier die sich gegen die Einschnürungen, Härten, Schwächlichkeiten und Grausamkeiten der Kultur aufbäumende Elementargewalt einer in sich edlen und großgerichteten Seele. Wir haben den allgemein menschlichen Gegensatz und Kampf, wie er immer wieder in der Geschichte, auf den verschiedenen Gebieten des Lebens hervortritt: Die Revolution der Natur wider die Übergriffe der Kultur. Kann es einen Stoff von allgemeinerer Tragik geben? Es liegt an sich schon in dem Wesen der Kultur, daß sie die Natur zurechtstutzt und verfeinert; ist der Schritt zur Unterdrückung und Mißhandlung dann weit? Wo viel Licht, ist viel Schatten, und der Schatten einer gesteigerten Kultur mit technischen und materiellen Errungenschaften fällt

ins Innere der Menschen. Schäden und Schwächen aller Art wuchern auf, und da erhebt sich denn immer wieder die verhöhnte Natur und fordert ihre ewigen, heiligen Rechte. In ihren Dienst stellt sich mit groteskem Pathos Karl Moor, aber bei ihm wird Freiheit Zügellosigkeit, Größe der Gesinnung zum Verbrechertum und sittliche Empörung über schnödeste Bosheit und Gemeinheit zu einem Räuberwesen, das alle Schranken der Sitte durchbricht. Karl Moor glaubt das Richter- und Rächeramt des Ewigen üben zu dürfen mit Greuel und Verwüstung und am Ende sieht er ein: daß „zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden". Und so bleibt ihm nur das eine, womit er die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann: sich selbst ihr zum Opfer zu bringen durch den sühnenden Tod.

So weht durch dies Drama der heiße Atem jener Tragik, in der Menschengröße, wenn sie zur Überhebung ausartet und das schrankenlose Wollen zu Gewalttätigkeit fortgerissen wird, an der eigenen Überfülle zugrunde gehen muß.

Bei weitem nicht so typisch kraftvoll ist die Tragik im „Fiesko". Hier haben wir die Ansätze jener großartigsten Tragödie des Ehrgeizes, die wir in deutscher Sprache besitzen, des „Wallenstein". Je näher er dem Sturze der Doria und somit einer verführerischen Gewalt kommt, desto mehr berauscht er sich an ihr. „Welch' ein Aufruhr in meiner Brust! Welche heimliche Flucht der Gedanken — gleich verdächtigen Brüdern — die auf eine schwarze Tat ausgehen, auf den Zehen schleichen und ihr flammrot Gesicht furchtsam zu Boden schlagen, stehlen sich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei." . . . Und wie er die stolze Stadt im Glanze der aufgehenden Sonne sieht, ruft er: „Diese majestätische Stadt! Mein! Und darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag!"

So reift der Entschluß, die Republikaner als Werkzeuge zum Sturze der Doria zu benutzen und dann selbst Herzog zu werden. Verrina warnt ihn vergebens und vollzieht dann das rächende Strafgericht, indem er ihn ins Meer stürzt.

Verfolgen wir die Bahn, in der sich die Vorstellung des Tragischen bei Schiller entwickelte, so sehen wir die philosophische Spekulation sich mehr und mehr vor die Erfahrung und das rein Intuitive vordrängen; daß das Tragische seinen tiefen Grund im Moralischen hat, daß persönlich aus dem

Charakter fließende Überhebung ihre Sühne finden muß, daß das Leben der Güter Höchstes nicht ist, wohl aber der Übel größtes die Schuld: das veranschaulicht uns in herrlichen lyrischen Gesängen und in dramatisch bewegter Handlung die „Braut von Messina". Tragisch ist der furchtbare, hohe Ernst, der über dem Ganzen waltet, kein Lächeln duldend, sondern in Feierlichkeit und Schrecklichkeit nur immer sich noch steigernd. Tragisch ist die Verkettung von Freiheit und Notwendigkeit, von Schicksal und Charakter; unheimlich schillern diese beiden Momente in dem Drama durcheinander; auf der einen Seite setzt sich das Schicksal durch, gemäß den dunklen Andeutungen, die es in den Träumen gegeben, und andrerseits folgen die Personen dem eigenen Willen und Entschluß. Was wissen Beatrice und die Brüder von jenen düsteren Vorherbestimmungen? Sie handeln nicht als Marionetten, die eine unsichtbare Hand tanzen läßt, sondern aus ihrem eigenen Herzen heraus, ihrer wilden, leidenschaftlichen Art nach, die vom Ahn her ihnen im Blute liegt. Und die tragische Ironie ist es, daß Isabella, je mehr sie den Orakelsprüchen sich zu entwinden wähnt, immer tiefer sich in ihre Netze verstrickt. Sie hat es nicht übers Herz bringen können, den Orakeln und dem Willen des grausamen Gatten gemäß ihre einzige Tochter aussetzen zu lassen, sie hat sie in einem Kloster verborgen; und nun entbrennen die beiden Brüder, die sonst der Haß trennt, in Liebe zu ihr — der Schwester. Don Cesar findet sie in den Armen des Bruders, sticht in jähem Zorn ihn nieder und sühnt dann durch den Tod, den er sich gibt, den grausen Brudermord. Und welches ist der Dämon, der, sei es in das Gewand des Schicksals mit Flüchen und Träumen und Orakeldeutungen sich hüllend, sei es in den Personen selbst wirksam, die Begebenheiten vorwärts treibt? Es ist der Dämon der Heimlichkeit, den Don Cesar verflucht. Unheimlich schwebt er über den Nachkommen dessen, den der Vater verwünschte, und geheimnisvoll ist all das Tun und Treiben der Personen. Dem strengen Gemahl gegenüber, der dem Vater einst die Braut geraubt hat, bewahrt die Fürstin jahrelang das Geheimnis der Rettung ihrer Tochter; in Lug und Trug hüllt sie ihr Leben; so ist die fürstliche Ehe ein segenloser Bund, ja aus geheimnisvoll verderblichem Samen wächst der Haß der Söhne empor. Lichtscheu krumme Liebespfade wandeln sie, rücksichtslos handelnd, ohne Scheu vor dem Klosterfrieden; auch versöhnt

üben sie Heimlichkeit vor der Mutter und untereinander, und Beatrice selbst verbirgt dem Geliebten den Besuch der Leichenfeier, wodurch alles Böse der Folgezeit entspringt.

So umgarnen sich alle einander mit dem Netze der Heimlichkeit, das freilich der Dichter immer dünner werden läßt, so daß es nur vorm frühzeitigen Reißen durch die Hast der Brüder — die geraubte Schwester zu suchen — geschützt wird. Und in diesem Netz gehen die Brüder aneinander zugrunde. „Denn das Gute liebt sich das Gerade, böse Früchte trägt die böse Saat.“ Ahnungsreich hat der Chor dies Wort zu Anfang gesprochen, und furchtbar geht es in Erfüllung.

Don Cesar hat in blinder Leidenschaft seinen Bruder erschlagen. Entsetzen faßt uns über die Tat, aber wir fühlen doch mit ihm, wir sehen es als Ausbruch eines jähzornigen Charakters an, dem die Besinnung von der wilden Eifersucht geraubt ist. Wir denken nicht daran, die Tat als eine Fügung einer jenseitigen tückischen Macht anzusehen, und so klagt auch er selbst nicht das Schicksal an; er steht ein für das, was geschehen, mit seinem eigenen Leben; sein Platz kann ferner nicht sein auf Erden unter Lebenden; er sühnt als sein eigener Richter sein Verbrechen. Und wir spüren die Wahrheit seiner Worte.

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne. —
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Man tut der Tragödie bitter unrecht, wenn man sie als Schicksalstragödie im Sinne der Schauerdramen von Werner und Müllner bezeichnet. Freilich hat der Dichter mehrfach selbst einer derartigen Verkennung den Weg gewiesen, wenn er auf die Orakelsprüche und den Fluch zurückweist, aber das Rein-Menschliche in seiner Größe und in seiner Schwäche ist doch so reich vertreten, daß davor die Wirkung der unheimlichen Sprüche zurücktritt, und die ganze Handlung ist in eine solche heroische Pracht und Würde emporgehoben, daß das

Schicksal, gegen dessen Satzungen diese heißblütigen Menschen verstoßen, nichts mit jener kleinlichen und willkürlich-tückischen Macht zu tun hat, die ihr Unwesen mit alten Messern und Dolchen in jenen Gebilden des künstlerischen und sittlichen Irrwahns treibt.

Bei Schiller gilt überall das Wort:

> Die Zeit ist eine blühende Flur,
> Ein großes Lebendiges ist die Natur,
> Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Von solcher Anschauung ist die Wallenstein-Tragödie durchdrungen, die den Höhepunkt in der Darstellung des Tragischen bei Schiller bezeichnet. Wir finden hier die verschiedenen Formen vereinigt: das Unterliegen eines großen hohen Wollens, das naturgemäß an Schranken anstößt, diese niederzuwerfen sucht, sich überhebt und strauchelt, wie bei Karl Moor und Fiesko; wir finden einen Seelenkonflikt wie in der Johanna: soll er reumütig dem Kaiser seine Gedankenschuld bekennen oder soll er offen zu den Schweden übergehen? Wir finden ferner eine sittliche Läuterung eines mit sich selber ringenden, vom Unglück betroffenen Helden wie in der Maria und endlich das Hineinspielen des Wahnglaubens wie in der „Braut von Messina".

Aber für Wallenstein gilt das Wort Illos: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne". Der Zug seines Herzens, die Herrschbegier, die Ruhmsucht, das Gaukelspiel seiner in Hoffnung und Furcht überregen Phantasie und das mystische Vertrauen auf die Stellung der Gestirne da droben: das sind seines Schicksals Sterne. So ist das Schicksal für ihn eine innerweltliche (immanente), nicht eine überweltliche (transzendente) Macht. Das finstere Geheimnis des Fatums wird, wie Jordan sagt, aufgelöst und entschleiert hingestellt als das Gesetz der menschlichen Natur: *ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*. Wallenstein fühlt selbst in sich schmerzlich, wie innere Freiheit und äußere Notwendigkeit miteinander streiten; er wälzt die folgenschwersten Gedanken in seiner Brust, aber er möchte immer noch bis zum letzten Augenblicke die endgültige Entscheidung in seiner Hand behalten:

> In meiner Brust war meine Tat noch mein.
> Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
> Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
> Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
> Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
> Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

— Es ist der unheimliche „Doppelsinn des Lebens“, den selbst ein Wallenstein fürchtet; alles und jedes läßt eine doppelte Auffassung zu:

> Selbst der frommen Quelle reine Tat
> Wird der Verdacht, schlimm deutend, mir vergiften —

was unschuldig gemeint, nur in der Laune, der Leidenschaft kühn war, es formt der Verdacht um; was planlos war, erscheint weitsehend, planvoll; was ein Wort des Zornes, des frohen Mutes im Überschwang des Herzens, erscheint als künstliches Gewebe und findet einen schweren Kläger. — Eine geborene Herrscherseele, auf einen Herrscherplatz gestellt, empfindet er doppelt reizvoll und lockend die Versuchung. Er ist ein Mann, der Übermensch genug ist, einer Welt zu trotzen; die Gräfin nennt ihn einen Riesengeist, der nur das Recht in der Macht zu suchen habe, für den es Pflichten und Maßstäbe von außen nicht gäbe — „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst“ — d. h. also auch der Frevler von Teufels Gnaden, das schroffe Individuum jenseits von gut und böse, die blonde und die schwarze Bestie, um Nietzsche-Schlagwörter für Begriffe zu verwenden, die seit der antiken Sophistik nimmer ausgestorben sind. Und die Gräfin Terzky ist in der Tat eine diabolische Sophistin; man denke nur an das dämonische Paradoxon: „Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel, Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen.“ — Und Wallenstein selbst, der freilich den unsichtbaren Feind, die Idee, die heilige Kraft des Kaisertums fürchtet, somit trotz seines rücksichtslosen Wirklichkeitssinnes die Imponderabilien zu würdigen weiß, vertritt doch auch denselben Größenwahn, Max gegenüber. Dieser Zwiespalt ist echt tragisch in einer so groß angelegten Natur. Da nennt er des Jünglings Ideen Phantasiegebilde, jugendlich messe er mit seinen Begriffen von Pflicht und Gesetz der Dinge Maß, die nur sich selber richten — „Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig, Bös' oder gut — und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunklen Namen, Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.“ — An sich ist also nichts gut noch böse, das Denken macht es erst dazu — wie Hamlet sagt. Wallenstein belügt sich selbst, wenn er die idealen Mächte aus dem Leben streichen will.

Es ist die Sophistik des brutalen Egoismus: „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten“ und „wir handeln, wie wir müssen.“ Er fühlt in sich den Geist des Cäsar, und so muß auch er zum

Verräter werden. Aber die tragische Ironie will es, daß der große Rechenkünstler sich verrechnet, daß die idealen Mächte, die ihm bald unheimlich, bald nur Hirngespinste der Jugend sind, sich wider ihn erheben, daß das Gewissen und mit ihm die Treue diejenigen von ihm sich abwenden läßt, die er gerade am notwendigsten braucht, und daß sein eigener Treubruch wieder durch Treubruch belohnt wird. Es ist die Ironie, daß er in verblendetem Glauben an sich selbst wähnt, den Sternenlauf und das Schicksal kommandieren zu können, und so Oktavio und Butler blind vertraut. Denn wie sollte er irren können! Er, der des Menschen Kern hat untersucht und darum nun auch sein Wollen und sein Handeln genau kennt! Er preist die Treue und wird treulos; er muß wissen, daß dies Heer, das er selbst als den Auswurf der Menschheit bezeichnet, nur so lange ihm treu bleiben kann, als es das eigene Begehren gestillt sieht, aber er verfällt in denselben Fehler, dessen er Max beschuldigt, er mißt die Dinge und die Menschen ganz nach seinem selbstsüchtigen und fatalistischen Sinne — so untergräbt er selbst den Boden, auf dem er steht, so ist es innere Notwendigkeit, es quillt aus den geheimnisvollsten Tiefen des Charakters, daß er fällt. Der Doppelsinn, die Tragik des Lebens fordert es. Das Ewig-Gestrige und das Ewig-Zukünftige!

Es wirkt mit der erschütterndsten Wucht der tragischen Ironie, wie Wallenstein, nachdem er seiner Selbsttäuschung an Oktavio inne geworden, nachdem er den schweren Herzensschlag erfahren, den ihm der Tod des edlen Max verursacht hat, auf Butler als seinen guten Engel sich stützt, vor dem ihn sonst der Argwohn warnte, und wie der sein böser Dämon wird, der ihn vernichtet.

So zeigt sich uns Schiller in der Darstellung des Tragischen auf derselben Höhe als realistischer, psychologisch-scharfsichtiger Zeichner tragischer Konflikte und tragischer Verhängnisse wie als großzügiger Dolmetscher hoher sittlicher Ideen. In der Milieu-Zeichnung, ja auch in der Seelen-Analyse mag die heutige Dichtung ihn erreicht oder auch übertroffen haben — aber weit zurückgeblieben ist sie in Erfassung echter großer Menschheits-Tragik. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich z. B. im Fuhrmann Henschel von Hauptmann nur einen erbarmungswürdigen armen Teufel sehen kann, auf den das Schicksal herunterhämmert, so daß er dumpf und stumpf still halten muß, bis es ihm zu viel wird und er sich erhängt, aber er ist nimmermehr ein tragischer

Held. Der bis ins einzelne getreuen Milieu- und Elends-Dichtung, in der wir die Schärfe der Beobachtung bewundern müssen, fehlt eben der große Horizont einer tieferen Weltanschauung; wir haben nur Engigkeit, keine Weite, nur Vordergrund und keine Ferne; wir haben nur Größe im Kleinen und Kleinlichkeit im Großen, während Schiller immer im Menschen die Menschheit, im tragischen Schicksal des einzelnen die Tragik unseres ganzen Wesens und Seins darstellt.

Nachwort.

An Schillers 100. Todestage (9. Mai 1905).

Es liegt etwas wunderbar Erhebendes in dem Gedanken, daß der Todestag eines Dichters zu einem nationalen Festtage verklärt wird. Denn das schließt in sich, daß der Tote nicht tot ist, sondern daß er lebt in der nachwirkenden Kraft seiner hohen Persönlichkeit, in der unerschöpflichen und unüberwindlichen Macht seiner Werke, in der unverwelklichen Jugend seines Genius.

Es liegt etwas wundersam Erhebendes in der Tatsache, daß heute das gesamte deutsche Volk sich im Geiste seinem geliebten Schiller zuwendet in ehrfurchtvollem Gedenken, in innigem Danke für all das Große und Schöne, das in unverwischbaren Spuren von ihm ausgegangen und übergeströmt ist in die tiefsten Tiefen unserer Volksseele. Ein Tag wie der heutige ist daher bestimmt, uns zur Einkehr in uns selbst zu laden, uns zu prüfen — ob denn wirklich Schiller auch in uns die Geistes- und Lebensmacht geworden ist, die er uns sein sollte, ob wir wirklich in ihm leben und er in uns lebendig geworden ist mit seinen hohen Ideen, mit seinem Freiheitsdrange, mit dem Seelenadel seiner dichterischen und sittlichen Persönlichkeit. Und wenn wir beschämt es verneinen müssen, dann möge sich der Todestag des Großen in den Geburtstag neuer hoher Wirkungen seines Geistes in dem unsrigen verwandeln! —

Hundert Jahre sind heute verflossen, seitdem der Edle, auf der Höhe des Mannesalters, in der Fülle seiner dichterischen Kräfte dem unbarmherzigen Tode anheimfiel.

Es ist tief beschämend, wenn wir die Chroniken jener Tage aufschlagen und den Bericht über Tod und Begräbnis dieses Heros

lesen. In sorgenreichen Verhältnissen war er dahingeschieden, schweren Sorgen die Seinen überlassend. Der junge Heinrich Voß stand diesen treu zur Seite in jenen schweren Stunden; Goethe lag selbst krank darnieder, und im übrigen hatten selbst in Weimar nur wenige eine klare Vorstellung von der Bedeutung eines solchen Sterbens.

Mit äußerster Sparsamkeit mußte ein ganz gewöhnlicher Sarg hergestellt werden; er durfte nicht viel mehr als drei Taler kosten. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai sollte er beigesetzt werden. Die Träger dafür stellten damals die verschiedenen Zünfte der Reihenfolge nach. Die Schneiderzunft war in dieser Nacht an der Reihe, und der Dichter des „Wallenstein“, der „Jungfrau von Orleans“, des „Tell“, wäre von der ehrsamen Schneiderzunft zu Grabe getragen worden, wenn nicht ein Mitbewohner des Schillerhauses, Bürgermeister Schwabe, das Traurige und Unwürdige der Lage erkannt und schnell entschlossen eine Anzahl von Freunden Schillers aus einer Gesellschaft herbeigeholt hätte, um mit ihm zu kommen und die sterblichen Reste ihres Freundes selbst an den Ort der letzten Ruhestätte zu tragen. Die Schneider wurden entlassen, und elf Männer übernahmen das Ehrenamt.

„Kein feierlicher Kondukt — so lesen wir in einem Nürnberger Album von 1844 — empfing die Begrabenden. Der Himmel war bedeckt, die Luft unfreundlich, die Straßen menschenleer. Wer hin und wieder durch irgend ein Leiden schlaflos erhalten war, konnte jetzt aus den einfachen Tönen eines Glöckleins bemerken, daß jemand nach dem Ziele irdischer Laufbahn gebracht wurde, ohne darum zu wissen, daß es dem Dichter der „Glocke“ zu Grabe läute.

Auf dem Markte wurde von den Trägern etwas angehalten, um zu wechseln. Zwei Fackeln spendeten das nötige Licht, zu spärlich noch, um eine eben aus der Seitenstraße tretende, tief in den Mantel gehüllte, männliche Gestalt erkennen zu lassen. Sie folgte den Trägern in immer gleich weiter Entfernung nach dem Kirchhofe. Hier angelangt, traten diese zu dem geöffneten alten Kassengewölbe, einer großen, feuchten Totengruft. Mit Hilfe des harrenden Totengräbers wurde der Sarg zu den zehn bereits früher hier eingesenkten gestellt. Da wurde jene hohe männliche Gestalt an der Wand des Kirchhofes wieder sichtbar, und tiefer, lange verhaltener Schmerz wand sich

schluchzend los.*) Die Träger beteten ein stilles Vaterunser, und der Riegel der eisernen Falltüre verschloß die Kammer des Todes."

Eine schöne dichterische Deutung hat diesem trostlos traurigen Bericht von Schillers Bestattung Konrad Ferdinand Meyer in folgenden Versen gegeben:

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kärgsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius wars.

Und wahrlich: Der Genius der Menschheit hat in dem Jahrhundert, das seitdem verflossen ist, die gebildeten Völker der Erde gelehrt, daß in Schiller einer der seltenen Herzenbefreier und Lichtbringer erschienen ist, von dem Goethe mahnte:

Feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

— — — — — — — — — — — — — —

Was in der Schillerbegeisterung des Jahres 1859 an brennender Sehnsucht, an heißem Verlangen aufloderte, das ist heute, wo wir ein einig kräftig Volk von Brüdern unser nennen, in herrliche Erfüllung gegangen.

Was am heutigen 100. Todestage die Aufgabe des deutschen Volkes werden sollte, das ist, immer tiefer in die Größe dieser heroischen Persönlichkeit hineinzuwachsen und an die Fragen der Gegenwart heranzutreten mit seiner sittlichen Reinheit und heilig ernsten Leidenschaft für alles Hohe und Wahre.

Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

---

*) Man hat später festgestellt, daß der einsame Leidtragende Schillers Schwager, Wilhelm v. Wolzogen, gewesen ist. Vgl. „Tag" 13. April 1905.

X.

Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens.

Es war im Dezember 1779, da besuchten Karl August und Goethe die Karlsschule in Stuttgart. Welch' ein Bild! Der lang aufgeschossene, bleiche, rothaarige Eleve Friedrich Schiller, der, wiederholt mit Preisen bedacht, aus der Reihe der 300 hervortrat und gewiß mit klopfendem Herzen zu dem Verfasser des „Götz“ und „Werther“ aufschaute, und der mächtige, wie ein „Apollo“ in Mannesschönheit strahlende Dichterfürst, der als Gleichberechtigter zwischen den beiden Herzögen stand! Und sie beide, den armen, in Unfreiheit schmachtenden Eleven und den auf der Höhe menschlichen Glückes stehenden Geheimbden Rat, hatte das Geschick für die Zukunft zu unvergleichlichem, gemeinsamem Schaffen ausersehen! — Fast neun Jahre später — im Sommer 1788 — wurden beide Dichter im Lengefeldschen Hause zu Rudolstadt zusammengeführt. — Aber Goethe, der aus Italien mit seinem „Tasso“ und mit „Iphigenie“ und mit neuen, geklärten und reifen Kunst- und Lebensanschauungen zurückgekehrt war, betrachtete Schiller nur als den unreifen und unsympathischen Verfasser der „Räuber“, und in Schiller selbst kämpften widerstreitende Gefühle, halb Eifersucht, Neid, Haß, halb Verehrung, Bewunderung, Liebe. Schiller war ein Werdender, Goethe im wesentlichen vollendet, und obwohl dieser den jüngeren Genossen durch die Berufung nach Jena förderte, zog er doch um sich eine Mauer gegen ihn.

Noch im Jahre 1789 schrieb Schiller an Körner: „Mit Goethe messe ich mich nicht; er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit

mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn" — und dann sogar: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute kämpfen!"

Wer möchte solche Ausbrüche nicht nachfühlen und begreifen und verzeihen? — In Jena empfand Schiller es schmerzlich, daß Goethe sich um ihn nach seiner Berufung so gut wie gar nicht mehr bekümmerte. Schillers Abhandlung über „Anmut und Würde" (1793) verdroß in manchen Teilen Goethe, so die schroffe Gegenüberstellung von Natur und Geist und die geringschätzige Behandlung der architektonischen Schönheit des Körpers, mit der dann das sogenante Genie zusammengestellt wurde; diesem gehe es oft nicht besser als der schnell verblühenden Jugendschönheit, und beide seien doch nur Werke der Natur und nicht Schöpfungen des Geistes. — Sicher dachte hier Schiller nicht an Goethe, sondern etwa an Bürger, und im übrigen schlug er gerade in dieser Schrift eine Brücke von Kant zu Goethe und machte sich dessen Scheidung von Manier und Stil zu eigen, indem er diesen als „die völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen" bezeichnete. Aber auch die Aufforderung zur Mitarbeit an den „Horen" löste noch nicht den Bann, der zwischen diesen beiden Männern wegen der Grundverschiedenheit ihres Wesens und wegen eines gewissen Grolles, der mit Hochachtung gemischt war, waltete. Erst im Jahre 1794 fügte es der Zufall, daß sie sich in ungeahnter Weise verständigten und einander gerade in ihrer gegensätzlichen Betrachtungsweise erkannten, um den gemeinsamen Berührungspunkt blitzartig aufleuchten zu sehen.

Zur Charakteristik der beiden Männer kann nichts bezeichnender sein als diese erste Aussprache über wichtige Grundfragen. Zufällig traten sie aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gemeinsam heraus, und Schiller bemerkte, Goethe sehr willkommen, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne den Laien, der sich darauf gern einließe, keineswegs anmuten. Goethe erwiderte, es gäbe wohl noch eine andere Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Schiller äußerte hierüber seine Zweifel,

insonderheit darüber, daß ein solches schon aus der Erfahrung hervorginge. Im Schillerschen Hause setzte sodann Goethe seine Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen auseinander und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. „Er vernahm“ — erzählt Goethe — „und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Anmut und Würde“ fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ —

Ein wundervolles Momentbild entrollt diese Schilderung. Was ist bezeichnender, als daß Goethe eine Erfahrung nennt, was für Schiller eine Idee ist! Des Rätsels Lösung ist leicht. Goethe sah eben im Einzelnen schon immer das Allgemeine; dem Kantianer Schiller aber konnten Erfahrung und Idee natürlich nicht identisch sein, und so entspricht ja auch seine Begriffsbestimmung dem allgemeinen philosophischen Sprachgebrauch; das erkannte denn Goethe auch später an, so daß er in der „Morphologie“ sich dahin ausdrückt: „Die Urpflanze — das Urtier — das heißt denn doch zuletzt: der Begriff, die Idee des Tieres.“ — Zunächst blieb doch aber immer noch der Stachel eines gewissen „liebenden Grolles“ zurück, bis Schiller, dessen Ideenmasse durch die Unterhaltung in Bewegung gebracht war, jenen herrlichen Brief vom 23. August 1794 schrieb, in dem er in der Tat die Summe der Goethischen Existenz mit freundschaftlicher Hand und in Bewunderung sich unterordnend, zog, so daß der Brief dem Empfänger das angenehmste Geburtstagsgeschenk bedeutete. Was seitdem über den Unterschied der Denkart unserer beiden Dichter aufgestellt wurde, ruht auf diesen klaren und einsichtsvollen Darlegungen Schillers; nur die Begriffsbestimmungen haben ein wenig sich gewandelt.

Schiller erkennt, wie arm er an Erfahrung sei gegenüber dem weitgereisten, in den mannigfachsten Wissenschaften wohl Unterrichteten, und wie ihm daher das Objekt zu seinen spekulativen Ideen fehlte. Er schreibt: „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu

geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verliert." — Wenn er im weiteren „Intuition" und „Analysis" unterscheidet, so tun wir besser, Anschauung und philosophische Betrachtung, die das Allgemeine im Einzelnen aufdeckt, oder am deutlichsten und kürzesten Induktion und Deduktion in Gegensatz zu stellen.

„Sie suchen" — sagt Schiller — „das Notwendige in der Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf ... Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen." — Kurz gefaßt bedeutet dies: Goethe geht vom Einzelnen zum Allgemeinen, Schiller vom Allgemeinen, von der Idee zum Einzelnen. —

Goethe sagte über sich und Schiller: „Selten ist es, daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen." — Nachdem durch mehrfache Aussprache die aus mannigfachen Gründen hervorquellende Abneigung überwunden und die Erkenntnis von einem jeden gewonnen war, wie viel der eine dem andern gerade infolge seiner Verschiedenheit sein könnte, da ließen die, welche sich gefunden, auch nimmer wieder einander los. „Wir besiegelten" — sagt Goethe — „durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat."

Wie hier Goethe Objektivität und Subjektivität gegenüberstellt, so könnten wir eine ganze Reihe von Schlagwörtern, die den einen großen Denker und Dichter dem anderen gegenüberstellen, aufzählen; hinsichtlich der Betrachtungs- und Darstellungsweise: naiv—sentimentalisch, realistisch—idealistisch; hinsichtlich der Seelenkräfte: Anschauung und Gefühl auf der einen, Wille und Reflexion auf der anderen Seite; hinsichtlich des Stoffes: Natur- und Sittengesetz der Freiheit, hinsichtlich der Philosophen, die bestimmend auf sie einwirkten: Spinoza — Kant, hinsichtlich der Lieblingswissenschaften: Naturwissenschaften —

Geschichte; in ihrem Meistergebiete: Lyrik und Epik — Drama usw. In alledem steckt sicher manches Korn von Wahrheit, aber doch nur dann, wenn man festhält, wie künstlich solche Abstraktionen sind, wie schwer z. B. in unserer Psyche Wille und Gefühl und Gedanke zu trennen sind, wie in jeder Kunst Realismus und Idealismus sich verbinden müssen, so daß selbst der Naturalismus ohne glättende Umgestaltung des Lebens nicht auskommen kann, und wie in der wissenschaftlichen Betrachtung alleweile Einzelnes und Allgemeines sich wechselseitig ergänzen müssen.

Stellen wir uns lieber, anstatt in Deduktionen und Abstraktionen herumzuplätschern, auf den Boden des Tatsächlichen und veranschaulichen uns an konkreten Beispielen die Verschiedenartigkeit dieser so wunderbar einander ergänzenden Geister, die von entgegengesetztem Ausgangspunkte aus doch demselben Ziele zustrebten, nämlich der Pflege und künstlerischen Darstellung eines höheren, reineren Menschentums.

Schiller erkannte dem äußeren Leben, seinen Reizen und seinen Qualen, gar nicht soviel Daseinsberechtigung zu, daß er es zur Hauptsache machen, es um seiner selbst willen hätte darstellen mögen. Es ging ihm überhaupt die Neigung oder auch die Fähigkeit ab, das Erlebte rasch in dichterische Form zusammenzufassen, die Stimmung der Stunde in ein Bild zu verdichten. Man muß dies aber nicht so auffassen, als seien die Schillerschen Dichtungen nicht auch Zeugnisse seines Lebens, Bekenntnisse eines bewegten Innern. Gewiß waren sie das; denn wenn bei irgend einem Dichter, so ist bei ihm die Begeisterung die Mutter seiner Werke, sind Lust und Liebe bei ihm die Fittige zu großen Taten. Aber es war gerade seine große Kunst, die wieder in seinem heroischen Charakter wurzelt, sich hinein zu versetzen in eine erträumte Welt der Phantasie, völlig der Sorgen des Alltages, der Schwächen des Leibes, der Stimmungen des Augenblickes sich zu entschlagen und, was die Geschichte ihm darbot, mit seinen Gedanken zu durchdringen. Für ihn hat ferner nur Wert, was im Zeichen der Idee steht. So liegt seine Stärke in dem episch-dramatischen Gebiete der Lyrik und in der Gedankendichtung. Es wäre nämlich unrecht, ihn als Lyriker nach jenen Versuchen seiner Jugend zu beurteilen, der Begeisterung oder der Melancholie Ausdruck zu leihen, wie sie in den Laura-Gedichten vorliegen.

Goethe zeigt eine völlig andere Art, das Leben künstlerisch darzustellen.

Er ist der geborene Lyriker, er reiht sich den griechischen Melikern,' dem römischen Catullus und unserm mittelalterlichen Walther von der Vogelweide würdig an.

Er dichtet in der Anschauung und im Drange des Gefühls. Es brennt ihm auf den Nägeln; er kann gar nicht anders, er muß der inneren Stimme nachgeben. Ja, er verleugnet vielfach selbst in seiner dramatischen Kunst diese Gebundenheit an die Stimmung nicht; er muß geradezu abwarten, bis ihm das Leben eine ähnliche Lage darbietet, wie z. B. beim „Tasso", wo er erst nach dem Bruche zwischen Charlotte von Stein und ihm die Fähigkeit gewinnt, die Katastrophe darzustellen. Der „Werther" und der „Faust" bieten nicht minder lyrische Monologe, die direkt dem Herzen Goethes entströmt sind. Und nun gar im Liede selbst! Welche Fülle und Mannigfaltigkeit der Gesichte begegnen uns da! Immer ergeben da neue Gefühlsbewegungen auch neue sprachliche und rhythmische Formen. Ich erinnere nur an „Willkommen und Abschied", „Mailied", „Seefahrt" oder an „Ganymed". Es ist immer die Empfindung, welche die Anschauung seelisch durchdringt; das äußere Erleben gibt den äußeren Anstoß, aber das Innenleben wird zum schöpferischen Prinzip, und so entsteht eben, was wir Kunst nennen, jene Einheit von Stoff und Geist, in der das Äußere verinnerlicht und das Innere veräußerlicht (versinnbildlicht) wird. So entspricht dem Menschen selbst, dem Körper gewordenen Geist oder dem geistgewordenen Körper auch das Kunstgebilde, in dem der Dichter seine göttergleiche Schöpferkraft bekundet. Über Goethische Lyrik können wir in Kantischer Ausdrucksweise sagen: Alle Anschauung ohne Empfindung ist blind, und alle Empfindung ohne Anschauung ist leer. Bei Schiller würde es lauten: Alle Anschauung ohne Gedanken ist blind, alle Empfindungen ohne Ideen, aber auch alle Gedanken ohne Anschauung sind leer.

Auch wo bei Goethe die äußere Situation nur ganz leise angedeutet wird, glauben wir doch, auch den Anlaß mitzuerleben, und wo wir nur zu sehen und zu hören wähnen, wo also nur Sinnliches sich darzustellen scheint, ist doch alles wieder von Gefühl durchgeistigt und beseelt, falls wir nur mitzufühlen wissen, so daß solche Zeilen für uns wirklich lebendig werden wie: „Der Abend wiegte schon die Erde, und an den Bergen hing die Nacht — Schon stand im Nebel-

kleid die Eiche, ein aufgetürmter Riese, da, wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah."

Goethe weiß ferner das Augenblickliche, Flüchtige, Persönliche zu etwas Allgemeinem, Ewigem, Unpersönlichem (d. i. Typischem) umzuwandeln und zu verklären und das Überwallende zu dämpfen, aber trotzdem den Charakter des Individuellen zu bewahren; er weiß, die schweifende Phantasie zu zügeln, so daß über den Liedern der Duft der Klarheit und Milde, der Schmelz der Ursprünglichkeit liegt. Alles bricht mit innerer Notwendigkeit hervor, wie es in den süßschmerzlichen Versen des „Tasso" heißt:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt;
Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt;
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen."

— Goethes Lyrik dankt ihren Ursprung der „Gelegenheit", dem lebensvollen Augenblick. Mag er Abschied nehmen von seinem Mädchen, mag er frohlocken in ihren Armen, mit dem Blick in die Maienherrlichkeit, mag er mit Wehmut zum Fenster hinauslehnend die Zwillingsbeeren der Trauben betrachten, die die Allmutter Natur mit wechselnder Wärme und Kühle hegt und pflegt und die auch seine Tränen der Liebe betauen, kurz, mag er Allerpersönlichstes erleben, er verklärt es zum Allgemeinen, so daß wir, hineingerissen in das Erlebnis, es mit durchleben. Diese Kunst voll Kraft und Tiefe blieb ihm bis in sein hohes Alter; wie selbst dies von Stürmen der Liebe nicht frei war, davon geben auch seine Gedichte Zeugnis, denn sie sind allezeit Herzensergüsse in wahrem Sinne des Wortes und Bekenntnisse.

Schiller dagegen hütet sich geradezu davor, Persönliches darzustellen, und während Goethe seine ganze Dichtung als eine Selbstbefreiung ansah und eine Leidenschaft erst überwand, wenn er sie sich gegenständlich gemacht, ja sie sich vom Herzen weggeschrieben hatte, fand Schiller dies als unwürdig, als eine niedere Art der Dichtung. Daher wollte er sein Gedicht „Die Ideale", das tiefer persönlicher Schmerz geboren hatte, nicht recht gelten lassen. Er sagt davon: „Es ist mehr ein Naturlaut, eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist; es ist zu subjektiv wahr,

um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last." — Was kann bezeichnender sein als dieser Ausspruch? Gerade das, was Schiller hier tadelt, ist der Nerv der Goethischen Lyrik und zugleich des Volksliedes. Schiller beurteilt eben alles Dichterische nach seinem gedanklichen und sittlichen Gehalte; wie Kant das Schöne als das bestimmt, was ohne Interesse wohl gefällt, so weist Schiller für sich wenigstens eine Lyrik ab, die das Interesse der eigenen Entlastung verfolgt. Wir aber, die wir vor allem an Goethe das Wesen des echt Lyrischen erkannt haben, rechnen das Schillersche Gedicht „Die Ideale" gerade deshalb zu seinen schönsten, weil es individuelle und zugleich allgemein menschliche Stimmung in edler Form wiedergibt. — Ein sangbares Lied ist Schiller kaum gelungen; was wir so nennen können, ist bezeichnender Weise ein „Reiterlied", ein Kampflied: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen!" — Und nicht minder anschaulich ist „Die Schlacht", wo alles Kraft und Leben und Bewegung ist. —

In den Distichen „Pompeji und Herculanum" haben wir ein vortreffliches Muster jener Kunst, die Lessing an Homer entdeckt hat, das Nebeneinander in ein Nacheinander zu verwandeln, das Tote zu beleben, Schönheit in Reiz der Bewegung oder in die Wirkung umzusetzen:

„O seht! Das alte Pompeji, Findet sich wieder; Giebel an Giebel steigt, der Portikus öffnet seine Hallen: O, eilt ihn zu beleben herbei! Aufgetan ist das weite Theater: es stürze durch seine sieben Mündungen sich flutend die Menge herein!" — Die Frische der Farben an den Wänden wird anschaulich, wenn wir hören: „Der Künstler warf eben den Pinsel fort," die Kostbarkeit des Geschmeides, wenn wir hören: „Der Bräutigam hat es gesendet;" die Schönheit der Bacchantin: „Der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn!" —

Am glänzendsten zeigt sich im Lyrischen Schillers Geist in seiner Gedankendichtung. Wie bei Goethe die Gefühlsstimmung, so herrscht bei ihm Gedankenstimmung, mit der er Andacht zu wecken und zu erbauen vermag. Proben sind seine Votivtafeln und Sprüche und die zahlreichen Distichen voll Gedankentiefe nnd sprachlicher Schönheit. Auch wie beide Dichter in ihren Balladen das Leben auffassen und

künstlerisch widerspiegeln, das ist für ihre verschiedenartige Denkweise sehr bezeichnend. Das Naturleben mit seinen dämonischen Reizen fesselt Goethe in erster Linie, Schiller wird von dem Menschenleben und seinen heroischen Betätigungen angezogen. Bei Goethe gewinnt die Natur ihre lieblich lockende Sprache in dem ewig beweglichen, unruhvollen und doch wieder so wohlig wallenden, glitzernden Wasser, das wie atmend sich hebt und senkt, das uns lockt und uns winkt, hinabzutauchen in die spiegelklare Flut; oder gespenstisch umstrickt uns in feuchtkalter Nacht, im Säuseln der dürren Blätter, im brauenden Nebel der Naturgeist. — Dämonisch, wie eine elementare Naturgewalt, wirkt auch die Liebe in Goethes Balladen wie in der „Braut von Korinth“ oder „Der Gott und die Bajadere“. Da ist von einem Riß zwischen Geist und Natur keine Rede, noch von einem Kampf; nicht die Handlung, sondern ein Bild, eine Anschauung ist die Hauptsache.

Schiller lagen Naturmystik und Märchen- und Legendenzauber fern. Goethe gibt sich ganz dem Schauervollen und Ahnungsreichen des Elementes hin, wie sein Fischer verlockt und umstrickt von geheimnisvollen Banden dahinsinkt in die Tiefe; Schiller kennt die Naturmächte nur als Hemmungen, die der Menschengeist zu überwinden suchen muß, wie der Taucher sich hinabstürzt in den furchtbaren Strudel, denn es gilt herrliche Lebensgüter, Liebe und Ehre, zu gewinnen. Nicht ein weltvergessendes, traumverlorenes Zusammenrinnen von Geist und Natur, sondern den Naturgewalten in Heroismus Trotz bieten, Triumphe, auch unterliegend, in echter Tragik, feiern über die fühllose, blinde Gewalt, den Adel des Herzens betätigen, eine Liebe, die stärker ist als der Tod und tiefer als der Charybde Strudel, mit dem eigenen Leben besiegeln: das ist Schillers tatenfrohe, männliche Art.

Goethe zieht die Nährwurzeln seiner Kraft aus den Tiefen des Unbewußten — und so ist auch ihn voll zu erfassen nur wenigen gegeben — Schiller hebt alles, was er darstellt, in das helle Licht des bewußten Gedankenlebens, in den Glanz hoher sittlicher Ideen. Novellistische, anekdotenhafte Züge aus dem Menschenleben gestaltet er zu Bildern, die mit einem erhabenen Grundgedanken auch den Widerstreit von Ideal nnd Wirklichkeit, also ein Verhängnis, ein tragisches Geschick oder eine erhebende Tat darstellen. Der Mensch bleibt immer Ausgangs-, Mittel- und Höhepunkt. Es ist charakteristisch, daß die Ballade, in der das Natürliche eine begleitende, ja führende

und entscheidende Rolle spielt, nämlich „Die Kraniche des Ibykus", erst durch die Mitarbeit Goethes diesen Charakter gewonnen hat. Im ersten Entwurf waren nur zwei Kraniche bei der Ermordung und dann bei der Theater-Aufführung genannt. Goethe erklärte, das sei eine mirakulöse Anekdote, aber kein Gedicht. Ihm war gerade der Naturvorgang, der große, stattliche Zug der Wandervögel, das, was seine Anschauung und seine Phantasie reizte, und so hatte er in seinem Entwurfe sie sich in gewaltigem Schwarm gedacht, wie sie den Dichter auf der See begleiten, wie er sie beim Anblick von Korinth begrüßt, wie er sie bei seiner Ermordung anfleht und wie sie dann weiter ziehen als Boten und über dem Theater erscheinen, wobei es gleichgültig erscheine, ob es immer dieselben oder verschiedene Teile des großen Zuges seien. „Gerade das Zufällige" — schreibt Goethe — „macht das Ahnungsvolle und Sonderbare der Geschichte. Es ist mir darum zu tun, aus den Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen. Sie kommen als Naturphänomene und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen." Schiller nahm alle diese Ratschläge an; ihm hatte eben nur die Kenntnis der Naturerscheinung gefehlt. Aber die wundervolle Wirkung, die gerade der Äschyleische Chor hervorruft, um nicht nur die Gemüter der Übeltäter aufzurütteln, sondern auch die Zuschauer in weihevolle und der Rache sich zuneigende Stimmung zu versetzen, das ist ebenso wie der dramatisch knappe Schluß sein eigenstes Werk.

Wohin wir in seinen Balladen und in seinen Romanzen sehen, das Heldentum des selbstbewußten Strebens, der hochherzigen Gesinnung, des Kampfes mit dem eigenen Innern, die Ideale der Sittlichkeit, das Vorbildliche in der aufopfernden Freundschaft und Treue, in der Frömmigkeit, in der Diensttreue, in der rührenden Liebe: das bildet die Welt des Dichtens und Denkens Schillers. Und nehmen wir nun die Sprachgewalt, die Klarheit der Linienführung, die Melodik und das Pathos der Rede hinzu, so erkärt sich die Volkstümlichkeit gerade dieser Dichtungsart auf begreiflichste Weise. Die Gesinnung ist es, die uns in Bann schlägt.

Bei Goethe ist es vor allem die geheimnisvolle, Natur und Geist in eins verschmelzende Stimmung. Bei Schiller sind diese beiden Mächte, die unser Sein umschließen, in stetem Kampfe. Goethe fühlte sich immer als ein Herz und eine Seele mit seiner Allmutter Natur.

Seine Naturlyrik, sein „Werther", sein „Faust" geben davon Zeugnis; sein Naturgefühl ist Mitleben mit der Natur, ist Sympathie, innigste Liebe, wie Faust bekennt:

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
> Warum ich bat . . .
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
> Wie in den Busen eines Freund's zu schauen.
> Du führst die Reihe der Lebendigen
> Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
> Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen . . .

Goethe hieß der Wanderer, und so überschrieb er jene wunderbaren Zeugnisse seines Innenlebens und seiner Naturliebe: „Wandrers Nachtlieder", „Wandrers Sturmlied"; er liebte es, dem Regengewölk, dem Schloßensturm entgegen zu singen; ihn schreckte nicht Schneegestöber, nicht der dichte Bergwald, der steile Gipfel —

> Weit, hoch, herrlich der Blick
> Rings ins Leben hinein, .
> Vom Gebirg, zum Gebirg
> Schwebet der ewige Geist,
> Ewigen Lebens ahndevoll.

Er scheute keine Harzreise im Winter, und eine Lust war es ihm, auf dem Eise seine Kreise zu ziehen in mondheller Nacht, wie Klopstock die Jugend gelehrt hatte. Der Philosoph in ihm, der an Spinoza seinen Pantheismus, den Glauben an die Einheit der Welt, an die Allgöttlichkeit des Seins genährt hatte, und der Poet und der Naturforscher, kurz sein ganzes Denken und Fühlen findet den Brennpunkt in der Natur. So blieb er zeitlebens ein „Wanderer"; Schiller bannten die unermüdliche Arbeitslust und die Kränklichkeit ans Zimmer; er saß am liebsten in der warmen Stube und nahm seine Wege durch der Zeiten Räume, durch die Kulturgeschichte der Menschheit. Wenn er aber sich einmal ins Freie hinausgemacht hatte, dann übertrieb er es leicht, auf Spaziergängen oder Schlittenfahrten oder mit Reiten, sei es, um gesund zu erscheinen oder um seinen Mut zu zeigen. So sollte auch hierin der Geist die Materie zwingen und überwinden. Er, der sentimentale Dichter, empfindet unablässig die Zweiheit unseres Wesens, den Riß zwischen Natur und Kultur.

Im „Eleusischen Fest", im „Spaziergang" gewinnt er zweifellos eine hohe Anschaulichkeit, aber wir beobachten auch hier, wie so oft

bei Schiller im Vergleich zu Goethe, daß der Aufwand prächtiger Rede, kunstvoller Verse, begeisterter Ideen doch nicht die Wärme und Innigkeit und Lebendigkeit Goethes erreicht, daß auch die Zusammensetzung der einzelnen Bilderreihen etwas künstlich Gemachtes behält. Halten wir z. B. das Goethische Gedicht „Der Wanderer" jenem großen kulturgeschichtlichen Gedichte „Der Spaziergang" entgegen! Auch hier ist der Angelpunkt des Ganzen das Verhältnis zu Natur und Kultur, aber nicht die Reflexion, nicht die geschichtliche Betrachtung ist die Trägerin der sich dramatisch in Wechselrede fortentwickelnden kleinen Dichtung, sondern die Stimmung. Welchen köstlichen Gegensatz bilden der begeisterte Kunstjünger und die naive Bäuerin — in ihrer Einfalt und Herzlichkeit! Er kann sich nicht satt sehen an den Spuren ordnender Menschenhand, an den Steinen — die „du nicht gefügt hast, reich hinstreuende Natur." Er bewundert das Siegel, das der Künstlergeist dem Steine aufgeprägt hat, und läßt sich umwehen von dem Hauche des Genius, der noch aus Trümmern zu ihm redet, ja, er klagt bitter die Natur an, die das Meisterstück ihres Meisterstücks, das ist des Menschen, mißachte und die Zerstörung gefühllos beschleunige: „Unempfindlich zertrümmerst du dein Heiligtum? Säest Disteln drein?" — Da reicht ihm die Frau, die in Fürsorge für sein leibliches Wohl ihm Wasser schöpfen will, ihren Knaben auf dem Arm dar und diese lieblichste Bildung der Natur — „in himmlischer Gesundheit schwimmend" — in rosigem Schlummer ruhig atmend, nimmt plötzlich des Jünglings Herz mit tiefster Rührung gefangen, und er fleht den Geist der heiligen Vergangenheit zum Segen herab auf das Haupt des Kindes, das über den ehrwürdigen Resten des Altertums das Licht des Tages erblickte. Und plötzlich öffnet sich ihm auch das Auge für die um ihn herrlich blühende und grünende Natur, und die Schilderung der Frau, wie ihr Vater zwischen dem Gemäuer seine Hütte baute, und wie er sie selbst dem Manne gab, ehe er starb, und der Anblick des auf Ruinen neu erblühenden Menschenlebens versöhnt den jungen Künstler mit der Natur, der ewig keimenden, „die jedes ihrer Kinder mütterlich mit Erbteil ausstattet," und so bittet er die Natur, sie möge seinen Gang fürder leiten und auch einmal solch reines, schlichtes Menschenglück ihm bescheren, wie es hier in schlichter Hütte erblühte.

Dies Beispiel können wir typisch nennen für die wunderbar plastische Darstellungskunst Goethes bei scheinbar rein gedankenhaften

Fragen. — Schiller wirft in solchen Fällen stets den faltenreichen Philosophenmantel um und entwickelt dialektisch in glanzvoller Rede die Gedanken. Goethe läßt sie gleichsam vor uns entstehen in konkretester Anschaulichkeit.

Schiller ruft kühne, hohe, prächtige Bilder und Vergleiche herbei; Goethe läßt durch die sinnliche Hülle das Gedankliche hindurchschimmern, weil ihm eben alles Vergängliche ein Gleichnis des Unvergänglichen ist. So wird ihm das Wasser zum Sinnbilde der menschlichen Seele, der suchenden, strebenden und ringenden oder der findenden und ruhenden.

So wird ihm der die Bäche sammelnde, majestätisch dahinziehende Strom zum Sinnbilde eines religiösen Genius in „Mahomets Gesang“, so werden ihm die kommenden und gehenden Geschlechter zu Wellen, die auftauchen und wieder verschwinden, während die Götter auf festem Boden stehend dem wechselnden Spiele zuschauen. — Doch diese Betrachtungsweise ließe sich ins Endlose ausdehnen, nur eins sei noch kurz gestreift, was selten beachtet wird.

Nichts ist für einen Dichter bezeichnender als die Metaphern, die er zu wählen liebt, d. h. nicht wie einen Schmuck seiner Rede aufstreut, sondern die eben seinem Innenleben entströmen als Sinnbilder jener Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen, die ja doch in unserer Phantasie und in unserem Denken die allergrößte Rolle spielt. Da ist es denn lehrreich, daß bei keinem deutschen Dichter auch nur annähernd so reich und mannigfach wie bei Goethe jene Metaphern blühen, die die Natur beseelen und durchgeistigen, und bei Schiller umgekehrt jene Methaphern, die das Geistige versinnlichen. So thront bei Goethe stolz am Himmel die Sonne oder blickt glühend zum Gipfel empor oder lockt mit Feuerliebe; der Mond labt sich im Meer oder sieht kläglich vom Wolkenhügel aus dem Duft hervor — der Mutter Sonne Scheideblick brütet die Beeren des Weinstockes, und diese umsäuselt des Mondes freundlicher Zauberhauch — der harte Fels schließt seinen Busen auf, mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgenen Quellen — Primeln stolzieren naseweis — schalkhaft sind die Veilchen oder „herzig“ — Morgenblumen lieben den Himmelsduft. — Wie großartig ist z. B. die Sturmschilderung:

Aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,

Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer;
Und vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder.

— Doch statt solcher Bruchstücke brauche ich nur an Gedichte wie Ganymed, Seefahrt, Mailied, Auf dem See, An den Mond, Heideröslein zu erinnern, oder an Szenen im „Faust“ wie: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick“ — oder an die Schilderung im „Tasso“:

Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige,
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Bei Schiller sehen wir das Bestreben, die mächtigen Gedanken in anschauliche Bilder zu kleiden und so die Abstrakta mit konkretem Leben zu füllen. Da hören wir von dem Gefieder des Adlergedankens, von der kühnen Segler in Phantasie, von der Freude, als schönem Götterfunken, ja Freude heißt „die starke Feder in der ewigen Natur, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr“; „aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an, zu der Tugend steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn;“ und „auf des Glaubens Sonnenberge sieht man ihre Fahnen wehn.“ — Wir hören weiter von der finsteren Brücke der furchtbaren Ewigkeit; von dem Götterkinde Wahrheit, vom Balsamgeist der Hoffnung, vom Morgentau des Schönen, der Sonnenbahn der Sittlichkeit, dem erhabenen Fremdling, dem Gedanken, vom sanften Bogen der Notwendigkeit, der Wahrheit Sonnenbild, des Zweifels finsteren Wettern usw. usw. Ich erinnere nur noch an die in wundersamer Sprachgewalt daherziehenden Chorgesänge der „Braut von Messina“, an Zeilen wie: „Finstere Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus,“ oder: „Süß ist der Friede, ein lieblicher Knabe, liegt er gelagert am ruhigen Bach“ ... oder: „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück“ ... So bekundet auch, was nur eine nebensächliche Eigenheit des Stils zu sein scheint, im Kleinen dasselbe, was wir bei Goethe und Schiller in großen Zügen hinsichtlich ihrer verschiedenen künstlerischen Auffassung und Darstellungsweise zu zeichnen suchten. Goethe machte wahr, was er schon 1771 den

Wanderer aussprechen ließ: „O leite meinen Gang, Natur!“ Er wandelte immer an ihrer Hand; sie war ihm seine getreue Freundin, seine Geliebte, seine Mutter; so ist seine Art ruhig, besonnen, tief und einfach, gediegen und voll Kraft, ohne daß die Anstrengung der Nerven sichtbar ist. Schiller war anfangs exaltiert, ohne Ruhe; unter dem Einflusse der Antike und Goethes sänftigte und mäßigte er sich, aber immer behielt seine Dichtung den begeisterungsvollen Zug zum Hohen und Heroischen. Auch als Dramatiker verraten die beiden Dichter dieselbe Verschiedenheit. Goethe ist auch hier ganz Hingabe an die Natur, an die Wirklichkeit, Schiller ganz drängende Kraft, die alles Wirkliche der Idee unterordnet.

Man versenke sich in die „Iphigenie“ oder in den „Tasso“ und schlage dann den „Wallenstein“ auf, welch ein Kontrast! Wie wenig tatsächliche Handlung dort und statt ihrer welche zarten Seelengemälde, welch feiner Bildungsäther umfängt uns, und wie geringfügige äußere Anlässe führen zu seelischen Bewegungen und Erregungen tiefster Art! Und doch ist es Goethe gewesen, der uns das großartigste Weltbild in seinem „Faust“ entworfen hat; wie „Tasso“ die Tragödie der dichterischen Phantasie, so ist „Faust“ die Tragödie des Menschen überhaupt. Es ist nicht wahr, daß Goethe eine kühle, bruchlose Natur gewesen; er kannte den tiefen Riß, der durch unser Dasein geht, wie nur irgend einer. Tiefe Schmerzens- ja Verzweiflungstöne sind auch ihm durchs Herz und über die Lippen geklungen; wer die Harfnerlieder, wer das düstere Parzenlied in der Iphigenie, wer die Gretchen- und Mignonlieder gedichtet hat, der hat auch in den Abgrund des Schmerzes und des Leidens selbst hinabgesehen. Wer ein so tiefes Mit-Leiden fühlen konnte, wie Goethe in seiner „Harzreise im Winter“ offenbart, wer an sich wie er selber die Dämonen der Leidenschaft erfahren hatte, der war, wie Schiller ihm einmal sagte, zur Tragödie angelegt. Und doch dieser Gegensatz: Schiller, der Darsteller kraftvollen Handelns, schuldvollen Leidens und sühnenden Todes, und Goethe, der Seelenmaler, der glättet und mildert und sänftigt! Goethe gab dem Urteile des Freundes recht, aber fügte hinzu, schon der bloße Versuch, eine wirkliche Tragödie zu schreiben, könne ihn zerstören. Wie steht es aber tatsächlich mit der Darstellung des *tragischen Endes* bei beiden Dichtern? Schiller führt es folgerichtig mit Heroismus durch, aber er weiß doch mehr Versöhnung und Erhebung

darüber zu breiten als Goethe; denken wir an die Johanna oder Maria oder Don Cesar oder Wallenstein: Werther dagegen zerstört sich selbst in innerem Zwiespalt, in unseliger Liebesleidenschaft, der keine Erfüllung winkt; Egmont wird ein Opfer seiner Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit — aber ist das „Schuld" in gewöhnlichem Sinne des Wortes? — Götz, der treue, biedere Mann, will das Beste und gerät in schweren Konflikt, nicht weil er selbst fehlt und irrt, sondern weil die Zeit so erbärmlich und die Tücke seiner Gegner so böswillig ist! Wer empfände nicht die Zufallstücke als erbarmungslos, die Ottilien in den „Wahlverwandtschaften" aus allem stillen, seligen Glück hinausstürzt, indem das Kind ihr aus dem Nachen in den See fällt? Gretchen zerschellt wie eine Welle am harten Felsen der Wirklichkeit, als sie der grenzenlosen Liebe zu dem herrlichen Manne folgt. Aber nicht nur im Schicksal Gretchens faßt uns der ganzen Menschheit Jammer an, sondern der tieftragische Doppelsinn des Lebens tritt bei dem Schicksal des „Faust" hervor; „zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust": das ist das Geheimnis jenes Widerstreites zwischen Erkenntnisdrang und Verzweiflung an allem Wissen, zwischen dem Streben zum Höchsten und dem Hangen und Haften am Irdisch-Niedrigen — „zum Himmel steigt es — und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd". Wo Größe, — da ist auch Schatten: die Überhebung, die Unersättlichkeit oder der Kampf mit der Nichtigkeit und Niederträchtigkeit der Welt, die nur zu oft über das Genie triumphiert. Goethe vermittelt lange nicht so sorgsam zwischen dem Untergang des Helden und der Vernunft der Dinge, wie Schiller es tut; er berührt nicht gerne diese letzte Frage an das Schicksal. Ihm bleibt das Göttliche das Unwißbare, nur im Schauer frommer Seele zu Ahnende.

Wie er selbst im Leben dem Schmerzvollen aus dem Wege zu gehen oder es in sich still auszuleiden pflegte, wie er also selbst eine überaus fein- und tieffühlende Natur war, so ist es auch kein Wunder, daß seine männlichen Gestalten einen Zug des Weichen und Weiblichen haben; um so mehr neigen sie zur Gefahr, sich selbst zu verzehren oder von dem rauhen Anstoß der nüchternen Wirklichkeit zerstört zu werden.

Er führt ferner seine Helden nicht wie Schiller in so schwere Verbrechen wie Mord und Verrat, daß sie diese mit dem Tode büßen müßten, und so läßt er es auch z. B. im „Tasso" ungewiß, ob der Dichter das schöne Gleichmaß der Sinne jemals wiederfinden wird,

das er verloren, ob ihn die Dichtkunst und die Freundschaft des Antonio, an den er wie der Ertrinkende an den Felsen sich gerettet hat, vor schweren Verhängnissen bewahren werden.

Bei Schiller haben auch die Frauen das Tapfere und Energische und Hochgemute und Hochherzige, das seine eigene Seele füllte; Tatendrang pocht ihnen im Busen, und ihr starkes Herz bleibt fest in Leiden und Untergang. Um von anderen wie Gertrud Stauffacher, Johanna, Maria zu schweigen: wie hoheitvoll steht die Isabella vor uns, ehe die Geschicke über ihr Haus hereinbrechen, und wie markig ertönen die Worte aus dem Munde der Ungebeugten, als das Gräßliche geschehen ist: „Was kümmerts mich noch, ob die Götter sich als Lügner zeigen, oder sich als wahr bestätigen? Mir haben sie das Ärgste getan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter zu treffen, als sie trafen. Wer für nichts mehr zu zittern hat, der fürchtet sie nicht mehr .... Den Rachegeistern überlass' ich dies Haus — Ein Frevel führte mich herein, ein Frevel treibt mich aus. Alles dies erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sind die Götter."

Aber trotzalledem können wir doch die Schranke der Schillerschen Art in der Zeichnung des weiblichen Wesens nicht verkennen, da, wo dies in seiner schlichten, hingebungsvollen, empfangenden Natur hervortritt, da mißlingt die individuelle Zeichnung, wie bei Amalia und Thekla, während Goethe hierin unvergleichlich ist.

Auch er stattet seine Dorothea und seine Iphigenie mit Willensstärke aus, aber wie zart und tief verraten sie sich auch zugleich als die Dienenden, Hilfsbereiten, Heilenden, Milden und Geduldigen! Welche hingebende, anschmiegende Weiblichkeit zeigen Gretchen, Ottilia, die Prinzessin, Elisabeth und Maria im „Götz"! — Erst wenn die Mädchen und Frauen heroisch sich emporrecken, erhalten sie bei Schiller wirkliche Bedeutung und innere Naturwahrheit. Das Pathos der Tat muß auch sie durchdringen, um ihnen Größe zu verleihen. Bei Goethe waltet volle Gegenständlichkeit und schlichte Innigkeit; ich erinnere nur an das entzückende Bild, das uns in „Hans Sachsens poetischer Sendung" gezeichnet wird von der holden Zukünftigen —

„(sie) sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt

Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein,
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf." —

Kann mädchenhafte Reinheit in ihrer unbestimmten, geheimnisvollen Sehnsucht zarter und echter wiedergegeben werden? — Es würde zu weit führen, wollten wir vergleichen, wie das Leben in seinen verschiedenen Formen der Nationen, der Altersstufen, der Stände, der Berufe sich in den Dichtungen der beiden Dichter spiegelt; so reizvoll die Aufgabe ist, sie würde doch nur ein gleiches Bild aufzeigen, wie wir an typischen Beispielen schon aufwiesen. Auch müssen wir immer bedenken, daß Schiller mitten aus der Bahn seiner Entwicklung zu immer höherer Reife abgerufen wurde, während Goethe in vollem Umfange sich ausleben durfte, und daß der Epiker in Gestaltung eines weiten Welt- und Zeitbildes einen großen Vorteil vor dem Dramatiker hat; denken wir an „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs", an „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften"; der Masse nach hat Schiller dem nur weniges an die Seite zu setzen, — aber meisterlich sind alle die Lebensbilder, die vom Knaben und Jüngling und Mann, vom Mädchen und der Mutter in dem „Liede von der Glocke", von den gemeinen Soldaten, vom Wachtmeister und von den Offizieren im „Wallenstein" entworfen werden! Mag sich bei Schiller, im Vergleiche zu Goethe, gar oft etwas Abstraktes, Idealisches und Empfindsames eindrängen, ihm stehen auch die Farben eines zarten und maßvollen, wie auch eines grotesken Realismus zu Gebote; wie anheimelnd wahr und anmutig wird der Abend gemalt in der „Glocke", wie naturalistisch ist die Feuersbrunst geschildert, wie kernig sind die Meistersprüche! Und unübertroffene Musterleistungen sind die Tafelszene im 4. Akt der „Piccolomini", die Unterredung Wallensteins mit Wrangel, die Einwirkung der Gräfin Terzky auf ihren Bruder, das Gespräch Wallensteins mit den Pappenheimern geblieben.

Die Schlagwörter Realismus und Idealismus versagen eben bei der Größe dieser beiden Männer, deren ganzes Schaffen in der Verschmelzung beider Denkrichtungen wurzelt.

Schiller und Goethe sind eben, jeder in seiner Art, nicht nur groß in dem, was sie unterscheidet, sondern vor allem in dem, was sie in Lebensauffassung und Lebensdarstellung vereinigt und im Laufe einer immer innigeren Freundschaft mehr und mehr zusammenschloß. Sie waren selbst überrascht, wie nahe sich ihre Gedanken über Kunst und Kunsttheorie berührten. Ihnen beruht, wie Goethe es ausspricht, die Kunst auf den Grundfesten der Erkenntnis, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und begreiflichen Gestalten zu erkennen. Sie sind idealistisch, indem sie dem bloß Natürlichen entsagen und dessen Erhöhung durch das Geistige fordern, sie sind realistisch, insofern sie von der Überzeugung durchdrungen sind, gerade durch diese künstlerische Gestaltung der Dinge werde der wahre Sinn der Dinge enthüllt. Das Kunstwerk soll den Urphänomenen gleichen; aber diese Naturähnlichkeit ist dann etwas ganz anderes als Natürlichkeit oder Richtigkeit. Ihnen ist die Kunst nicht Unterhaltung und Zerstreuung, sondern der Ausdruck für das Tiefste der Menschenbrust, das durchaus nur auf diese Weise zu sagen ist, für eine durchaus eigene Art, das Leben und die Dinge anzusehen, d. h. für ein individuelles Weltbild, eine Weltanschauung.

Und wenn auch diese bei Schiller in dem Begriffe der sittlichen Freiheit, bei Goethe in der Verehrung der Natur, in der Hingabe an das Naturelement beruht, so trafen sie doch in den höchsten Zielen zusammen.

Schiller setzt in den Dingen die Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Selbstbestimmung oder Freiheit und zeichnet Schönheit als Freiheit in der Erscheinung, so daß alle Technik etwas Fremdes ist, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus, sondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge notwendig und angeboren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist. Danach ist Stil, d. i. höchste Kunst, reine Objektivität und Manier die Abhängigkeit des Darzustellenden von dem Darstellenden. Was anderes aber sah Goethe von jeher im Schönen als die Wahrheit, als das Typische in der Erscheinung, das die Schillersche Selbstbestimmung oder Freiheit als etwas Selbstverständliches in sich schließt? Was sagt er vom Stil? „Er ruht auf dem Wesen der Dinge, er ist die Fähigkeit, das in den Dingen Wesenbildende darzustellen.“ Ist dies aber etwas anderes als reine

Objektivität? Ja, ihm ward das höchste Kunstwerk geradezu ein Naturwerk, etwas Notwendiges, Göttliches. So wird für beide — Schönheit Seele, das Künstlerische das anschaulich gewordene Prinzip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen.

So schreibt denn Goethe, nachdem er die ästhetischen Briefe Schillers gelesen hat: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig." Er findet in ihnen viel, ja fast völlige Übereinstimmung mit seiner Denkungsweise und sich neu gestärkt und gefördert, und ruft dem Freunde zu: „Wir wollen uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen." „Ein neuer Frühling sei über ihn gekommen," bekennt er; ja, „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht;" und Schiller selbst hörte nicht auf, den älteren, reiferen Freund als den reicheren, umfassenderen, in seinem Schaffen naiveren, unmittelbareren Geist zu verehren, mochte ihm selbst auch ein weit rauschenderer Beifall für seine Bühnenwerke werden als der stilleren, beschaulicheren Seelenwelt seines großen Genossen. In den zehn Jahren, wo beide einander nahe standen in stetem neidlosen Verkehr und Gedankenaustausch, der nur das eine bezweckte, ihre Kunst immer mehr zu vertiefen und zu läutern, da wußten sie beide nicht, wer dem anderen mehr gäbe oder wer mehr nähme; es war eine Herzens- und Geistesgemeinschaft ohnegleichen. Und als der Tod diese zerriß, da klagte der Überlebende, selbst von ernster Krankheit Heimgesuchte, in tiefem Schmerz: „Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere einen Freund, und in ihm die Hälfte meines Daseins." In Gesprächen hernach nannte er Schiller „einen außerordentlichen Geist, der so wenig in der deutschen als in einer anderen Literatur seinesgleichen habe, in seiner Produktivität im Idealen, als einen bewunderungswürdigen Geist, dessen für das Theater besonders geschaffenes Talent immer mehr sich vollendete, als einen wunderlich großen, prächtigen Menschen. Schillers Tod war für ihn der schwerste Schlag, der ihn je getroffen; er versuchte den „Demetrius" zu vollenden, aber die zum Schaffen so nötige Gelassenheit ließ sich nicht erzwingen. In dem „Epilog zu Schillers Glocke" setzte er dem hochfliegenden Geiste, dem unermüdlich für die Veredlung der Menschheit tätigen Idealismus seines Freundes ein

dauerndes Denkmal; nicht nur dem in das innerste Getriebe der Weltgeschichte dringenden Forscher, nicht nur dem Schöpfer tiefer Dichterwerke wird er gerecht, sondern auch dem standhaften, im Leiden großen Manne. —

Wenn die Gräfin im „Tasso“ sagt, die Natur hätte ihr Ideal erreicht, wenn sie aus Antonio und Tasso einen Mann gebildet hätte, so kann erst recht der Gedanke einer Einheit von Goethe und Schiller zu dem Übermenschlichen, dem Ewigen, hinführen; solche Geister lassen uns das Göttliche ahnen und lehren uns an dieses glauben, an das wahrhaft Dauernde, von dem in ihnen sich ein Bruchstück verkörpert hat. „Was kann“ — fragt Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel — „der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare? Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?“

Sternenhell glänzt uns unser Dioskurenpaar vor — „unendlich Licht mit ihrem Licht verbindend.“

Anhang.

Eine Poesiestunde in Prima.

Wir haben eine Reihe Schillerscher Gedichte wie „die Ideale“, „die vier Weltalter“, „die Teilung der Erde“, „das Mädchen aus der Fremde“, „die Macht des Gesanges“, „das Glück“, „Poesie des Lebens“ gelesen und manches andere Gedicht wie „der Graf von Habsburg“, oder von Goethe „der Sänger“, von Uhland „des Sängers Fluch“, „Taillefer“, „Bertran de Born“ und andererseits manches Epos und manches Drama, das im Laufe der Jahre behandelt wurde, wieder in der Erinnerung aufgefrischt. So dürfte es an der Zeit sein, die Fragen aufzuwerfen, worin denn eigentlich das Wesen und der Reiz der Dichtkunst liegt, wie es denn kommt, daß das Spiel der Phantasie uns erfreut, daß wir uns „an Schattenbildern weiden, die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,“ ja warum überhaupt wir im wirklichen und im erdichteten Leben an dem Ergehen eines anderen, an seinen Erlebnissen, seinen Gedanken und Gefühlen Anteil nehmen, warum es so tiefe Wahrheit in sich birgt, wozu Schiller mahnt:

> Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
> Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz,

warum denn durch aller Zeiten Wechsel in seinem Anspruch sich gleich geblieben ist das Menschenherz, indem es heut wie vormals nach Erschütterung lechzt, „damit es, von der eignen Füll' erlöst, im heitern Gleichgewicht sich wiederfinde,“ wie Geibel tiefsinnig von der Wirkung des Dramas sagt, kurz, warum es uns denn so mächtig ans Herz greift, wenn der Dichter den rechten Ton trifft, so daß die Saiten unseres Innern mitschwingen und mitklingen.

Wie es in der Geschichte der Dichtkunst eine Zeit gab, wo das Wort und der Ton und die rhythmische Bewegung (der Tanz), wo epische Erzählung, lyrischer Erguß des Gefühls und dramatische Handlung noch eine ungetrennte Einheit bildeten, so pflegen auch bei

der lieben Jugend die Eindrücke des Poesie-Schönen ins Unbestimmte zu verschwimmen; und wer möchte auch auf den unteren und mittleren Klassenstufen das Lyrische zergliedern und zerpflücken, wer nicht vielmehr vieles dem dämmernden Ahnungsvermögen überlassen, ohne mit rauher Hand den Schmelz des zarten Gebildes zu zerstören? Aber in den oberen Klassen muß doch auch bewußtes Verständnis erschlossen werden. Ein Primaner muß ein Ohr gewinnen für den Wohllaut des Verses bei Goethe, bei Horaz, bei Sophokles, für das Charakteristische der steigenden und fallenden Metra; er muß auch beim Lesen Wort- und Sinn- und Versakzent verbinden lernen; er muß Verständnis gewinnen für die Anschaulichkeit, mit der uns die Dichter Bilder vor das innere Auge stellen, und für den poetischen, übertragenen (metaphorischen) Ausdruck; er muß lernen, sich in das Empfinden und Denken anderer nachempfindend hineinzuversetzen; er muß ahnen, daß diese Einfühlung der Grundnerv alles ästhetisch-psychologischen und ethischen Genusses und Verständnisses ist, sowohl dem Leben und der Natur, wie der Kunst gegenüber, die von beiden nur ein Spiegelbild bietet. Und sollte man dann nicht hoffen können, daß in empfänglicher junger Brust, die sich gewöhnt hat, in reine, edle und hohe Geister sich einzufühlen, immer mehr der Sinn und die Liebe für das Reine, Edle, Hohe sich entwickele und zugleich der Abscheu wider das Unreine und Gemeine? Sollte die Erwärmung und Erhebung, die den Herzen so sich bietet in der Poesie, nicht der kühlen, lediglich praktisch-verständigen Auffassung des Lebens die Wage halten und so einen Morgenschein auf die Alltagswelt werfen können?

Wachsen und zunehmen an Gedanken und Gefühlen tieferer Art, an innerer und äußerer Erfahrung, an geistiger und sittlicher Ausbildung: das muß doch immer das Streben des geistig gerichteten Menschen sein und bleiben. Und so wollen wir die Frage aufwerfen:

Was ist uns die Poesie?

Wir fragen: Was ist Kunst? Welche besondere Kunst ist die Poesie? — Einem schöpferisch veranlagten Menschen läßt das bewegte Innenleben keine Ruhe; ohne äußere Nötigung, ohne praktisches Bedürfnis muß er es zum Ausdruck bringen; die Stunde „gebietet“ es, das heimlich im Geist Verborgene ans Licht zu fördern, das Gedankenhafte und Gefühlsmäßige auszugestalten. Dies Können nennen

wir Kunst. Sie ist ein Spiegelbild der zwiespältigen Natur, des sinnlich-geistigen Wesens des Menschen. Gedanken und Empfindungen setzen sich um in greifbare, sinnlich wahrnehmbare Form, in Marmor, Farben, Töne, Worte. Das Geistige wird also versinnlicht, und zugleich wird das Sinnliche vergeistigt, das Tote (der Stoff) wird durch die Idee (den Gedanken) belebt, beseelt. Goethe sagt: „Alles, was wir Erfinden (Schaffen), Entdecken in höherem Sinne nennen, ist eine aus dem Inneren am Äußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den (schöpferischen) Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese (Ineinsbildung, Verbindung) von Welt (Stoff) und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt."

Poesie heißt Schöpfung (ποίησις). Sie führt den Gattungsnamen, der jeder Kunst zukommt, weil sie am ursprünglichsten, weil die Sprache, deren sie sich bedient, der natürlichste Ausdruck des Innern ist, weil schon in der Sprache überhaupt der Geist Wort, das Wort Geist wird. Aber was hebt die Sprache zur Poesie empor, d. h. was macht den Dichter? Goethe sagt, besonders vom Lyriker: „das von einer Empfindung volle Herz", oder allgemeiner: „das lebendige Gefühl der Zustände und die Fähigkeit sie auszudrücken." Was Goethe von Tasso sagt, gilt auch allgemeiner vom Dichter:

> Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gern und willig auf,
> Das Weitzerstreute sammelt sein Gemüt,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

In der Kunst, und somit in der Poesie, waltet nicht, wie in der Wissenschaft, der Verstand vor, sondern die Einbildungskraft (Phantasie), das Herz, das Gefühl.

1. Was ist nun die Poesie?

Wie gewinnen wir die Begriffsbestimmung, wie ein Bild von ihrem Wesen?

Jakob Grimm sagt einmal: „Poesie ist das Leben, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache." Ein schönes, tiefes Wort! Aber es zeigt auch, daß das Wesen der Dichtung, wie alles Werdens (des Organischen, Lebendigen) in Natur und Geistesleben, in

seiner Wurzel, sich unserer Betrachtung entzieht und nicht auf eine Formel gebracht werden kann. Jakob Grimm hat nur die idealistische, die verklärende Poesie im Auge; es gibt aber auch herbe, spröde, erschütternde Wirklichkeitsdichtung in rauher Schale. Man könnte daher allgemeiner sagen: Sie ist Darstellung des inneren und äußeren Lebens durch das gehobene Wort; sie ist das Ausströmen lebendigen Gefühls in rhythmisch bewegter Sprache; sie ist der getreueste Ausdruck der verschiedensten Empfindungen des Menschen, das innere Echo aller Eindrücke, die Stimme der denkenden und fühlenden Menschheit, vertreten durch Menschen, die, des göttlichen Geistes voll, hoch über dem unklar verworrenen Treiben der Geschlechter stehen und sie überdauern. Poesie ist „tiefes Schmerzen", tiefes Gefühl, sie ist das menschliche Gemüt selbst in allen seinen Tiefen, jenes ewig rätselvolle Wesen, das auf unendliche Weise sich auszugestalten strebt.

1. Ursprung und Geschichte.

Bei den Naturvölkern entströmt der Gesang beim Tanz, beim Spiel, bei der Arbeit, beim Gottesdienst; Götter und Helden werden verherrlicht; ungeschieden sind noch Erzählung, dramatische Handlung, Erguß des Gefühls, Betrachtung und Lehre, ungeschieden epische, lyrische, dramatische Form.

Bei den Kulturvölkern beginnt die Reflexion über den rätselhaften Ursprung der Poesie. Man hält sie für eine göttliche Gabe („Ein Gott gab mir zu sagen, was ich leide"), für ein Geschenk der Musen oder des Apollo; geheimnisvolle Bilder veranschaulichen das Geheimnis, das ihr innewohnt: sie kommt vom Himmel herab, sie ist ein „Mädchen aus der Fremde", ein „Quell aus verborgenen Tiefen" („es strömen des Gesanges Wellen hervor aus nie entdeckten Quellen"); der Sänger selbst ist ein Götterfreund, er ist ἔνθεος, „des Gottes voll"; er hat das reine Gemüt, in dem die ewige Welt sich spiegelt; er gibt der Zeitenstimmung Ausdruck.

Die Poesie ist die Sprache nicht nur der Kindheit der Völker, sie ist die Sprache aller Jahrhunderte; sie ist naiv und einfach in der Wiege der Nationen, eine geschwätzige Märchenfreundin, sie ist Liebes- und Hirtenpoesie bei jungen Hirtenvölkern, kriegerisch und episch bei eroberungslustigen Horden, sie spiegelt den Charakter und das Blühen und Welken der Völker wider; bald ist sie gerichtet auf die Erhabenheit und Pracht (Inder), bald auf die tiefe Innerlichkeit (Juden), bald

wild strebend in den Epochen des Zerfalls, bald schüchtern und kühn zugleich in den Tagen der Wiedergeburt; bald philosophisch, bald religiös, bald politisch, sozial, bald subjektiv persönlich, bald allgemein verständlich, bald erhebend und begeisternd, bald grüblerisch, melancholisch. Sie stirbt nie.

Am bestimmtesten und schärfsten sind die Wandlungen der Poesie bei den Griechen: Epos, Elegie, Melos, Dithyrambus, Drama, Epigramm, Idyll, Roman.

Es wechseln die Zeiten der Volks- und der Kunstpoesie, der naiven und der sentimentalischen Dichtung. Auf Schwulst und Bombast folgt die Ernüchterung, auf übertriebene Verklärung des menschlichen Lebens der Rückschlag in die Abzeichnung der gemeinen Wirklichkeit, auf die ungesunde Überkultur der Ruf „zur Natur zurück!" So im Hellenismus, in der Renaissance in Goethes Zeit, so wieder in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Bald erhebt der Naturalismus (den Realismus überbietend), bald der mystische Symbolismus (den Idealismus überbietend) sein Haupt. Das Vollendete liegt in der Ausgleichung der Gegensätze (Homer, Dante, Shakespeare, Goethe).

2. Mittel und Stoffe.

Ausdrucksmittel der Poesie sind:

α) sprachliche (Wohllaut) und formal-technische (Aufbau, einheitliche Gliederung).

Die Sprache der Poesie ist nicht die Sprache des Alltages, des Verstandes, der Prosa, der Wissenschaft, sondern wie in jeder Kunstübung etwas den Stoff Bezwingendes liegt und ein Ringen mit ihm hervortritt, auf daß die volle Kraft und Schönheit sich durchsetze, so fesselt und bezwingt auch die Dichtkunst das Wort, indem sie es in die Bande des Rhythmus und des Reimes legt. In gebundenem Wort die volle Geistesfreiheit offenbaren: das ist die hohe Kunst des wahren Talentes. „Bilde Künstler, rede nicht!" ruft Goethe dem Dichter zu. Ein künstlerisches Gebilde, nicht ein rhetorisches Machwerk soll der Dichter schaffen. Der Geist muß sich den Körper bauen, d. h. die metrische Form muß sich an Gedanken und Gefühl aufs engste anschmiegen, Form und Inhalt müssen in ein Ganzes verschmelzen. Im Rhythmus, im Reim, in der Strophenform muß das Geistige die ihm entsprechende Gestalt gewinnen. — Die kurzen, schwach betonten Silben (Senkungen) haben etwas Leichtes, Anmutiges,

Hüpfendes, Lebendiges, die langen betonten Silben etwas Gemessenes, Schweres, Feierliches, Ernstes. Der Jambus ist der Vers des unruhigen Strebens, des sehnsüchtigen Gefühls, des ringenden Gedankens, des kämpfenden Willens. Von den trochäischen Versen sagt Lenau: „Seht, sie wandeln ruhig, ernst und sinnend."

Wie malen die hüpfenden Anapäste und Jamben im „Taucher": „Und es wallet und siedet und brauset und zischt!" Wie herzig klingen die Daktylen: „Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt!" Und wie wuchtig klagen die Verse in der „Glocke": „Schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang. Ernst begleiten ihre Trauerschläge einen Wandrer auf dem letzten Wege." Wie trefflich schmiegt sich die alliterierende Langzeile, schmiegt sich die Nibelungenstrophe dem Charakter des alten Heldenliedes an; welche herrlichen Gebilde sind die Strophen unserer Minnesänger, und wie ausdrucksvoll kommt die Eigenart des Südländers in den Ottaverimen und Terzinen, Sonetten und Kanzonen zur Geltung!

Wie das Lied sich organisch entfalten oder, in anderem Bilde: sich architektonisch aufbauen muß, so auch das Epos und das Drama. Jede Dichtungsart hat ihre eigene Technik, ihren Aufbau und ihre Entwickelung. Freilich gibt es in der Poesie ebensowenig wie in den übrigen organischen Erzeugnissen des geistigen Lebens scharf gezogene Grenzen: das Epische dringt allenthalben in die Lyrik (Ballade, Romanze, Legende usw.), das Lyrische und Epische in das Drama, das Dramatische in die Lyrik ein (ein Gedicht kann eine kurze Tragöde darbieten, kann Dialoge von erschütternder Wirkung enthalten); es gibt nur verschiedene Gebiete, die ihr unverkennbar eigentümliches Gepräge haben. Aber dies Gepräge wandelt sich im Wandel der Zeiten.

β) Anschaulichkeit und Bildlichkeit.

Anschaulichkeit: Man denke an Homer, wie er fast jedes Hauptwort schmückt, wie er die Götter individualisiert durch die Epitheta, wie er die Natur in allen Erscheinungen durch sie malt; man denke an „Hermann und Dorothea" oder — um Beispiele aus Schillers „Braut von Messina" in diesem Abschnitte zu wählen — an Stellen wie: „Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen, daß er die Schwere des Daseins ertrage und das ermüdende Gleichmaß der Tage und mit erfrischendem Windesweben kräuselnd bewege das stockende Leben" oder: „Mit

trägem Schritt seh' ich die Stunden schleichen, und mich ergreift ein schauderndes Gefühl, es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen."

Bildlichkeit: Selbständig ausgeführte Gleichnisse und kürzere Vergleiche heben die Anschaulichkeit. Doch die duftigste Blume des dichterischen Ausdrucks ist die Metapher; sie ist die Königin unter den Tropen und Figuren, denn sie ist nicht ein von außen (künstlich) entlehnter Schmuck, sondern das naturgemäße, innerlich notwendige Widerspiel (Abbild) jenes künstlerischen Vorganges überhaupt, der jedem Kunstschaffen zugrunde liegt, nämlich der Verschmelzung von Sinnlichem und Geistigem. Was das Dichterwerk im großen, ist die Metapher im kleinen. Die dichterische Phantasie denkt in Bildern und bildet denkend. So überträgt sie: 1. das Sinnliche auf das Sinnliche; z. B. „Wer das grüne krystallene Feld (das Meer) pflügt mit des Schiffes eilendem Kiel, dem gehört die Welt" oder: „Schamhafte Demut ist der Reize Krone." Diese Art der Übertragung ist verhältnismäßig ebenso selten wie 2. die Übertragung des Geistigen auf das Geistige, z. B. „Ein mächtiger Vermittler ist der Tod. Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft anschmiegender Umarmung auf die Urne" oder: „Die Liebe bewegt das Leben ... In das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums."

3. Sinnliches wird auf Geistiges übertragen — es ist die bei weitem häufigste Form des Metaphorischen: „Der alte Groll bricht, zur offenen Flamme sich entzündend, los;" „Finstere Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus;" „Die Freude trug mich auf leichten Flügeln fort;" „Kalt ergriff mich das Entsetzen", so auch: der hohläugige Verdacht, die scheele Mißgunst, der bleiche Neid, der Liebe heil'ger Götterstrahl.

4. Geistiges wird auf Sinnliches übertragen, die Natur beseelt, so daß sie lacht oder weint oder klagt oder sich mitfreut. So heißt es: „Nur der allsehende Äther über uns war des verschwiegenen Glücks vertrauter Zeuge" oder: „Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur", — „Selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur kindlich liegt an der Brust der Natur!" —

Die Poesie, die dichterische Phantasie breitet Stimmung über die Natur, wie sie die Welt der Ideen enthüllt, wie sie die Vergangenheit verklärt in Sage und Märchen; sie bietet einen Spiegel, der treulich

die Bilder auffängt, aber die Wunderkraft zugleich besitzt, alles Nichtige, Unwesentliche, Unreine in ihnen zu tilgen.

b) Stoffe.

Der Stoff der Poesie ist das Leben, das Leben der Wirklichkeit und das Leben der Phantasie und des Gedankens. Das Weltbild der Dichtung umfaßt alle Zeiten und alle Völker, alles, was ein Menschenherz und Menschenhirn in Freud und Leid, in Hoffnung und Sehnsucht, in Treue und Glauben bewegt.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Natur, Gott, Welt, Vaterland, Liebe, Freundschaft, Treue verherrlicht die Dichtung, sei sie nun lyrisch oder episch oder dramatisch; mag sie von den Taten der Vorzeit, von kühnen Recken, von den Helden der Geschichte künden, oder mag sie ins rauschende Leben der Gegenwart hineinführen; mag sie der Stimmung der Stunde Ausdruck geben, „dem Augenblicke Dauer verleihen“ oder „ein Bild des unendlichen Alls in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall drücken.“ Das Alltäglichste, das ewig sich im Menschenleben Wiederholende kann ebensowohl dem Dichter den Stoff darbieten, den er prägt, umgestaltet, verklärt, wie das Besondere, nimmer in dieser Form Wiederkehrende; das Einfache, Idyllische, Friedliche ebensowohl wie das Erhabene, Furchtbar-Große, Tragische.

Wohl kann man die Dichter nach ihrer Stoffwelt unterscheiden; der ist ein Sänger der Minne und der zarten Empfindungen für die Natur und für die typischen Vorgänge des Lebens; jener ist ein Sänger ungestümen Freiheitsdranges und der politischen Tat, dieser ein religiöser, schwärmerischer, schwungvoller Poet (wie Klopstock, Milton), jener zieht die Stoffe der Geschichte, dieser die der Sage, des Märchens, jener die eines Standes, dieser die der Allgemeinheit vor.

Wer hat sinniger von Liebe gesungen als Geibel, und doch hat er zugleich auch kraftvolle Töne vaterländischer Begeisterung gefunden; wer hat träumerischer von Wald und Wandern gesungen als Eichendorff, wer vom Meer gewaltiger als Heine, von den Bergen als Byron? Wer hat das Mittelalter so deutlich wiedererstehen lassen wie Scheffel in seinem Ekkehard und in manchem seiner Lieder?

So alt die Welt ist, so oft wiederholt sich auch das Lied von ihr und ihren Wandlungen. Der echte Genius ist auch Pfadfinder, Entdecker; er erobert sich ein neues Gebiet, in dem er waltet wie niemand vor ihm und nach ihm; man denke an Shakespeare mit seinen Königsdramen, man denke an Goethe, an seine Naturlieder, seine Balladen, seine Liebeslieder, seine Gedankenlyrik; man denke an das bürgerliche Schauspiel bei Lessing, Schiller, Hebbel; man denke an den Begriff „Weltliteratur“ bei Goethe, den Romantikern und Rückert; man denke an die soziale Dichtung der Gegenwart. Freilich macht ein neuer Stoff, ein neu erschlossenes Reich noch nicht den Genius, den souveränen Herrscher; denn nicht der Stoff ist die Hauptsache, sondern seine künstlerische Gestaltung. Die modernsten Dichter, wie vor allem Hauptmann, haben neue Probleme wohl gefunden, aber es gebricht an der Kraft der Vertiefung, der Durchgeistigung, an Hoheit der Weltanschauung; auch der an sich interessanteste Stoff wird durch den Pessimismus (z. B. Ibsens) verdorben und unerträglich. Der extreme Naturalismus (z. B. Zolas) macht das Gemeine und Niedrige zum Selbstzweck, er schildert die trüben Pfützen des Lebens und geht an den klaren Quellen achtlos vorüber. Auch die Photographie (gleichsam das Ideal der Wirklichkeitsschilderung) verkürzt doch die Linien, gestaltet um und — verschönert. Nicht das Was, sondern das Wie ist in der Kunst, also auch in der Poesie das Entscheidende.

2. Wie wirkt auf uns die Poesie? Welches ist ihr Zweck?

Wie die Poesie aus dem tiefsten Brunnquell des Innern emporsteigt, wie das dichterische Schaffen den ganzen Menschen mit Kopf und Herz, mit Besonnenheit und Begeisterung, mit Phantasie und Gemüt in Anspruch nimmt, so findet es auch in dem ganzen inneren Menschen seinen Widerhall.

Aber als Kunstwerk wirkt das dichterische Gebilde vor allem ästhetisch, d. h. auf die Sinne und auf das Gefühl; das Belehrende und Bessernde steht in zweiter Linie.

Die geschichtliche Auffassung des Zweckes der Dichtkunst hat zwischen dem Ästhetischen und Ethischen von altersher geschwankt. Homer sagt Od. I 345 *ἐρίηρος ἀοιδὸς τέρπει, ὅππῃ οἱ νόος ὄρνυται.* Horaz preist III 4, 37 die Musen:

Vos . . finire quaerentem labores
Pierio *recreatis* antro,
Vos lene *consilium datis;*

er betont die beiden Seiten der Wirkung und auch die Mischung des Ergötzenden und des Belehrenden epist. II 3, 333 f.: Aut prodesse volunt aut delectare poëtae, — Aut simul et iucunda et idonea dicere vitae . . miscere utile dulci Lectorem delectando pariterque monendo. — Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, das Ästhetisches und Ethisches zumeist vermischte, herrschte der Streit zwischen den Leipzigern (Gottsched) und den Schweizern (Bodmer und Breitinger); jener betonte die Wirkung auf den Verstand, diese diejenige auf das Gemüt und die Phantasie; jener legte den Nachdruck auf die Form, diese auf den Gehalt. Kant bestimmte das Schöne als ein freies, „interesseloses" Spiel; Lessing sonderte mit scharfem Verstand die verwischten und verschwommenen Grenzen der Künste (der bildenden und der redenden) und reinigte die Theorie des Dramas von französischen Mißverständnissen der Aristotelischen Poetik und dehnte die Wirkung der Tragödie über das bloße, enge Maß des Moralischen aus. Herder ward mit seinem feinen, nachfühlenden Sinne ein Dolmetscher ersten Ranges für Wesen und Wirkung der Poesie; besonders durch die Licht schaffende Unterscheidung von Kunst- und Naturpoesie. Goethe und Schiller fordern von der Kunst die Vermählung der Schönheit und der Wahrheit; ihnen erscheint die Dichtkunst als ein wesentliches Mittel für die Erziehung des Menschen, aber nicht in dem engherzigen Sinne der Moral allein.

Was wir als Schönheit hier empfanden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn . . .
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

So feiert Schiller in dem Gedichte „Die Künstler" die Schönheit als Vorstufe der Wahrheit, die Kunst als die große Bildnerin der Menschheit, als die Kraft, welche den ganzen Menschengeist erzieht und emporhebt zum Reiche der Ideen, der Ideale.

Der edel Geartete kann sich dem Zauber der Dichtkunst nicht entziehen; sie ist die Holde, die jedem eine Gabe bietet.

Worin bestehen diese Gaben, diese Einwirkungen?

1. Die Poesie wirkt auf die Sinne, auf Herz (Gemüt) und Phantasie.

Wie holde Musik schleicht sich das Lied ins Ohr; der Wohllaut des Rhythmus, die Melodie der Worte heimelt uns an, bald besänftigend, bald anregend; der Gesang wiegt das Herz „zwischen Ernst und Spiele auf schwanker Leiter der Gefühle;" das Herz wird erfreut, erwärmt, ergriffen, erhoben, erschüttert. „An der Glut des Gesanges entflammen des Hörers Gefühle." Und welches sind diese Gefühle, die entzündet, die geweckt werden, während sie vorher „wunderbar (rätselhaft verborgen) schliefen"?

Es ist die Freude: jede Freude wird erst durch das Lied geadelt; „ohne die Leier ist die Freude gemein, auch beim Nektarmahl."

Es ist die Begeisterung für das Vaterland, der Mut, freudig in den Kampf, selbst in den Tod zu gehen; man denke an die Sänger mit Leier und Schwert, an Kallinos, Tyrtaios, Äschylos, an Körner, Schenkendorf.

Es ist Liebe, es ist Andacht, Weihe. Wie vermag uns ein altes Kirchenlied, das unsere jungen Herzen schon erzittern und erbeben ließ, zu packen; wie erschüttern uns die Sterbelieder, wie umschauert es uns wehmütig, wenn der Dichter die Poesie des Herbstes oder des starren, alles Leben tötenden Winters enträtselt. Und wie jubeln wir mit, wenn die Frühlingslieder erklingen, wenn beim Wandern ein fröhlich Lied uns begleitet!

Die Dichtung entrückt unser Gefühl dem Alltäglichen, Vergänglichen; das Herz weitet sich; es sieht den Himmel offen, es schwelgt in Seligkeit, wenn das Lied wie eine Offenbarung erscheint; jede Fiber des Innern bebt mit; man beugt sich „dem Fremdling aus der anderen Welt".

„Vom Himmel trägt es (das Lied) den Gott, und zum Himmel den Menschen."

Innerlich bereichert fühlt sich auch der Arme; die Hütte wird ein „Himmel voll Götter".

So beseligt die Dichtkunst: sie mehrt die Freude, lindert das Leid: es „schwinden jedes Kummers Falten", süßes Vergessen zieht in das gequälte Herz ein.

Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft;
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Die Poesie, besonders die Tragödie hat eine heilende Kraft; sie erregt gewaltig die gewaltigsten Empfindungen und verflüchtigt sie in auflösendem Schmerze; wir leiden mit dem Helden, und zugleich faßt uns der ganzen Menschheit Jammer an; die Aufwühlung der Tiefen unseres Innern führt zur Entladung der Affektsspannungen, zur Befreiung, zur Katharsis. Und diese Erlösung, dies Aufatmen nach starrer Qual wirkt beglückend, wirkt den höchsten ästhetischen Genuß.

So singt Geibel von dem Dichter:

Aufschließen will er euch die Brust, den Strom
Der stockenden Empfindung fluten machen
Und durch die Schauer süßen Mitgefühls
Den sturmbedürft'gen, doch vom Lebenszwange
Beklemmten Sinn erleichternd reinigen.
Da jauchzt befreit empor die trunkne Seele,
Da löst wohltätig sich der starre Bann
Des Schmerzes und entladet sich in Tränen,
Und menschlich euch im Menschlichen erkennend,
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim . . .

Die erhabenen Anschauungen und Bilder der Tragödie und die starken Gefühle, welche von Teilnahme und Mitgefühl bis zur tiefsten, schmerzlichsten Ergriffenheit sich steigern und dann sich lösen, bedeuten den höchsten Triumph der Dichtkunst. Durch Schmerz und Schauder dringt siegreich der Glaube an einen vernünftigen Weltzusammenhang hindurch.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt? — — —

Die Sage und die Dichtung aller Zeiten ist nicht müde geworden, die Macht des Gesanges zu rühmen; man denke an Orpheus, Amphion, Arion, an Horand, an Taillefer, Bertran de Born. Selbst das Seelenlose spürt den Widerhall; die Felsen, die Bäume, die Wasser mit den Fischen lauschen; Stein fügt sich auf Stein; „es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust", sagt die Königstochter, als Taillefer vorüberzieht, singend „bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm".

Das Herz lacht im Leibe, oder es schwillt über in keckem Mut, aber auch in frevlem Übermut bei betörendem, die Sinne fangenden, das Herz umstrickenden und verführenden Liede. Wie in die Höhe kann es auch in die Tiefe reißen; wie es das Feuer des Mutes und edler Begeisterung schürt, kann es auch die Flamme des Aufruhrs entfachen und die Bestie im Menschen, die Sinnlichkeit und die Leidenschaft wecken; oder es verzaubert wie ein Liebestrank und umstrickt den Träumer, den Phantasten mit der Welt des Scheins, des eingebildeten Seins, das der Wirklichkeit nicht entspricht; so verwarf Plato — obwohl selbst ein Dichter, als Philosoph die Dichtkunst als verführerische Schmeichelkunst, die der Sophistik verwandt sei und die Jugend verweichliche und den frommen Gottesglauben zerstöre. —

Die Phantasie, d. i. die Fähigkeit, neue Vorstellungen mit den alten zu verbinden und so ein Neues zu schaffen, wird durch die Dichtung angeregt und befruchtet. Vor dem inneren Auge des Lesers oder Hörers bauen sich die Bilder ferner, nie geschauter Gegenden, ferner, längst vergangener Zeiten schier plastisch greifbar auf. Wer sieht nicht das Schloß am Meer im Geiste vor sich, wie es Uhland uns zeichnet? Wer vermag nicht die Szenerie des „Tauchers" oder die wechselnden Bilder der „Bürgschaft" sich zu vergegenwärtigen? Der phantasiebegabte Leser muß die Illustration sich selber schaffen können, wenn auch nur im Geiste und nicht mit Zeichenstift oder Pinsel. Ut pictura poësis lautet das verhängnisvolle Wort des Horaz. — Der Genuß der Phantasietätigkeit besteht in dem inneren Bilden und Nachschaffen, in dem Mitleben und Mitleiden, in dem Sichhineinversetzen in die Zustände der Helden, die der epische und dramatische Dichter uns vorführt, in die Lage und in die Stimmung, die den Lyriker erfüllt. Nur dann übt die Dichtung ihre volle Wirkung aus, und die dargestellten Kämpfe, Leidenschaften, Katastrophen werden nur so mit Leben gefüllt und packen uns dann unweigerlich. Und die Folge einer solchen „reproduzierenden" Tätigkeit ist, daß der Sinn sich für die Beobachtung schärft, daß die Phantasie an Schwungkraft gewinnt und kühneren Flug zu nehmen vermag, daß die Dumpfheit und Stumpfheit der Einbildungskraft weicht. Da vermag denn einer, der nie die Schweiz gesehen hat, an Schillers „Tell" sie kennen zu lernen, sie mit den Augen der Phantasie zu schauen. Aber es wird auch die Landschaft, die ihn umgibt, das Tun und Treiben der

Gegenwart neue Farbe und neues Leben gewinnen für den, welcher mit dem Auge des Dichters zu sehen, mit der Phantasie des Dichters zu bilden gelernt hat.

2. Die Poesie wirkt auf Kopf (intellektuell) und Willen (moralisch).

Nicht nur die absichtlich lehrhafte (didaktische) Poesie, wie die Fabel, nicht nur die reflektierenden philosophischen Gedichte, die Sprichwörter und Rätsel wirken auf den Verstand und schärfen das Denken, sondern die Dichtung überhaupt beflügelt die Gedanken und stärkt den betrachtenden, sinnenden Geist, indem sie ihm immer neue Nahrung an Ideen zuführt. Ja, die Begeisterung für das Schöne ist seit Plato und Schiller immer wieder als die Geburtsstätte der Wissenschaft gepriesen worden; die Kunst führt den Menschen auf blumigen Pfaden der Wahrheit entgegen; sie weckt Andacht, sie führt zum Göttlichen empor; das Zerstreute sammelt sie zu einer allgemeinen Anschauung, zu einer Idee:

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Ehe die Natur den forschenden Gedanken herausfordert, reizt ihre Betrachtung das Auge, und in der ästhetischen Bewunderung schlummert schon die Ahnung der ewigen Gesetze, die sich dem Denker enthüllen.

Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Der Dichter tritt neben den Philosophen, oder sie beide verschmelzen in eins; die Poesie wird die Offenbarerin der Wahrheit; sie verhilft der Wahrheit zum Siege über die Lüge; sie ist die Quelle der Jugend und der Klarheit und Wahrheit:

Glaubt mir, es ist kein Märchen:
Die Quelle der Jugend, sie rinnt
Wirklich und immer,
Ihr fragt, wo?
In der dichtenden Kunst.

